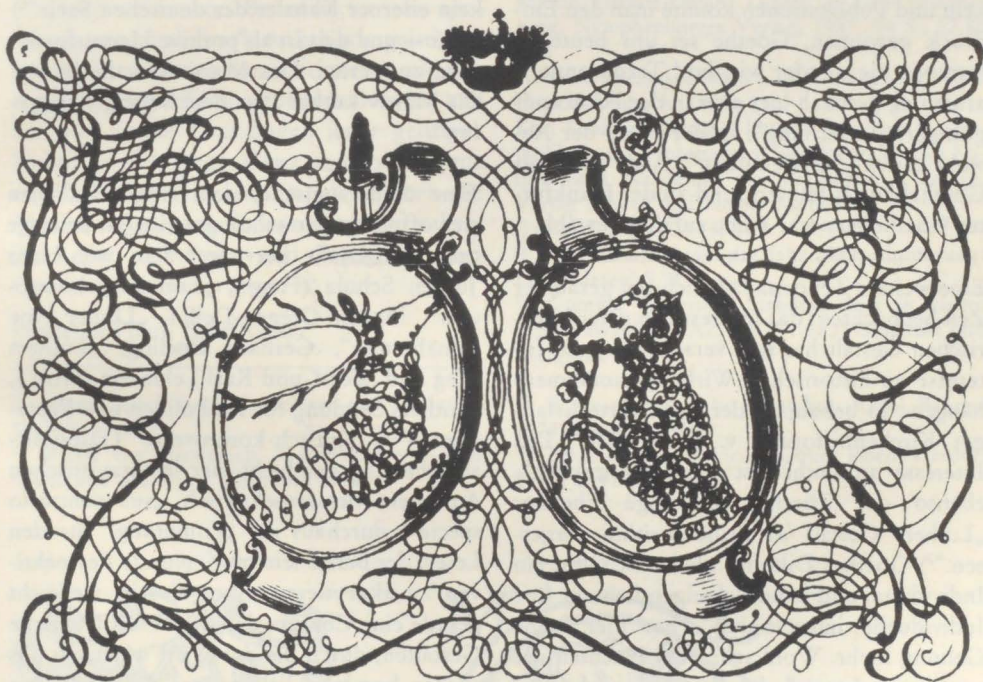


Zu diesem Heft



St. Blasien, Kloster- und Abtswappen 1775 (Generallandesarchiv Karlsruhe, Inv. Nr. 61/10663, S. 1)

Das Heft 3/83 der *Badischen Heimat* ist mit seinen Schwerpunkten zwei Jubiläen gewidmet: dem tausendjährigen St. Blasien und der fünfhundertsten Wiederkehr von Luthers Geburtstag. „Protestantische Unruhe“ und „Stabilitas loci“ monastischer Tradition. Jubiläen, Gedenktage, Goethe 1982, Kafka, Luther 1983. Wer nimmt von diesen Jubiläen und Gedenktagen eigentlich Notiz? Sind sie nur Anlaß für Feuilletons in den Samstagsbeilagen großer Tageszeitungen, Motiv für die Neuauflage des Gesamtwerkes durch

Verlage, Herausforderung für die Expositionstechnik?

Jubiläen, Gedenktage sind nicht zuletzt auch eine Form der Traditionsaufarbeitung. Wie aber arbeiten wir Tradition auf, wie arbeiten wir Tradition auf in einem Land der „kontinuierlichen Traditionsbrüche“?) Auf eine Entwicklung kann immerhin hingewiesen werden: Handelt es sich um Ereignisse und Gestalten, die „expositionabel“ sind, optisch und sinnlich vorzeigbar, befindet sich die Traditionsaufarbeitung auf einem vorzüglichen

chen Niveau der Präsentation. Deshalb sind auch zwei Aufsätze dieses Heftes Ausstellungen gewidmet. Handelt es sich dagegen um die Aufarbeitung „abstrakter Zusammenhänge“, um *Lese-Arbeit*, um einen Buchtitel des Philosophen Blumenberg abzuwandeln, ist die Arbeit an der Tradition eher kritisch, ablehnend, verfremdend, negativ. So war der Ertrag des Goethejahres 1982 wesentlich negativer Art. Bei der Lektüre von Zeitungsartikeln und Publikationen konnte man den Eindruck gewinnen, Goethe sei uns heute so fern wie nie — oder wir ihm! Traditionsaufarbeitung geschah hier eher in der Form endgültiger „Entfernung“, in der Form der Abwehr durch „Verfremdung“. Andy Warhols Goethebild als Hintergrund zu der Frankfurter Goethefeier war nicht zufällig gewählt.

Eine weitere Tendenz läßt sich seit geraumer Zeit beobachten: das Interesse an einer historischen Gestalt hat sich verschoben zum Interesse an historischen Wirkungszusammenhängen. So behauptet der emeritierte Erlanger Kirchenhistoriker v. Loewenich: „Das Interesse an Luther ist weithin erloschen“, ebenso der Zürcher Theologe Ebeling: „Luthers Gestalt ist heute weithin vergessen.“²⁾ Goethes Diktum: „Jeder ist selbst ein Individuum und kann sich eigentlich nur fürs Individuelle interessieren“, hat hier keine Geltung mehr. Wohl sehr zum Nachteil des „geneigten Lesers“, für den historische Gestalten eine gewisse Eindeutigkeit besaßen, die historischen Wirkungszusammenhängen abgeht, da sie vieldeutig sind. Der Abbau des Interesses an der historischen Gestalt verhindert ihre Ideologisierung, die Vieldeutigkeit historischer Wirkungszusammenhänge erschwert aber andererseits ihre Faßbarkeit. Wie soll da etwas „wirken“ in dieser „Durcheinander-Welt“ der gleichzeitigen Angebote, Programme, Modelle? Was bleibt schließlich zu tun, wenn eine historisch gewachsene Traditionsdeutung ausbleibt? „Mein Goethe“-Dein Goethe³⁾-Verhältnis zur Tradition und den Werken der Großen: „blättern und

frei vagierend“⁴⁾ wie das Günther Kunert im Hinblick auf seine Goethe-Lektüre so trefflich formuliert hat.

Goethe 1982 — wesentlich negativer Ertrag, Luther 1983 — wohl weniger denn je auf eine Formel zu bringen. In einer Zeit, in der kein „besonderer Bedarf an Figuren der nationalen Identifikation“⁵⁾ zu herrschen scheint, ist Luther zumindest kein „urwüchsiger Schulbuchheld, kein religiöser Turnvater Jahn, kein eiserner Kanzler der deutschen Seele“⁶⁾ mehr — und dies ist als positive Herausforderung zu werten. Das Massiv Goethe ist wie das Massiv Luther „zur Besichtigung freigegeben“.

Eine unideologische, dem Gegensätzlichen sich öffnende Betrachtungsweise hat Beiträge zum Lutherjahr hervorgebracht wie Hans Jürgen Schulz (Hrsg.), „Luther — kontrovers“, Martin Gregor-Dellin, „Luther eine Annäherung“, Gerhard Ebeling, „Luthers Weg und Wort“ und Karl Lehmann (Hrsg.), „Luthers Sendung für Katholiken und Protestanten“.⁷⁾ Kritisch-kontroverse Traditionsaufarbeitung geschieht hier in essayistischen Ansätzen, vielperspektivisch, „sub contrario specie“, durchaus als „Zumutung“ für den Leser, der bereit sein muß, plurale Perspektiven zu akzeptieren. Aber dies ist vielleicht gerade eine Chance, daß das WORT wie die Gestalten, durch die das Wort wirkt, zu uns immer kommen „als unsere Gegner“, wie denn auch Luther gemeint hat.⁸⁾ *Arbeit an der Tradition* ist eher heute eine Arbeit, die uns nicht mehr von den Institutionen der „Sinnstiftung“ abgenommen wird oder die wir uns nicht mehr von ihnen abnehmen lassen. Arbeit an der Tradition: Goethe, Luther — *lesen*. So lautet denn auch die Überschrift zu dem Einleitungskapitel des Insel Almanachs zum Lutherjahr — „Luther lesen“.⁹⁾ Arbeit an der Tradition ist in einer Zeit, in der die Tradition zur Bewältigung durch den einzelnen „freigegeben“ ist, Lese-Arbeit — und dies ist am Ende dann doch recht lutherisch.

St. Blasien ist ein zweiter Schwerpunkt unseres Heftes. „Ein Jahrtausend am selben Orte in einem engen Tal des südlichen Schwarzwaldes“¹⁰⁾, eine *stabilitas loci*, „jene Seßhaftigkeit, die der heilige Benedikt seinen Söhnen in der Regel vorgeschrieben hat“.¹¹⁾ Klösterliche Kultur und ihre Tradition entstehen hier durch Seßhaftigkeit und Beständigkeit, eine „necessitas vagandi foris“¹²⁾ wird von Benedikt ausdrücklich als nicht zuträglich bezeichnet. Die von Benedikt so sehr apostrophierte „Stabilitas“, örtlich wie geistig zu verstehen, mag uns daran erinnern, wie wenig klösterliche Kultur Sonderkultur ist, und wie viel sie an Grundlagen jeder geistigen Kultur in sich birgt. Ganz in diesem Sinne sagt Frère Roger: „Am meisten haben die Menschen geleistet, die es verstanden haben, ihr Leben mit Ruhe und Festigkeit einer Ordnung zu unterwerfen.“¹³⁾

Heinrich Hauß Schriftleiter

¹⁾ Marcel Reich-Ranicki, Notizen zur Tradition, FAZ, 5. 3. 1983

²⁾ Walter von Loewenich, Martin Luther — Der Mann und das Werk, München 1982.

Gerhard Ebeling, Martin Luthers Weg und Wort, Insel Verlag, 1983

³⁾ Mein Goethe von G. Kunert, S. Lenz, P. Rühmkorf, W. Schnurre, M. Walser, G. Wohmann, Suhrkamp, 1983

⁴⁾ Mein Goethe, S. 73

⁵⁾ Insel Almanach auf das Jahr 1983, hg. von Walter Sparr, Insel Verlag, S. 10

⁶⁾ Martin Gregor-Dellin, Luther, Eine Annäherung, Nymphenburger Verlag, 1983, Seite 21

⁷⁾ Hans Jürgen Schulz (Hrsg.), Luther — kontrovers, Kreuz Verlag Stuttgart, 318 S., 29,50 DM
Martin Gregor-Dellin, Luther — Eine Annäherung, Nymphenburger Verlag, 1983, 94 S., 12,80 DM

Gerhard Ebeling, Martin Luthers Weg und Wort, Inselaschenbuch, 1983

Karl Lehmann (Hrsg.), Luthers Sendung für Katholiken und Protestanten, Schriftenreihe der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg, Verlag Schnell und Steiner München

⁸⁾ Luther, WA 3, 574, 10 f.

⁹⁾ Insel Almanach auf das Jahr 1983, Einführung: Luther lesen, S. 9 ff.

¹⁰⁾ Günther Gillessen, Stabilitas loci in einem Schwarzwaldtal, FAZ, 16. 7. 1983, Gestalten und Ereignisse

¹¹⁾ a.a.O.

¹²⁾ Basilius Steidle, Die Benediktus-Regel, Beuron 1978, Caput LXVI, 7

¹³⁾ Frère Roger, Im Heute Gottes leben, Herder, 1978, S. 41



**Dis zeichen sey zenge / das solche bucher durch
meine hand gangen sind / den des falsche druckes
vnd bucher verderbens / vleyßigen sich ytz viel**

gedruckt zu Wittenberg.

Martin Luthers
Schutzzeichen im Alten
Testament von 1524

„Für die Menschen in Baden-Württemberg hat der Begriff „Heimat“ stets eine große Bedeutung gehabt. Und über die im Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland festgelegten Grundrechte und staatsbürgerlichen Rechte hinaus bekennt sich das Volk von Baden-Württemberg in seiner Landesverfassung zu dem unveräußerlichen Menschenrecht auf die Heimat. Man weiß in unserem Lande, daß der Mensch eine Heimat haben muß, wenn er die Welt erfahren will. Wir lernen die Liebe zu den Menschen, den Landschaften, zur Natur, zu den Dingen und zur Geschichte in der Heimat. Um zu wissen, wohin wir gehen sollen, müssen wir auch wissen, woher wir kommen.“

**Aufruf von Ministerpräsident Lothar Späth
zum Tag der Heimat 1983**

130 Jahre Denkmalpflege in Baden

Am 3. März 1853 wurde der Architekturmalere August von Bayer mit einem Gehalt von 600 fl. zum 1. Konservator für Denkmalpflege im Großherzogtum Baden bestellt. Dieser Tag ist das Geburtsdatum der staatlichen Denkmalpflege in Baden. Das Dekret der Ernennung Bayers lautet wie folgt:

Die Erhaltung der Kunstdenkmale betreffend.

Seine Königliche Hoheit der Regent haben Sich nach allerhöchster EntschlieÙung aus großherzoglichem Staatsministerium vom 3. März d. J., Nr. 246, allergnädigst bewogen gefunden, den großherzoglichen Hofmaler von Bayer zum Conservator der Kunstdenkmale zu ernennen.

Die Aufgabe dieses, dem unterzeichneten Ministerium unmittelbar untergeordneten Conservators ist es:

1. möglichst genaue Kenntniß von dem Dasein und dem Zustande der im Großherzogtum befindlichen Kunstdenkmale zu sammeln;
2. die gesammelten Kenntnisse aufzuzeichnen und
3. die Erhaltung der Kunstdenkmale zu fördern.

Um diese Aufgabe zu lösen, wird der Conservator sich mit den großherzoglichen Lokal-, Bezirks- und Mittelstellen, dem Alterthumsverein und mit Privatpersonen in's Benehmen setzen, dieselben um Mittheilung von Notizen über vorhandene Denkmale angehen, sie über die Bedeutung und den Werth derselben belehren und ihnen geeignete Vorschläge zu deren Erhaltung machen. Sämmtliche Behörden werden hiermit aufge-

fordert denselben in seinen Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen.

Carlsruhe, den 27. April 1853.

Großherzogliches Ministerium des Innern.
von Marschall

August von Bayer (1803—1875) stammte aus Rohrschach am Bodensee, studierte Architektur in Zürich und Karlsruhe, um sich dann ganz für die Architekturmalerei zu entscheiden. Er entwickelte, inzwischen in Baden-Baden ansässig, ein immer größeres Interesse für die Erhaltung mittelalterlich-sakraler Denkmale. Bayer wurde Mitbegründer und Direktor des „Alterthumsvereins für das Großherzogthum Baden“. Alle die inzwischen in den deutschen Ländern entstandenen Altertumsvereine bildeten 1852 den Dachverband „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“, der versuchte, auf die Regierungen einzuwirken, um damit die Anstellung eines Conservators zur Überwachung der Denkmale zu erreichen. Wie man sieht, hatte diese Bemühung im Großherzogtum Baden Erfolg, mit A. v. Bayer hatte man den richtigen Mann zur richtigen Stunde zur Verfügung.

Es war ein langer Weg von diesem Beginn bis zum Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes für das Land Baden-Württemberg im Jahre 1972. 75 Jahre ist der Landesverein Badische Heimat diesen Weg mitgegangen, denn seit seiner Gründung im Jahre 1909 steht Natur- und Denkmalschutz an erster Stelle seiner Bestrebungen. Hervorragende Männer des Landesvereins haben gerade in der Denkmalpflege für das Land Baden Großartiges geleistet. Für viele seien ge-

nannt: Architekt Hermann Esch, damals Mannheim, Prof. Dr. Alker, Karlsruhe, Architekt C. A. Meckel, der Erbauer des Hauses Badische Heimat in Freiburg, Regierungsbaumeister Motz, Konstanz, Prof. Dr. Wahle, Heidelberg, der Initiator der „Badischen Fundberichte“, und der Prälat und Universitäts-Professor Josef Sauer, Freiburg, der das Amt des Großherz. Konservators der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums im Nebenamt von 1910 bis zu seinem Tode 1949 versah. Der bad. Denkmalrat von 1934, der zwar nie zusammengetreten ist, sah ein Mitglied als Vertreter der Badischen Heimat vor, und dem bad. Denkmalrat von 1949, der für das damalige Land Baden galt, gehörte Rudi Keller, geschäftsführender Vorsitzender unseres Landesvereins, an. In ungezählten Vorträgen wurde praktischer Heimat- und Denkmalschutz betrieben, in Heimatkursen und Heimatabenden versucht, Mitarbeiter heranzubilden. Ausgezeichnete fachliche Publikationen durchziehen die Jahrgänge von „Mein Heimatland“ und „Badische Heimat“. Ohne den Landesverein mit seinen Fachausschüssen zu hören, lief kein

beachtenswertes Unternehmen, das den Denkmalschutz betraf, im Lande ab.

Nun liegt die Denkmalpflege in der Hand des Staates und hat einen festen Platz in der Landesverwaltung gefunden. Auch die neue Organisation und der finanzielle und personelle Ausbau der Denkmalpflege hat deren Wirkungsgrad gesteigert. Wir wissen aber auch, daß viele schwerwiegende Probleme, oft gerade durch die moderne Zeit hervorgerufen, geblieben sind. Der Landesverein Badische Heimat bietet in Fortsetzung der alten Tradition und Zusammenarbeit der Denkmalpflege seine Hilfe an, wo immer er mit seinen Kräften helfen kann. Unsere Hefte stehen ihr jederzeit für Aufrufe, Hinweise, Aufsätze zur Verfügung.

Der Landesverein Badische Heimat dankt aus Anlaß des 130jährigen Jubiläums der Denkmalpflege für ihre geleistete Arbeit, denn wir wissen, was ihr das Land zu verdanken hat. Wir wünschen der Denkmalpflege alles Gute und Durchsetzungsvermögen zur Bewältigung ihrer vielfältigen, der Heimat im wahrsten Sinne des Wortes dienenden Aufgaben.

L. Vögely

1. Landesvorsitzender



Siegel des Badischen Altertumsvereins

Die Schriftleitung weist auf das Heft „130 Jahre Denkmalpflege in Baden — 125 Jahre Denkmalpflege in Württemberg“ der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Sonderheft 2/1983 hin

An unsere Mitglieder

Die Prüfung der Rechnungsführung des Landesvereins Badische Heimat für die Jahre 1980 bis 1982 wurde am 21. März 1983 und am 9. Mai 1983 durch Herrn Rechtsanwalt Dr. Paul Zimmermann, Freiburg, vorgenommen. Herr Dr. Zimmermann stellt in seinem Bericht fest: „Die Bilanzen und die Gewinn- und Verlustrechnungen des Vereins (getrennt nach Vereinsvermögen und laufender Vereinsarbeit) wurden überprüft. Zusammenstellung und Einzelpositionen wurden von Herrn Günther erläutert und, soweit gewünscht, belegt. Anhand der Eintragungen im Journalbuch und der Einzelbelege wurden Stichproben zur Überprüfung der Vollständigkeit und Richtigkeit der Verbuchungen gemacht.

Die Bilanzierungs- und Buchungsarbeiten von Rechnungs- und Schriftführer sind übersichtlich, sauber und korrekt. Beanstandungen sind nicht zu erheben.“

Damit ist Herr Günther als Landesrechner entlastet, und der Landesverein wünscht ihm eine gute Besserung seiner Gesundheit und verabschiedet ihn mit Dank und guten Wünschen für die Zukunft.

Landesverein Badische Heimat
L. Vögely
1. Landesvorsitzender

Information für unsere Mitglieder

Die Konten des Landesvereins Badische Heimat

Der Landesverein Badische Heimat verfügt ab 1. Januar 1984
über folgende Konten:

1. Postscheck-Konto: Karlsruhe 16468-751
2. Bankhaus J. A. Krebs, Freiburg, Giro 873, BLZ 68030100
3. Öffentliche Sparkasse Freiburg, Giro 2003201, BLZ 68050101

Wir weisen unsere Mitglieder auf die Ermächtigung
zum Einzug von Forderungen mittels Lastschriften auf Seite 673
dieses Heftes hin!

Skizzen zur Geschichte des Klosters St. Blasien

Hugo Ott, Freiburg

Wer erstmals in seinem Leben vom Schluchsee, seit über 50 Jahren ein stark aufgestauter Pumpspeichersee zur Stromversorgung Badens, kommt und über den Höhenluftkurort Häusern fährt, um ins obere Albtal nach St. Blasien abzuzweigen, wird wohl mit einiger Überraschung den mächtigen, im klassizistischen Stil ausgeführten Kuppelbau des Domes von St. Blasien erblicken, mit einiger Überraschung, weil eine solch gewaltige Anlage des frühen Klassizismus in der Schwarzwaldlandschaft nicht ohne weiteres zu vermuten ist und auch, weil vielleicht die strengen Formen nicht auf den ersten Blick mit dem übrigen Baukomplex und auch mit der kargen landschaftlichen Umgebung in Übereinstimmung gebracht werden können.

Selbst den Kenner dieses schönen Klosterortes im südlichen Schwarzwald, seit vielen Jahrzehnten ein bekannter Kurort, fasziniert immer wieder dieses herrliche Ensemble aus barocker Klosteranlage und klassizistischem Zentralbau — ein beachtlicher Kernrest einstmaliger Größe einer mächtigen Benediktinerabtei. Was in diesem Jahr nach langer Arbeit — unterbrochen durch eine Brandkatastrophe 1977 — mit großem finanziellem Aufwand seitens des baupflichtigen Landes Baden-Württemberg restauriert worden ist, läßt die Schönheit der einstmals intakten sanktblasianischen Kommunität erahnen.

Dort im südlichen Schwarzwald residierten damals noch die Fürststäbte von St. Blasien und regierten über ein weitgedehntes Konglomerat aus Territorien und Rechtskreisen höchst unterschiedlicher Qualität — mit dieser engeren Thematik wäre freilich nur ein kurzer Ausschnitt aus der über tausendjähri-

gen Geschichte des Klosters gewählt, da der Status des Reichsfürsten den Äbten von St. Blasien erst durch den Erwerb der nahegelegenen Reichsgrafschaft Bonndorf im Jahre 1746 zugewachsen war, damals freilich einen gewissen krönenden Abschluß bildend für eine Abtei, die reich, mächtig und angesehen war und auf eine stolze Tradition zurückblicken konnte. „Des heiligen römischen Reichs Fürst und Abt des fürstlichen Reichsstifts St. Blasien auf dem Schwarzwald, Herr deren Reichs- und vorderösterreichischen Herrschaften Bonndorf, Staufen und Kirchhofen, auch zu Gurtweil und Oberried, Römischer Kaiserlicher Majestät, zu Hünegarn und Böheim Königlicher Apostolischer Majestät Erb-Erz-Hof-Caplan in den vorderösterreichischen Landen, wie auch eines daselbstigen löblichen Prälatenstandes Präsident“ — so lautete fortan der Titel des Fürstabtes von St. Blasien.

Das Gebiet der Herrschaft St. Blasien umgriff, zurückgehend auf das hohe Mittelalter, neben dem eigentlichen Kernbereich im südlichen Schwarzwald — markiert durch Feldberg, Wiesental, Schluchsee und Hotzenwald — dem sogenannten Zwing und Bann, wo das Kloster seit dem 11. Jahrhundert den Landesausbau vorangetrieben hatte, weite Räume im Altsiedelland des Breisgaus, der Nordschweiz, der Villingen Gegend, des Bodensees, ja auch auf den Fildern südöstlich von Esslingen, wo St. Blasien seinen Besitz im Amt und in der Propstei Nellingen zusammengefaßt hatte. Dies sei gesagt, um nur einiges anzudeuten vom Reichtum und vom Ausstrahlungsvermögen dieses Klosters. Ja, als dort der Fürstabt inmitten einer weltweit

angesehenen, durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten klösterlichen Gemeinschaft den Krummstab führte, da mochte die politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Welt noch in Ordnung sein — trotz der schweren Zeitläufte, die das 17. und das 18. Jahrhundert mit den verheerenden Kriegen heraufgeführt hatten. Und trotz anderer Anzeichen, die immer wieder Gefahr für die Weiterexistenz klösterlicher Anstalten signalisierten. In der Bautätigkeit jedenfalls, die am Klosterort, aber auch draußen an den Mittelpunkten der klösterlichen Verwaltung zu registrieren war, herrschte anscheinend durchgehend Optimismus. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die große Barockanlage in St. Blasien fertiggestellt — Ausdruck des herrschaftlichen Selbstverständnisses. Ein Großbrand zerstörte das Kloster wenige Jahre später. Der Wiederaufbau begann unter dem wohl berühmtesten Fürstbist des Klosters, Martin Gerbert, der aus Horb am Neckar stammte. Freilich: anstelle des alten Münsters, das barockisiert gewesen war, konzipierte Martin Gerbert nach dem Vorbild des französischen Klassizismus einen Zentralbau und ließ diesen nach den Plänen des französischen Architekten Pierre Michel d'Inxard errichten, wozu aber auch nicht unerhebliche Modifikationen anderer Architekten kamen, die die ursprüngliche Konzeption des französischen Baumeisters deutlich veränderten. Unter Kunsthistorikern ist viel gerätselt worden und ist auch heute noch umstritten, ob Gerbert sich vom Pantheon in Rom anregen ließ bzw. welche anderen konkreten Vorbilder ihn dazu bewogen haben, an die Stelle des alten romanischen dreischiffigen Kirchenbaus eine Rotunde zu setzen. Wie dem auch sei, mit der Einweihung des Domes 1783 fand der äußere Wiederaufbau der Gesamtanlage seinen krönenden Abschluß. Das Kloster St. Blasien hatte eine unverwechselbare Gestalt gewonnen, der auch eine innere geistige Gestalt entsprach. Doch fragt sich, ob diese oben erwähnte optimistische Grundhaltung, die sich in der

Baulust äußerte, durchgängig war, wußte doch Martin Gerbert, jener scharfe Beobachter der politischen und geistigen Strömungen nur zu genau, daß die österreichische Herrschaft, mit der das Kloster seit der Mitte des 13. Jahrhunderts über die Grafen von Habsburg in direkter rechtlicher Beziehung stand, im Zuge des aufgeklärten Staatskirchentums an die Aufhebung klösterlicher Gemeinschaften ging, zumal wenn diese keine nützlichen Zwecke im Sinne staatlicher Vorstellung verfolgten. Immerhin: St. Blasien schien nicht gefährdet, wenigstens nicht unmittelbar, da es in vielfältiger Weise in und für die Welt wirkte und den Interessen des österreichischen Hauses in dessen Vorlanden mit erheblicher Intensität diente. Doch sollte darüberhinaus ein weiteres sichtbares Zeichen gesetzt werden, nämlich indem die Gebeine der in Basel und im schweizerischen Königsfelden beigesetzten Vorfahren Maria Theresias und Josephs II., die Gebeine der frühen Habsburger also, aus den einst evangelisch gewordenen Schweizer Gebieten 1770 nach St. Blasien überführt und in der neuen Krypta unter dem Mönchschor eine endgültige Grablege finden sollten und wieder in katholischem Gebiet ruhen mochten. Konnte eigentlich deutlicher nach Wien gewinkt werden, als wenn etwa die irdischen Überreste der Gemahlin des deutschen Königs Rudolfs I., des Begründers der habsburgisch-österreichischen Dynastie, jetzt in St. Blasien beigesetzt waren, unter dem Mönchschor und täglich in das liturgische Gedenken der Mönchsgemeinschaft einbezogen? St. Blasien stand also im Selbstverständnis und in der Traditionspflege der Österreicher, war gewissermaßen ein westlicher Außen- und Vorposten österreichischer Herrschaft. Freilich: es sollte am Ende nichts fruchten, da das heilige Römische Reich deutscher Nation mit der habsburgisch-österreichischen Erbmonarchie 1806 zusammenbrach, der Rückzug der habsburgisch-österreichischen Macht aus ihren Vorlanden unter dem Druck Napoleons unausweichlich wurde und neue territo-

riale Machtverhältnisse an die Stelle der Habsburger traten. Der Fürstabt Martin Gerbert, der 1793 starb, brauchte dies nicht mehr zu erleben. Mit seinem Tod war nicht nur eine Epoche der sanktblasianischen Geschichte zu Ende gegangen. Er hatte die Feuerzeichen der französischen Revolution noch gesehen und in düsterer Vorahnung sie zu deuten versucht. Die politischen Konsequenzen mußten seine Nachfolger tragen. Er hinterließ nicht nur ein wohlgeordnetes klösterliches Gemeinwesen, einen modernen Klosterstaat, dem eine fortschrittliche Bildungs-, Sozial- und Wirtschaftspolitik den Stempel aufgeprägt hatte, ein kulturelles Erbe, das seinesgleichen in der europäischen Geistesgeschichte suchte, Gerbert hatte vor allem die Erforschung der Geschichte seines Klosters, aber auch der Gesamtgeschichte, die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Urkunden und Dokumenten zur Erhellung der Geistes- und Kirchengeschichte vorangebracht und selbst dazu grundlegende Arbeiten geschaffen. Und so muß auch heute noch der Historiker immer wieder auf das Material zurückgreifen, das im 18. Jahrhundert in St. Blasien gesammelt worden und dort in der berühmten Druckerei zum Teil publiziert worden ist. Vieles ruht im Archiv des Klosters St. Paul im südlichen Lavanttal, wohin ein erheblicher Teil des ehemaligen Klosterarchivs von St. Blasien 1809 gelangte. Mittlerweile ist der gesamte Archivbestand in St. Paul durch die Archivverwaltung des Landes Baden-Württemberg mikroverfilmt worden und kann in den staatlichen Archiven des Landes Baden-Württemberg, gut geordnet und aufgeschlossen, benutzt werden. Von diesen Überlegungen aus soll der Blick zurückgehen auf die wichtigsten Stationen der Klostersgeschichte St. Blasien, wobei wir besonders den Anfängen, denen auch die Erforschung Gerberts galt, unsere Aufmerksamkeit schenken wollen. Die Frühgeschichte St. Blasiens birgt auch heute noch viele ungelöste Fragen, nicht zuletzt deswegen, weil es an Quellen mangelt. Vielleicht

hatte der erste große Klosterbrand 1382 vorhandene schriftliche Zeugnisse vernichtet, die uns hätten weiterhelfen können — die Brandkatastrophen sollten das Kloster bis in die unmittelbare Gegenwart begleiten. Wir hören erstmals um die Mitte des 9. Jahrhunderts, daß es eine cella Alba, also eine kleine Mönchsgemeinschaft im Albtal gegeben hat, die dem Mutterkloster Rheinau am Hochrhein unterstand. Und zum Ende des 9. Jahrhunderts wird berichtet, daß Blasius-Reliquien aus Rom über das Kloster Rheinau in das benachbarte Waldgebiet übertragen worden seien. Ohne daß wir die Frühgeschichte auch nur einigermaßen befriedigend deuten können, kann doch mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, daß es eine Kontinuität und Identität zwischen der mit Blasius-Reliquien ausgestatteten Albzelle des 9. Jahrhunderts und dem nachmaligen Kloster St. Blasien gegeben hat, dem Kloster, das wohl kurz vor 1000 sich von Rheinau zu lösen begann und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts als von Rheinau losgelöst und selbständig existierend zu betrachten ist, ohne daß wir wüßten, wie dieser Prozeß der Emanzipierung im Einzelnen verlaufen ist. Das heißt, es bleiben nahezu 200 Jahre der Geschichte St. Blasiens als Vorgeschichte im Dunkeln. Sicher haben wirtschaftliche Fragen von Beginn an die benediktinischen Mönche im oberen Albtal begleitet, sicher handfeste Probleme, die mit Rodung, mit Wegebau und mit der Beherrschung der Naturgewalten, kurz mit der Erschließung des weithin noch nicht kolonisierten südlichen Schwarzwaldes zusammenhingen. Vielleicht auch wurde die Mönchsgemeinschaft nicht auf Dauer gehalten, sicher dürfte sie in den Anfängen immer wirtschaftlich auf das Mutterkloster Rheinau verwiesen gewesen sein. Und wenn das Kloster St. Blasien dann um 1030 etwa selbständig war, dann mußte es über eine ausreichende ökonomische Grundlage verfügt haben. Das Ausstattungsgut, das dann im 11. Jahrhundert durch zahlreiche Schenkungen vermehrt

worden ist, dürfte aus hochadligen Kreisen gekommen sein, ja sogar aus Kreisen mit einer bestimmten Königsnähe. So begegnet uns St. Blasien um die Mitte des 11. Jahrhunderts in einer ganz spezifischen Rechtsstellung, besonders als der junge König Heinrich IV. dem Kloster 1065 eine hohe Privilegierung zuteil werden ließ. Dem Blasiuskloster wurde eine sogenannte negativ formulierte Immunität für einen engeren Bezirk (genaue Grenzbeschreibung, unter anderem mit dem Feldberg und dem Schluchsee als Markierungsbereichen), der nachmals als Zwing und Bann bezeichnete Raum, zuerkannt. Man kann diese Immunität als auf einer Forstrechtsbestätigung beruhend qualifizieren. St. Blasien ist damit keineswegs in den salischen Reichskirchenverband gelangt, erhielt also nicht den Rang eines Reichsklosters. Das Immunitätsprivileg von 1065 ist auch das erste Zeugnis für die Besitzgeschichte des Klosters, sagt jedoch nichts aus über das Gründungsgut, kann aber als Beweis für die Stabilisierung des klösterlichen Besitzes gewertet werden — ein klar umschriebener Raum, in dem St. Blasien, ganz im Sinne der Reformbewegung, mit dem Institut der Konversen Rodungstätigkeit betrieb und auch den Aufbau von Eigenkirchen (z. B. Höchenschwand, Bernau) vorangebracht hat. König Heinrich IV. bestätigte 1065 auch Besitz in Haltingen (Landkreis Lörrach), der vom Bischof von Basel stammte, wozu noch Besitz in Brunnadern und Ober-Unterwangen (Landkreis Waldshut) konfirmiert worden ist.

St. Blasien hat aber auch eine besonders enge Beziehung zu der hochadligen Familie von Rheinfelden, aus der dann der Gegenkönig gegen Heinrich IV im Zusammenhang mit dem Investiturstreit kam, und zum Bischof von Basel, wie wir bereits gesehen haben. Schon die nächste überlieferte Dotation stammt von Rudolf von Rheinfelden, der 1071 über eine königliche Bestätigung, 7,5 Hufen in Ober-Unter-Eggingen (Landkreis Waldshut) an das Kloster schenkte. Aus dem gleichen Zeitraum rührt die Schenkung eines

größeren Besitzkomplexes um den Schluchsee zu gesamter Hand einer Schenkergruppe, die Rudolf von Rheinfelden, Graf Otto und dessen Sohn, Graf Friedrich von Dießen/Andechs, Graf Eckbert von Sachsen, Ita von Sachsen und Birkendorf, Tuto von Wagenhausen und Hezelo, den Vogt der Reichenau einbezog, und aus der die Nähe des Reformklosters St. Blasien zum hohen Adel sehr deutlich wird. Dieser Schenkungskomplex schloß unmittelbar an das Immunitätsgebiet an. Zusammen mit dem noch ins 11. Jahrhundert gehörenden Zwing- und Bannbezirk des von St. Blasien abhängigen Frauenklosters Berau ergab sich ein sehr arrondierter Kernbereich. In dieser Zeit, die durch den Investiturstreit und die monastische Reformbewegung gekennzeichnet ist, kommt dem jungen Kloster eine entscheidende Position in der benediktinischen Reformbewegung zu: St. Blasien holte sich seine Reform aus dem oberitalienischen Kloster Fruttuaria im Aostatal, und zwar in einer cluniazenischen Variante, zwischen 1070 und 1077. Unterstützt wurde dieser Reformansatz durch die Kaiserin Agnes, die Mutter Heinrichs IV. Dieser Anschluß an die Reform setzte nicht nur klosterintern starke Kräfte frei, die zu einer großartigen Aufbau- und Ausbauleistung — gerade im wirtschaftlichen Bereich — führten, St. Blasien wurde zum Mittelpunkt einer eigenständigen Reformbewegung, d.h. es wurde zum Reformzentrum für viele andere Klöster in einem weiten Einzugsgebiet — bis hinüber nach Göttweig in der Wachau.

Zugleich bauten die St. Blasianer eigene klösterliche Zellen auf, die als abhängige Priorate straff dem Hauptkloster St. Blasien unterstellt blieben. Es sei nur auf das größte Priorat hingewiesen, das später mächtige Ochsenhausen, das bis 1393 St. Blasien untergeordnet war.

Sicher spielte in den Anfangszeiten des Klosters die Eigenbewirtschaftung des Klosterbesitzes eine zentrale Rolle, wobei die schon erwähnten Konversen (Laienbrüder), angeworbene bäuerliche Familien und die abhän-

gigen Leute des Klosters, die Eigenleute oder Gotteshausleute, die Rodungstätigkeit innerhalb des sogenannten Zwing und Bannes, also im südlichen Schwarzwald, getragen haben — auch in den angrenzenden Gebieten des hinteren Wiesentals. Im Zusammenwirken von Mönchen und Hörigen ist in dieser Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts die wirtschaftliche Grundlage verfestigt worden, sicher zunächst bei einem starken Übergewicht der klösterlichen Initiative. Eine zentrale Funktion für den Ausbau der sanktblasianisch-klösterlichen Grundherrschaft kam der Erweiterung des Immunitätsbezirks nach 1065 zu.

Es fallen aber auch die Schwerpunktbildungen auf: Etwa die dichte Besitzlandschaft westlich der Iller aus der Dotation des von St. Blasien abhängigen Priorates Ochsenhausen. Östlich an den Ochsenhausen-Komplex schloß sich relativ umfangreicher Besitz zwischen Iller und Mindel (und östlich der Mindel) an, der auf Schenkungen dort ansässiger adliger Familien (seit 1105) zurückgeht und den das Kloster trotz der weiten räumlichen Trennung noch lange festhielt und organisatorisch erfaßte. Es wird bei dieser Besitzlandschaft auch ersichtlich, daß St. Blasien zugunsten einer Konzentration auf benachbarte Gebiete Tauschgeschäfte betrieb, z. B. Besitzungen um Elchingen an der oberen Donau 1150 zugunsten von Besitz im heutigen Kanton Aargau tauschte, der dann zum Kern des späteren sanktblasianischen Amtes Klingnau geworden ist. Hier wird bereits eine zielstrebige Besitzpolitik deutlich. Neben weiteren verdichteten Besitzlandschaften ragt besonders das Gebiet der Nordschweiz heraus: Im Zusammenhang mit dem Ausbau der Zähringischen Herrschaft erfuhr St. Blasien durch seine Schutzbvögte, die Zähringer, — wir werden noch darauf zurückkommen — starke Unterstützung. Die Zähringer konnten sich dabei auf eine Reihe von kleineren Dynastengeschlechtern stützen, zu denen etwa die Herren von Krenkingen, deren Burg im unteren Wutachgebiet stand, die

Herren von Regensberg und die Herren von Tegerfelden zählten, über deren Herrschaftsräume hinweg die Herzöge von Zähringen ihren Vorstoß in das Zürichgebiet unternahmen. Besitz des Klosters im Zürichgau ist früh belegt. Das Kloster hat dann im 13. und 14. Jahrhundert durch Kauf systematisch die Kernbereiche weiter verdichtet — z. B. im nachmaligen Amt Klingnau, aber auch anderwärts.

Insgesamt betrachtet wird man sagen können, daß St. Blasien als ein Kloster der Zweiten Gründungswelle (11. Jahrhundert) ungewein reich ausgestattet worden ist und zudem über den unmittelbaren Einflußbereich im südlichen Schwarzwald hinaus in einer weiten Ausdehnung durch Schenkungen bedacht worden ist. Angereichert wurden diese Ausstattungen durch die Schenkungen an die Priorate und Frauenklöster, damit wieder mittelbar St. Blasien zugute kommt: Bürgeln, Weitenau sind neben Ochsenhausen als Priorate zu erwähnen, aber auch die Frauenklöster Berau und Sitzenkirch. Mit Hilfe der Prioratsverfassung konnte zunächst die organisatorische Durchdringung gemeistert werden. Die Organisationsfrage stellte sich jedoch seit dem 13. Jahrhundert immer dringender. Im Altsiedelland, also drunten im fruchtbaren Breisgau, am Bodensee, im mittleren Neckargebiet, wird St. Blasien mit Hilfe des Systems der alten Hofverbände die organisatorische Durchdringung seines Besitzes und die Verfügung über die abhängigen Menschen gewährleistet haben. Wir können die Verhältnisse des hohen Mittelalters aus den nachmaligen großen Besitzverzeichnissen des 14. Jahrhunderts, den sogenannten Urbaren, erschließen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war das Kloster auf einem wirtschaftlichen Höchststand angelangt und hatte zugleich seine sehr ausgedehnte Grundherrschaft durch eine hochrationelle Organisation fest im Griff: neben der Zentralverwaltung am Klosterort, wo die wichtigsten Ämter und Klosterbeamten versammelt waren, stand eine dezentralisierte Form

der Verwaltung — nämlich die Außenämter, beispielsweise das Amt Nellingen — wo der entfernt liegende Klosterbesitz auf den Fildern vor Ort organisiert und kontrolliert wurde, wo aber auch die Vermarktung der Produkte in den nahe gelegenen Reichsstädten kostengünstig erfolgen konnte, z. B. auf dem Markt in Esslingen. Impulse für diese sehr rationale Verwaltung kamen von den Habsburgern, mit denen St. Blasien um die Mitte des 13. Jahrhunderts, wie bereits erwähnt, auf nicht ganz geklärte Weise in herrschaftliche Beziehung getreten ist, nachdem es zuvor unter der Klostersvogtei der Herzöge von Zähringen gestanden hatte. Zu der Vogteifrage sollten einige Sätze ausgeführt werden.

Im Gegensatz zu Hirsau läßt sich für St. Blasien nicht eindeutig die Verbindung von Adel und Reform, eine Artikulation der klösterlichen Libertas im 11. Jahrhundert, herauspräparieren. Das Kloster blieb zunächst in einer Zwischenstellung von Dynastenkloster und Bischofskloster, gestützt auf die Verleihung einer spezifischen Immunität. Die Nähe zum alemannischen Hochadel und zum Bischof von Basel erklärt die frühen Dotierungen im Schwarzwald, wie wir gesehen haben und anderwärts. Die Vogtei im Rahmen der Schutzherrschaft, die der Bischof von Basel eindeutig nach dem Scheitern Rudolfs von Rheinfelden über das Kloster ausübte, dürfte jedoch gewisse Grenzen nicht überschritten haben: z. B. ist nicht bekannt, daß der Bischof von Basel einen Abt in St. Blasien je investiert hat. Der Vorgang der Loslösung St. Blasians aus der bischöflich-baselschen Schutzwogtei in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts ist auf dem Hintergrund der macht- und territorialpolitischen Auseinandersetzungen der Zähringer Herzöge mit dem Bischof von Basel zu sehen, er mündet ein in den königlichen Spruch von 1125, wonach St. Blasien frei und nur dem königlichen Schutz unterstellt sei mit dem Recht der freien Vogtwahl. Die Verbindung mit den Zähringern als Schutz-

vogten bestimmte dann im 12. Jahrhundert den weiteren Ausbau der sanktblasianischen Grundherrschaft, wobei besonders der Schweizer Raum um Zürich einen Schwerpunkt gebildet hat, ohne daß andere, zum Teil sehr weit entfernte Gebiete vernachlässigt worden wären. Nach dem Aussterben der Zähringer 1218 zog Friedrich II. die Vogtei über St. Blasien als Reichslehen an das Reich zurück, zumindest in diesem vagen Sinn kann St. Blasien als ein Reichskloster gesehen werden. Das Zustandekommen der Verbindung mit den Habsburgern, die als Schutz- und Kastvögte bis zum Ende der klösterlichen Existenz fungierten, ist noch nicht hinreichend geklärt. Es ist davon auszugehen, daß unter König Rudolf I. eine Amalgamierung von reichsrechtlichen und landesherrlichen Komponenten der sanktblasianischen Vogtei erfolgte. Erwiesen ist jedenfalls, daß St. Blasien in jenen Jahren (um 1284, und dann noch einmal zu Beginn des 14. Jahrhunderts) ohne Erfolg bemüht war, zu einer Klärung seiner vogteilichen Verhältnisse im Sinne der eindeutigen Fixierung auf reichsrechtliche Position (Immediatstellung) zu gelangen. Aber das half alles nichts: Die Habsburger blieben im Besitz der Vogtei über St. Blasien und der Herrschaft auf dem Schwarzwald. Die Einbindung in die ständestaatliche Organisation der vorderösterreichischen Lande war selbstverständlich. Bemühungen des Klosters, den Zwing und Bann quasi-landesherrlich zu konturieren, waren im Spätmittelalter vorhanden und führten nur de facto zum Erfolg.

Im Grunde war die klösterliche Struktur St. Blasians im späteren Mittelalter verfestigt, der Landesausbau war abgeschlossen, die Sorge galt fortan der Erhaltung und Mehrung des Besitzes — aber auch der Entwicklung von quasi-staatlichen Formen der Herrschaftsausübung. St. Blasien war bemüht, seine Hintersassen, die Gotteshausleute, über spezifische Formen der Leibherrschaft zu einer Art Untertanenschaft zu gestalten, gleichsam unterhalb der Landesherrschaft

der Habsburger oder welche Landesherren auch immer zuständig waren.

Wir haben also gesehen, daß nach der großartigen Reformphase des 11. und frühen 12. Jahrhunderts auch in St. Blasien der Reformeifer merklich abgeflacht ist, daß die Aktivitäten von Abt und Konvent sich eindeutig auf den wirtschaftlichen und rechtlichen Ausbau der weitgefächerten Grundherrschaft verlagert haben, wobei sehr große Erfolge erzielt worden sind. Das Kloster, das mehrere Brandkatastrophen hinnehmen mußte und auch im deutschen Bauernkrieg erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden ist, verharrte jahrhundertlang in einer provinziellen Position, spielte allenfalls auf der Prälatenbank in der vorderösterreichischen Landstandschaft eine gewisse Rolle. Es profilierte sich erst wieder in der gegenreformatorischen Bewegung. Unter dem Abt Caspar (I.) wurden neue Initiativen für eine Reform nach den Richtlinien des Tridentinum und der Konstanzer Diözesansynode von 1567 entfaltet, das Kloster wurde mehrmals visitiert und eine Renovation der Klosterstatuten durchgeführt. St. Blasien schickte seit dieser Zeit in zunehmender Zahl geeignete Fratres zum Universitätsstudium nach Freiburg, an die Jesuitenuniversität Dillingen und zur Benediktineruniversität in Salzburg, bei deren Gründung das Kloster aus dem Bereich der schwäbischen Abteien nicht unmaßgeblich beteiligt war. Freilich blieb die Salzburger Universität für die Ausbildung sanktblasianischer Konventualen stets sekundär. Durch das Germanicum sind immerhin 24 Mönche aus St. Blasien gegangen. Sicher ist durch diese kontinuierliche Ausweitung des geistigen Horizontes im Kloster St. Blasien der Nährboden gebildet worden, auf dem nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges mit seinen vielfältigen Auswirkungen auf die Stabilität des Klosters dann im 18. Jahrhundert jene erstaunliche Spätblüte gedeihen konnte, die St. Blasien in der internationalen Gelehrtenwelt berühmt gemacht hat. Unternehmungen

wie die *Germania Sacra*, die liturgie- und musikgeschichtlichen Untersuchungen, die zahlreichen diplomatiegeschichtlichen und allgemeinhistorischen Arbeiten markieren diesen Weg. Die klostereigene Druckerei (*Typis San-Blasianis*) wurde zu einem Gütesiegel. In Fürstabt Martin Gerbert kulminierte die Spätgeschichte des Schwarzwaldklosters in einzigartiger Weise: Die geringe Basis der reichsunmittelbaren Grafschaft Bonndorf und der grundherrschaftlichen Gebiete, aber auch der vorderösterreichischen Lande, deren Prälatenbank der Abt von St. Blasien präsidierte, wurde durch die kirchenpolitischen, politischen Aktivitäten sowie durch die internationalen wissenschaftlichen Kontakte deutlich überspielt. Martin Gerbert hatte als Vorsitzender des Breisgauischen Prälatenstandes auch die Interessen der Konstanzer Diözese in Wien zu vertreten, eine Aufgabe, die unter der josephinischen Kirchenpolitik nicht leicht zu bewältigen war. Gerberts Kontakte zur Kurie und zu den päpstlichen Nuntien in Wien und Luzern sowie zum Mainzer Erzbischof waren äußerst intensiv. In zahlreichen Stellungnahmen und in der umfangreichen Korrespondenz, die zum Teil ediert ist, werden sein Bemühen um Ausgleich in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen, aber auch sein Eifer um Reform und Fortschritt deutlich, etwa in Fragen der Reform des theologischen Studiums. Seine Autorität setzte Gerbert vorbehaltlos für eine Stärkung des Ansehens der Orden ein, besonders des Benediktinerordens. Diese Autorität war nicht zuletzt durch die wissenschaftliche Tätigkeit gegründet worden, die Gerbert und mit ihm ein Kreis sanktblasianischer Konventualen in St. Blasien entfaltete, besonders verdichtet in dem kühnen Plan der *Germania Sacra*: die Bearbeitung einer Kirchengeschichte Gesamtdeutschlands in systematischer Form, gegliedert in die Geschichten der einzelnen Diözesen. In St. Blasien wurde ab 1780 nach dem Vorbild der *Gallia Christina* und unter Einbeziehung der zahlreichen früheren Pläne

ernsthaft damit begonnen, das riesige Material zu sammeln, die Bearbeiter zu koordinieren und die Publikation der einzelnen Bände zu ermöglichen. Daß das Unternehmen schließlich Torso bleiben mußte, erklärt sich einmal aus der Ungunst der kriegerischen Zeiten, zum andern aber aus der Säkularisation des Klosters, die einen Konvent traf, der Existenzberechtigung verdient hätte. St. Blasien war jedoch auf Gedeih und Verderb bis zum Ende des Alten Reiches mit der habsburgisch-österreichischen Schutzmacht verkettet. Die Auswanderung des Restkonvents ins Österreichische bis zum fernen Lavanttal setzte den Schlußpunkt unter diese enge Verbindung. Als in den letzten Tagen des

Septembers 1807 die hochbeladenen Karren das Albtal hinunterfuhren, um über Schaffhausen den Weg nach Ulm zu gewinnen, wo es dann donauabwärts ging, da hatten die Mönche noch eine schwach glimmende Hoffnung auf eine spätere Rückkehr. Jedemfalls nahmen sie alle Urkunden und Dokumente mit, mit deren Hilfe die Besitztitel eines fernen Tages hätten nachgewiesen werden können. Doch auf die Mönche wartete das Schicksal der Emigration mit all den harten Konsequenzen. Auch die Hoffnungen, der Restkonvent könne die in St. Blasien begonnene wissenschaftliche Tätigkeit in St. Paul fortsetzen, haben sich bald zerschlagen. Der Kulturabbruch war total geworden.

Die Beständigkeit (Stabilitas)

Suscipiendus autem in oratorio coram omnibus promittat de *stabilitate* sua et conversatione morum suorum et oboedientia.

Vor der Aufnahme verspricht er in Gegenwart aller im Oratorium *Beständigkeit*, klösterliches Leben und Gehorsam

Regula Benedicti, cap. 58, 8

Si vero postea voluerit *stabilitatem* suam firmare non rennuatur talis volutas.

Will er (der fremde Mönch) sich dann zum *beständigen Bleiben* verpflichten, so weise man einen solchen Wunsch nicht zurück.

Regula Benedicti, cap. 61, 5

Officina vero ubi haec omnia diligenter operemur claustra sunt monasterii et *stabilitas in congregatione*.

Die Werkstatt aber, in der wir das alles (die Instrumente der guten Werke) üben sollen, ist die Abgeschlossenheit des Klosters und das treue *Ausbarren in der Gemeinschaft*.

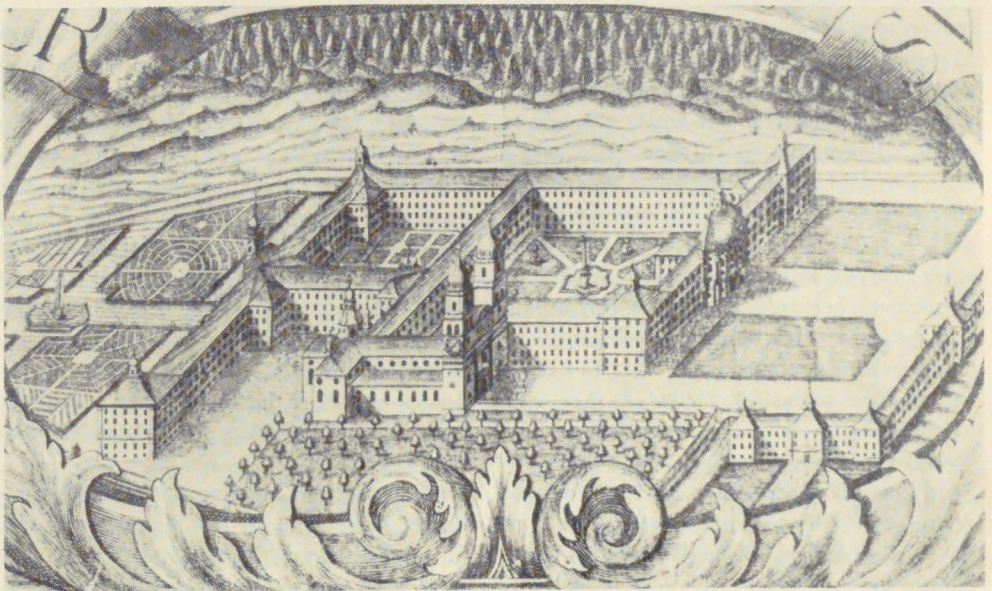
Regula Benedicti, cap. 4, 78

Zur Baugeschichte der barocken Klosteranlage und des Domes in St. Blasien

Jakob Wörner, Neuenburg/Rhein

1727 trat der große Barockabt Franz II. Schächtelin aus Freiburg seine Regierungszeit an. Dieser Abt war es auch, der im Jahre 1746 für sich und seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand erhoben wurde: sicher einer der eindrucklichsten Glanzpunkte in der Geschichte des Klosters, zugleich ein Höhepunkt in den alten Beziehungen zwischen St. Blasien und dem Haus Habsburg-Österreich. Dieser Abt, der allerdings in seiner eigenen Regierungszeit (1727–1747) neben dem Glanz auch die Schattenseiten habsburgischer Regierung durchstehen mußte (etwa im Zusammenhang mit den Salpeterer-Aufständen im hauensteinischen Hotzenwald, wo St. Blasien wesentlich im Auftrag des

österreichischen Landesherrn aufzutreten hatte), faßte aus barockem Repräsentationsbedürfnis und im edlen Wettstreit mit den anderen großen oberdeutschen und schweizerischen Benediktinerklöstern wie Weingarten, Einsiedeln, Engelberg, Disentis usw. und wohl nicht zuletzt, um seine Präsenz nicht nur als Abt eines Klosters, sondern auch als weltlicher Herr und später Fürst zu dokumentieren, den Entschluß, mit Ausnahme des Neuen Münsters die gesamte seit dem Mittelalter zu einem fast verwirrenden Konglomerat angewachsene Klosteranlage niederzulegen und eine gewaltige, einheitliche, nach den neuesten Stilprinzipien errichtete Klosteranlage zu errichten. In dieser neuen



St. Blasien, Ansicht der Klosteranlage vor dem Brand von 1768 (Original in St. Paul, Kärnten)

Klosteranlage sollte namentlich auch die Doppelfunktion des Bauherrn, zum einen Abt eines Klosters, zum anderen aber weltlicher Herr und später Fürst zu sein, ihren anschaulichen baulichen Ausdruck finden.

Obwohl — im Zeitalter des Absolutismus — der Bauwille eines großen Bauherrn als Erklärung allein für eine so gewaltige Unternehmung völlig ausgereicht hätte, fühlte man sich doch im Kloster St. Blasien zu einer weitergehenden Begründung verpflichtet: nach dem Bericht des bedeutenden Klostergeschichtsschreibers Pater Ignatius Gump spielte auch eine Rolle, daß die Krankenstation schlecht untergebracht sei und man deshalb das Ausbrechen von Seuchen im Konvent zu befürchten gehabt habe. Ein besonders einleuchtendes Argument für den Abbruch fast der gesamten seit dem Mittelalter entstandenen Klosteranlage war dies aber kaum. Der wahre Beweggrund war zweifelsohne barockes Repräsentationsbedürfnis.

Merkwürdig ist, daß schon vor dem Regierungsantritt von Abt Franz II. Schächtelin im Jahre 1727, nämlich anscheinend vor 1723 (also noch zu Zeiten des Abtes Blasius III. Bender) im Umkreis Caspar Moosbruggers (neuerdings auch dem „Schüler“ Caspar Moosbruggers, Johann Rueff [1686—1750] zugeschrieben) Pläne und Schaubild zu einer völlig neuen Klosteranlage entstanden. Zwar kennt man Abt Blasius III. Bender als einen Abt, der das Bauen keineswegs verachtete, geht doch der Ausbau des Schlosses in Bonndorf, wo die Dokumentation sanktblasianischer Präsenz immer besonders wichtig war, im wesentlichen auf diesen Abt zurück.

Sollte schon er sich mit einem völligen Neubau der Klosteranlage in St. Blasien befaßt haben? Wie schon Schmieder S. 115 anführt, war die Bewegungsfreiheit von Abt Blasius III. zum Bauen durch die Salpeterer-Aufstände stark behindert. Andererseits war er mit der Schweiz sehr verbunden, zumal er seit 1725 Botschafter des Österreichischen Hauses bei der Eidgenossenschaft war.

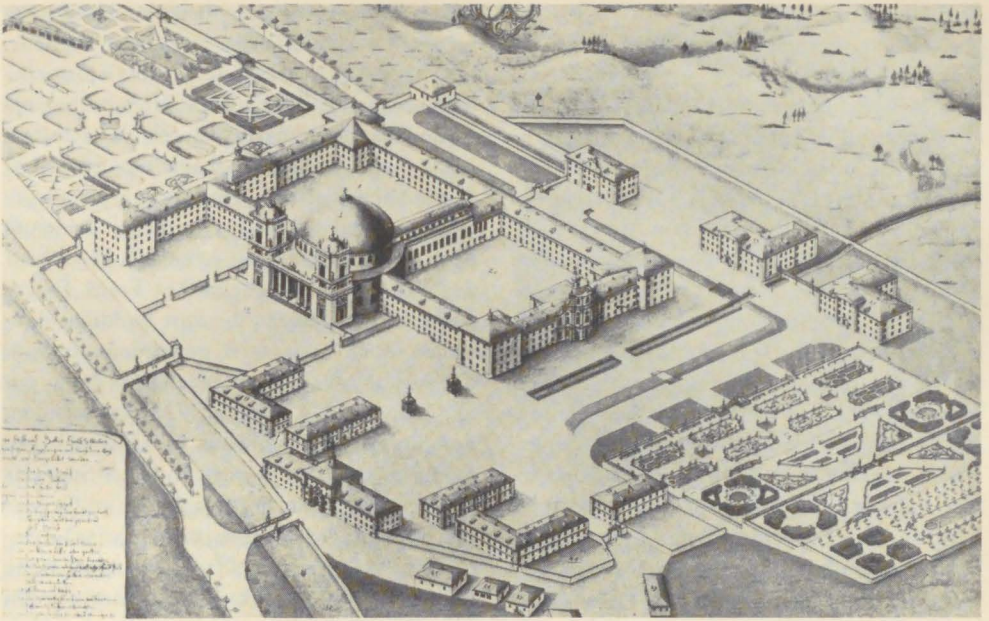
Moosbrugger war in St. Blasien nicht unbe-

kannt, hatte er doch 1711 bzw. 1716 im Bauwesen des mit St. Blasien verbundenen Frauenklosters Berau gewirkt: der Plan zum Neubau des Klosters in St. Blasien ist jedoch erst ein Jahrzehnt später entstanden.

Es bleibt also vorerst rätselhaft, wieso Moosbrugger bzw. sein Umkreis einen solchen Neubauplan entwarfen bzw. wer ihnen dazu den Auftrag gegeben hat. Es ist natürlich auch möglich und für die Barockzeit nicht einmal unüblich, daß Moosbrugger/Rueff (?) unverlangt, von sich aus diesen Plan entwarfen, um sich für den Neubau in St. Blasien zu bewerben. Doch müssen sie immerhin von der Absicht zu einem solchen Neubau erfahren haben: und dies anscheinend schon vor der Regierungszeit von Abt Franz II.!

Auch scheint es, daß dieser Plan, heute noch in den Sammlungen des Stiftes Einsiedeln, überhaupt nie in St. Blasien war, man kannte ihn also wohl dort gar nicht (Moosbrugger starb 1723, also noch bevor die Bauidee in St. Blasien in die „kritische“ Phase gelangte), jedenfalls dürfte der Plan in der weiteren Baugeschichte von St. Blasien keine Rolle gespielt haben: der den Bau dann planende und ausführende Baumeister Johann Michael Beer hat sich zwar auch des allgemeinen Schemas oberdeutscher barocker Benediktinerklöster mit überhöhten Eck- und Mittelrisaliten bedient, ist jedoch mit der wesentlich schlüssigeren Gruppierung um zwei (anstatt drei) Innenhöfe, die ja die Doppelfunktion des Bauherrn (Abt eines Klosters mit Konvent und zugleich weltlicher Herr mit Residenz) wesentlich klarer und sinnfälliger zum Ausdruck bringt, dabei auch das übernommene Neue Münster besser in die neue Anlage einbindet, in der spezifischen St. Blasier Aufgabenstellung einen signifikant anderen Weg gegangen.

Den Auftrag zur Planung und zum Neubau der Klosteranlage in St. Blasien erhielten, wie gesagt, nicht Moosbrugger/Rueff, sondern der noch junge ebenfalls Vorarlberger Architekt Johann Michael Beer



St. Blasien, Plan zum Wiederaufbau der Klosteranlage und Neubau der Klosterkirche nach dem Brand von 1768 (Original im Landesarchiv Karlsruhe)

(1700—1767). Sein Vater war der große Barockarchitekt Franz II. Beer (1660—1726), der unter vielen anderen Bauwerken 1704 ff die Klosterkirche in Rheinau (zusammen mit seinem Schwiegersohn Peter Thumb (1681—1766)) errichtete. Johann Michael Beers Mutter, Katharina geb. Eberlin, starb schon 1703, als Johann Michael Beer drei Jahre alt war.

Den Tip, daß in St. Blasien ein größerer Neubau bevorstehe, dürfte Johann Michael Beer über Rheinau erhalten haben. Mitte März 1726 kehrte er von einer Italienreise zurück: seinen Vater sah er nicht mehr, dieser war am 21. Januar des gleichen Jahres verstorben. Dem jungen Architekten, von Italien zurückgekehrt, mag der Hinweis auf einen möglichen Auftrag in St. Blasien gelegen gekommen sein. Wie er an den Auftrag, einen der größten, denn er je erhielt, kam, weiß man recht genau. Gumppe schildert, es sei am 27. Oktober 1727 gegen Abend Herr von Beer, Baumeister von Konstanz, „zufäl-

lig“ in St. Blasien eingetroffen („accidentaliter hier in unserem Gotteshauß angekehrt hatt“), wurde gastfreundlich zum Nachessen eingeladen, und J. M. Beer berichtete so brillant nicht nur über die Baukunst, sondern auch über seine jüngst vergangene Italienreise („und von denen Römischen, als übrig Italienischen gebauwen sonderbar raesoniert“) und die italienische Baukunst des Barocks und verstand damit einen so nachhaltigen Eindruck zu machen, daß er in der Folge den Auftrag zum Neubau der gesamten Klosteranlage erhielt.

Schon wenige Wochen später, am 12. November 1727, wurde mit ihm der Vertrag geschlossen, aus dem u. a. hervorgeht, wie dies im 18. Jahrhundert üblich war, daß der Baumeister zugleich als Generalunternehmer auftrat, der gegen die vereinbarte Summe von 11 000 Gulden zuzüglich Nachträgen, den Altbau auf seine Kosten abzubrechen, alle Maurer usw. anzustellen und zu bezahlen, die Baumaterialien (bis auf festgelegte

Ausnahmen) und Werkzeuge zu stellen sowie für Dauerhaftigkeit und Planstreue zu garantieren hatte.

Gumpp berichtet außerdem, daß Johann Michael Beer außerordentlich schnell plante. Es sei der Riß binnen weniger Tage angefertigt worden. Interessant an Gumppps Bericht ist auch die Feststellung, es sei von Abt Franz II. der Beschluß zu diesem Bau gefaßt worden „inter gravissimos motus et tumultus Hauensteinianos“, damit kommt zum Ausdruck, daß die neue Klosteranlage, abgesehen von den bereits genannten Gründen barocker Repräsentation, nicht zuletzt auch eine Demonstration sanktblasianischer Präsenz gegen gewisse Anfechtungen darstellt, die St. Blasien, im Auftrag des Landesherren Österreich handelnd, im Zusammenhang mit den Salpeterer-Aufständen durchzustehen hatte.

Der Baufortgang bei der Errichtung der neuen Klosteranlage war erstaunlich rasch: Backsteine kamen aus Birkendorf, Nögenschwiel (wo italienische Ziegler arbeiteten) und Bonndorf; Bausand wurde in St. Blasien selbst (gegen den Bötzbberg) gewonnen. Sandstein für die Hausteile des Baus (vor allem für das reich instrumentierte Portal bei Hof) wurde in Boll, Unteralpfen, Brunnadern, Gündelwangen und besonders Grimelshofen gewonnen, Bruchsteine in St. Blasien selbst (am Bötzbberg und hinter der Friedhofskapelle).

72 Maurer arbeiteten gleichzeitig. Aus dem Gumpppschen Bericht geht auch hervor, daß Abt Franz II. Schächtelin an der Planung der neuen Klosteranlage in solchem Umfang mitwirkte, daß fast von einer Mitautorschaft die Rede sein muß; eine Erweiterung des Programms wurde durch einen Nachtrag zum Vertrag mit Johann Michael Beer Rechnung getragen.

Mit der Tätigkeit von Johann Michael Beer war man in St. Blasien außerordentlich zufrieden; nur ein einziger Zwischenfall wird berichtet: weil Johann Michael Beer 1738 zu einem von Österreich auf dem Balkan geführten Kriege eingezogen wurde, stürzte

während seiner Abwesenheit der Nordwestturm ein und mußte neu aufgebaut werden. Um für die Errichtung der neuen Klosteranlage überhaupt Platz zu schaffen, war es erforderlich, den diagonal durch das Klosterareal fließenden Steinarbach um etwa 100 Meter nach Westen in einen sorgfältig ausgebauten Kanal zu verlegen, in dem er heute noch fließt. Trotz dem schnellen Fortschritt des Bauvorhabens scheint Abt Franz II. gegen Ende der Bauzeit die Last ständiger Baustellen doch etwas viel geworden zu sein, denn er begab sich kurzerhand für einen guten Monat (28. 4. bis 1. 6. 1737) nach seinem Sommersitz, dem Schloß in Gurtweil, wo man sich, nach Auskunft von Pater Stanislas Wülberz nicht nur des Frühlings (im Gegensatz zum langen Winter in St. Blasien), sondern auch der zahlreichen Orangenbäume erfreuen konnte, die dort gezüchtet wurden (die Orangerie, jetzt Hauskapelle des Heimes, besteht noch heute).

1742 war die neue Anlage im wesentlichen vollendet. Der Abt konnte den neuen Westflügel des Abteiteiles beziehen. Ausgestattet wurde die Anlage von den ersten Künstlern der Zeit, den Wessobrunner Stukkateuren Hans Georg Gigell mit seinen Mitarbeitern, Giovanni Battista Clerici, dem berühmten Dominicus Zimmermann, als Maler von Carl Stauder und Franz Joseph Spiegler, als Bildhauer von Christian Wenzinger. Diese Ausstattung der um 1742 vollendeten Klosteranlage muß zum Reichsten und Großartigsten gehört haben, was die südwestdeutsche Kunst des Barocks hervorbrachte.

Die neue Klosteranlage erforderte nach dem Bericht von Pater Stanislas Wülberz den gewaltigen Betrag von 452 630 fl (Gulden) ohne die vom Kloster geleisteten Fuhren und eigenen Arbeiten.

Beim Neubau der Klosteranlage 1727–1742 wurde das Neue Münster von 1108, wenn auch immer wieder neu ausgestattet und auch in der äußeren Gestalt, vor allem der Türme, verändert und barockisiert, beibehalten und in die neue Klosteranlage übernom-

men. Warum man die romanische Klosterkirche als einziges Bauwerk der alten Klosteranlage beibehielt, ist schwer zu sagen. Sicherlich nicht nur aus finanziellen Gründen, auch wenn der gewaltige Neubau von Konvent und Abtei die Klosterfinanzen aufs äußerste angespannt haben dürfte und obschon immerhin daran zu denken ist, daß die alte Klosterkirche erst kurz vorher, in der Regierungszeit von Abt Augustinus Fink, mit nicht unerheblichem Aufwand barockisiert worden war.

Bei der Übernahme der alten Klosterkirche, also des Neuen Münsters von 1108, in die neue barocke Klosteranlage dürfte sicher nicht an letzter Stelle eine Rolle gespielt haben, daß man pietätvoll der führenden Rolle gedachte, die St. Blasien in den clunaisensischen Klosterreformen gespielt hatte und deren wohl vornehmster baulicher Ausdruck eben das Neue Münster darstellte.

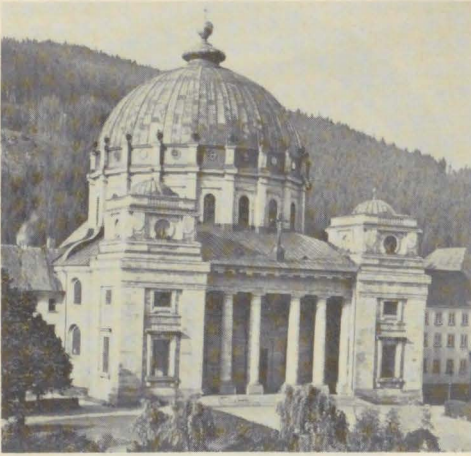
Etwa 1752 war die neue Anlage, die wir durch verschiedene Ansichten (etwa die prächtige Millichsche Ansicht von 1746), die Beschreibungen von Pater Ignaz Gumpo oder die (wenn auch bereits retrospektiven) Pläne von Salzmann) relativ genau kennen, vollendet. Der Erbauer, Abt Franz II. Schächtelin, hatte daran eine solche Freude, daß er in Wien eine Medaille prägen ließ, welche neben seinem Porträt die neue Klosteranlage darstellt, eine Medaille von Matthäus Donner (in der Ausstellung zu sehen unter Kat. Nr. 323).

Von den Nachfolgern Franz II. regierte Fürstabt Cölestin Vogler aus Wolfach nur zwei Jahre und war in seiner Bautätigkeit durch Krankheit behindert. Um so energischer griff dann dessen Nachfolger, der aus Rheinfeldern stammende Meinrad Troger (1749–64), wieder in das Baugeschehen ein. Seinem Engagement verdanken wir nicht nur die Einrichtung der von da an berühmt gewordenen Klosterdruckerei (1754), in welcher eine große Zahl bedeutender, zum Teil mit Kupferstichen herrlich ausgestatteter Bücher gedruckt wurde, sondern auch die — so-



*Fürstabt Martin II. Gerbert
Luigi Bossi zugeschrieben. St. Blasien um 1770
(St. Blasien. Dommuseum)*

weit als möglich — Behebung des baulichen Mankos, unter dem die von barockem Repräsentationsbedürfnis erfüllten Äbte von St. Blasien gelitten haben müssen: Durch die Übernahme der alten Klosterkirche in die neue Klosteranlage war es nicht möglich, wie etwa in Weingarten oder Einsiedeln, unter Zuhilfenahme der Kirchenfassade eine reiche Schauseite der Klosteranlage zu entwickeln: das Kloster hatte somit, namentlich von seiner Hauptansichtsseite, der Westseite her, keinen wirklich repräsentativen Zugang. Fürstabt Meinrad Troger, der sich schon bald nach seinem Regierungsantritt der Mitarbeit des großen Barockarchitekten Giovanni Gaspare Bagnato versicherte (welchen er vielleicht aus den nahe seinem Geburtsort liegenden Deutschordenskommende Beuggen und dem Fridolinsmünster in Bad Säckingen kannte), entschloß sich dazu, diese Zugangssituation zu verbessern: durch die Anlage des „Hufeisens“, bestehend aus zwei flankierenden Gebäuden, welche der Verwaltung des Klosterstaates dienten und dem Torhaus (heute Rathaus und „Klosterhof“ beherbergend), das seit der Restaurierung 1975/76



Dom St. Blasien, Nordansicht (Nach Wörner, Frühklassizismus)

wieder im originalen Zustand mit Pilastern, Skulpturen und Wappen ausgestattet, den repräsentativen Haupteingang zum Klosterareal bildete und über eine Art Via triumphalis durch den heutigen Kurgarten und Patresgarten einerseits würdige Distanz ergab und zugleich eine schrittweise Annäherung an das eigentliche Klostergebäude ermöglichte. Darüber hinaus wurde in dieser Zeit das eigentliche Klostergebäude umgeben von einem Kranz von Nebengebäuden: Doktorwohnhaus („Bagnato-Bau“), Mühle, Marstall (= Umbau), die, wie das „Hufeisen“ im fürstlichen Rot-Weiß erschienen, im Gegensatz zu dem grau abgesetzten eigentlichen Klostergebäude.

Lange konnte sich das Kloster St. Blasien an der prachtvollen und mit so großen Opfern erkauften Klosteranlage nicht erfreuen, denn am 23. 7. 1768 brach gegen elf Uhr im Konventteil des Klosters ein Brand aus, der rasend schnell um sich griff und der in nur drei Stunden die ganze noch neue Klosteranlage (einschließlich mancher Nebengebäude wie Doktorwohnhaus, ehemaliger Marstall, altes Gesindehaus, Mühle und Metzigg) weitgehend vernichtete; im wesentlichen blieben nur die Außenmauern und die steinernen In-

nenteile der Klosteranlage rußgeschwärzt stehen: insbesondere war die überaus bedeutende und reiche Innenausstattung mit Stukkaturen, Malereien, Skulpturen bis auf wenige Reste (Supraporten im mittleren Geschloß, einige Stukkaturen im Erdgeschoß, vor allem im ehem. Sommerrefektorium) vernichtet. Es handelt sich hierbei sicherlich um einen der schwersten Verluste, den die südwestdeutsche Kunst des Barocks überhaupt erlitt.

Zum Zeitpunkt dieser Brandkatastrophe war Fürstabt des Klosters St. Blasien der wohl bedeutendste in der langen Reihe der sanktblasianischen Äbte, Fürstabt Martin II. Gerbert aus Horb am Neckar.

Als junger Novize trat er 1736 in das Kloster St. Blasien ein und war bald Bibliothekar. Mit großem Eifer wandte er sich den Wissenschaften zu, über 40 wissenschaftliche Werke verdanken wir seiner Feder: vor allem kirchengeschichtliche (*Germania Sacra*), geschichtliche (z. B. *Historia Nigrae Silvae*, eine Geschichte des Schwarzwaldes, die in Wirklichkeit eine Geschichte des Klosters St. Blasien darstellt) und musikgeschichtliche Werke, darunter den zunächst erheiternd erscheinenden Titel „*De dierum festorum numero minuendo, celibritate amplianda* (St. Blasien 1765)“, also „wie man die große Zahl von Feiertagen vermindern könnte“, was anscheinend für das 18. Jahrhundert ein Problem darstellte, in welchem Kirchenfeiertage neben dem religiösen Inhalt nebenbei auch noch die Funktion bezahlter Ferien und die Wallfahrt zuzüglich zum frommen Zweck auch noch die Funktion des Tourismus erfüllte. Gerbert war (etwa als Fürst von Bonndorf) auch ein im Sinne der Aufklärung weiser und persönlich gütiger Landesvater: So kümmerte er sich nicht nur um den Straßenbau, gründete die zweitälteste Sparkasse Deutschlands (die noch heute als Sparkasse von Bonndorf besteht), das „reichslandschäfftliche Spital“, ein Waisenhaus (das heutige Krankenhaus von Bonndorf), sondern auch die Rothausbrauerei. Mit der An-

lage der „Holzfäller-Siedlung“ Herrenschwand schuf er so etwas wie eine Frühform der Arbeitersiedlung. Auch Einrichtungen, die einer Arbeitslosenunterstützung (namentlich für die Holzfäller im Winter) nahekommen, gab es zur Zeit Gerberts bereits im Kloster St. Blasien.

Dieser Fürstabt, von dem berichtet wird, „man sah ihn nur in der Kapelle, in der Bibliothek oder am Schreibtisch bei seinen Regierungsgeschäften“, wurde durch die Brandkatastrophe von 1768, ob er wollte oder nicht, auch zu einem der größten Bauherren in der Geschichte des Klosters St. Blasien.

Nachdem wegen in Österreich sich bereits abzeichnender klosterfeindlicher Tendenzen zunächst der Gedanke erwogen wurde, das Kloster überhaupt von St. Blasien weg in das reichsunmittelbare und Österreich nicht unterstehende bonndorfische Gebiet zu verlegen, wurde dieser Gedanke bald wieder fallengelassen, wohl einerseits um den Österreichischen Landesherrn nicht zu verärgern und zum anderen, weil die Brandruine doch noch einen beträchtlichen Wert darstellte, und schließlich weil das Kloster St. Blasien, das stets großen Wert auf Treue zu Traditionen legte, auch an dem angestammten Ort hing. Gerbert entschloß sich also, die abgebrannte Klosteranlage wieder auf- und im Inneren im Stil der Zeit neu auszubauen, an der Stelle des alten, mehrfach umgestalteten Neuen Münsters aber eine vollständig neue, gewaltige, den modernsten Prinzipien des französischen Frühklassizismus entsprechenden Klosterkirche zu errichten.

Schon als Bibliothekar hatte Gerbert zum Sammeln von Materialien für seine großen wissenschaftlichen Publikationen ausgedehnte Reisen unternommen, 1759 seine erste große Auslandsreise bezeichnenderweise nach Paris, wo er in der Bibliothek des Maurinerklosters St. Germain des Prés arbeitete und mit dem dort tätigen Maurinerpater Dom François Clément lebenslang freundschaftlich verbunden blieb. Gerbert wurde

und blieb — das kann ohne Übertreibung gesagt werden — sein ganzes Leben lang ein großer Freund und Bewunderer der französischen Kultur. Nicht von ungefähr kommt daher seine Hochachtung vor dem französischen Volk: „Alsdann findet man bei diesem Volke in hohem Grade die Tugend der Höflichkeit und Leutseligkeit, wie besonders auch eine aufrichtige Gefälligkeit gegen diejenigen, deren Achtung und Freundschaft ihnen von Wert ist. Es herrscht unter den Franzosen zwar die größte Freiheit im Umgange, aber ohne Überschreitung der Grenzen des Anstandes, und allenthalben sind ihre Gelehrten gegen fremde Standesgenossen sehr zugänglich und mittheilsam.“

In diesem Zusammenhang kann es (auch wenn man den konkreten Weg kennt: Empfehlung durch Adelige wie den Fürsten von Hohenzollern, den Grafen von Königsegg, in gewisser Hinsicht auch den Reichsgrafen von Sickingen in Freiburg) nicht verwundern, daß Gerbert für die gewaltigen, nun in St. Blasien anstehenden Bauaufgaben einen französischen Architekten wählte: Pierre Michel d'Ixnard aus Nîmes, der in Strasbourg lebte. Während d'Ixnard als die entscheidende künstlerische Kraft, als entwerfender Architekt im engeren Sinne auftritt, wirkte der gleichfalls berufene fürstlich fürstenbergische Baudirektor Franz Joseph Salzmann mehr als Bauleiter. In einer Zwischenphase war dann ohne Vertragsverhältnis noch tätig der gleichfalls französische Architekt Nicolas de Pigage aus Lunéville, damals kurpfälzischer Baudirektor (vgl. z. B. die für seine Zeit äußerst typischen „Parkfabriken“, d. h. Tempel- und Moscheegebäude im Schloßpark von Schwetzingen).

Nur in wenigen Sätzen kann hier auf die höchst faszinierende Planungsgeschichte der neuen Klosterkirche, des heutigen Domes, hingewiesen werden. Bauherr und Architekt, die als kongenial zu bezeichnen sind, waren sich wohl von Anfang an über zwei Dinge im klaren: einmal, daß ein rechteckiger Mönchschor relativ hart an eine zirkelreine,

überkuppelte Rotunde zu setzen sei, und zwar so, daß das Chorgestühl der Mönche hinter dem eine interessante Kombination mit dem Chorgitter eingehenden Hochaltar zu liegen komme und am Ende des Mönchschores, als point de vue, da, wo in anderen, etwa barocken, Klosterkirchen ein gewaltiger Hochaltar prangt, programmatisch die Orgel aufgestellt werde und zum anderen, daß man sich — im Prinzip — an das altrömische Pantheon anlehnen wolle. Zwar ist dieses bedeutende antike Bauwerk Roms als Ausdruck der reinen und vollkommenen Formen von Kreis und Kugel schon seit der italienischen Hochrenaissance als vorbildlich betrachtet worden, doch rückte es jetzt, im Zusammenhang mit dem französischen Frühklassizismus, vermehrt in den Mittelpunkt des Interesses. Zahlreiche „Pantheoniden“ ließen sich in diesem Sinne aufzählen.

Im Zusammenhang damit und zusätzlich spielen in der Planungsgeschichte der ehemaligen Klosterkirche von St. Blasien die großen französischen und besonders Pariser Kirchenbauten des 17. und 18. Jahrhunderts eine wichtige Rolle: wie z. B. die Kirche der Sorbonne, die Benediktinerinnenabteikirche Val de Grâce, die Assomption-Kirche, der Invalidendom, u. a. deshalb, weil auch hier ein Zentralbau (wenn auch auf ganz anderem Grundriß als St. Blasien) neben eine rechteckige Kirche (die *église des soldats*) gesetzt wurde, und ganz besonders Ste Geneviève, le Panthéon, in welcher Kirche die freistehende Säule mit waagrechtem Gebälk, das „Säulenarchitrav-System“ wesentliches gestalterisches Merkmal ist. Für den Mönchschor spielen dann Bauten wie die Schloßkapellen von Versailles und in gewisser Hinsicht Lunéville, für die Fassade, d. h. das Peristyl mit den seitlichen Türmen oder besser gesagt Pylonen, die Fassade der Pariser Kirche S. Sulpice und wiederum Ste Geneviève (Konkurrenzprojekte) eine wichtige Rolle.

Entscheidende Anregungen sind zweifelsohne von der bedeutenden Masse der Kon-

kurrenzprojekte für Ste Geneviève ausgegangen: aus ihnen sei ganz besonders ein Konkurrenzprojekt, dasjenige von Laurent Destouches, Architekt der Stadt Paris, herausgehoben. Gesamthaft ist hervorzuheben, daß der gewaltige Klosterkirchenbau in St. Blasien undenkbar wäre ohne die genannten französischen Einflüsse, die so entscheidend sind, daß der Bau im Grunde der französischen Architekturgeschichte angehört.

Erwähnt sei auch der nicht ausgeführte Plan einer Unterkirche zur feierlichen Bestattung der Gebeine berühmter Habsburger, die Gerbert aus dem schweizerisch gewordenen Basel und Königsfelden nach St. Blasien holte, wohl auch, um in einer Zeit sich abzeichnender klosterfeindlicher Tendenzen unter verstärktem Schutz des österreichischen Kaiserhauses zu gelangen. Wenn somit auch bis zu einem gewissen Grade ein memorialer Charakter der neuen Klosterkirche mitgegeben worden sein sollte, so kann man doch ihre Form nicht allein hieraus ableiten, dazu sind die hier verwirklichten baulichen Grundvorstellungen und die dafür herangezogenen Vorbilder gerade im französischen Frühklassizismus zu allgemein verbreitet.

Nach Planungsbeginn 1768 im wesentlichen schon 1781 vollendet, wurde der Bau vom 21. bis zum 28. 9. 1783, also vor nunmehr genau 200 Jahren, feierlich eingeweiht. Bedeutende Künstler haben an der Ausstattung dieses gewaltigen Bauwerks mitgearbeitet, die Stukkatoren und „Marmorierer“ Luigi Bossi, Johann Caspar Gigl und Benedikt Rastler, Christian Wenzinger als Altar-Entwerfer und Maler, auch Simon Göser als Maler, Karl Hugeneß aus Rastatt als Kunstschmied usw.

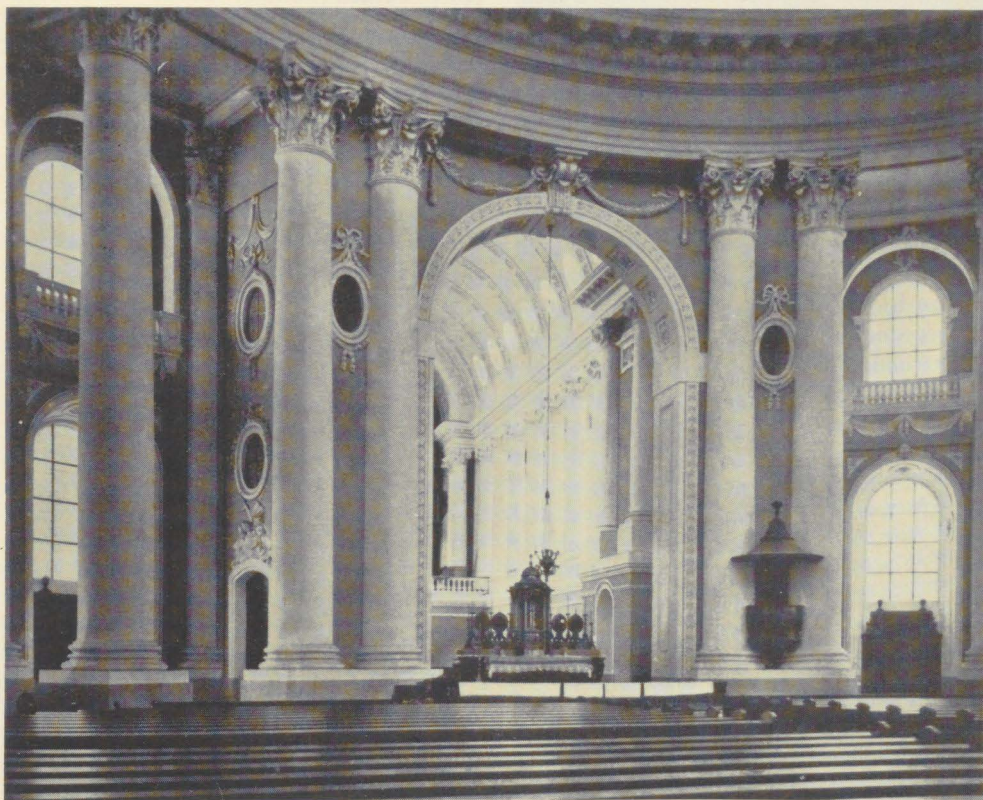
Die Säkularisation der Jahre 1806/07 beendet die Existenz des in das 9. Jahrhundert zurückgehenden Klosters abrupt. Ein großer Teil der Mönche mit dem Abt wanderte nach Österreich aus, wo sie in dem bereits leerstehenden Benediktinerkloster St. Paul im Lavanttal in Kärnten, im Süden des heutigen Österreich, Unterkunft fanden. Dort besteht

das Stift St. Paul (gleichsam als „Neu-St. Blasien“) bis heute.

Erbe der Klostergüter in St. Blasien wurde der neugegründete badische Staat. Fiskalisch denkend, nahm er gerne an sich, was etwas einbrachte, die Felder, Wälder und so nützliche Dinge wie die Rothausbrauerei, mit deutlich weniger Freude die eigentlichen Klostergebäude und die Klosterkirche. Die Klostergebäude wurden industrieller Nutzung zugeführt, die ehemalige Klosterkirche hingegen kurzerhand zum Abbruch bestimmt, zu diesem Abbruch gab es bereits einen großherzoglichen Kabinettsbeschluss. Im letzten Augenblick gelang es durch den Einsatz der Architekten Friedrich Weinbrenner

und Jakob Dyckerhoff, jedoch insbesondere auch der badischen Großherzogin Stephanie de Beauharnais, einer Adoptivtochter Napoleons, die als Französin ihre schützende Hand über dieses französische Bauwerk hielt, den Abbruch zu verhindern. Ein Fehlen dieses Bauwerks in der Klosteranlage kann man sich schlechterdings nicht vorstellen!

1874 brach in den im Kloster untergebrachten Industriebetrieben ein Großbrand aus, dem die gesamte Osthälfte der Klosteranlage und die ehemalige Klosterkirche, der Dom, zum Opfer fiel, der vollständig ausbrannte. In der Osthälfte der Klosteranlage wurde der Brandschutt eingeebnet und darauf eine Fabrikanlage mit Shet-Dächern nebst einem



Dom St. Blasien, Zustand 1914

40 m hohen Schornstein angelegt (seit 1934 schrittweise abgebaut, die Reste dieser Fabrikanlage verschwinden erst in diesen Tagen!). Im Dom wurde durch Aufführen einer Trennwand der Mönchschor von der Rotunde geschieden, der erstere als Pfarrkirche benutzt, die Rotunde aber blieb mit einem Außendach versehen, fast vierzig Jahre als Ruine liegen, bis 1911—1913 durch die badische Staatsbauverwaltung mit einfachsten Mitteln (Putz und Leimfarbe) der Kirchenraum so weit wiederhergestellt wurde, daß er als Einheitsraum wieder dem Gottesdienst zugeführt werden konnte.

Nach dem Ende der Fabrikbetriebe im Kloster in der Weltwirtschaftskrise 1930/31 stand das große ehemalige Klostergebäude wieder einmal leer. Eine Zeit lang interessierte sich die Reichswehr dafür, in der Absicht, eine Nutzung als Kaserne anzustreben, was aber an mangelndem Exerzierplatz scheiterte. Mittlerweile hatte das Dritte Reich begonnen und mit ihm die bekannten Ausreise- und Devisenbeschränkungen. Die zahlreichen deutschen Schüler, welche bis dahin das Jesuitenkolleg in Feldkirch/Vorarlberg besucht hatten, konnten infolgedessen praktisch nicht mehr nach Feldkirch reisen, so daß 1933 der Jesuitenorden das ehemalige Klostergebäude, das als aufgelassene Fabrik und zur Hälfte abgebrannt dalag, kaufte und in ihm ein Jesuitenkolleg einrichtete. Dieses, 1938—45 durch die nationalso-

zialistische Regierung unterbrochen und im zweiten Weltkrieg als Lazarett genutzt, besteht unter erweiterter Trägerschaft als bekannte konfessionelle Internatsschule mit einer großen Zahl externer Schüler aus der Raumschaft und staatlichem Zentralabitur bis heute.

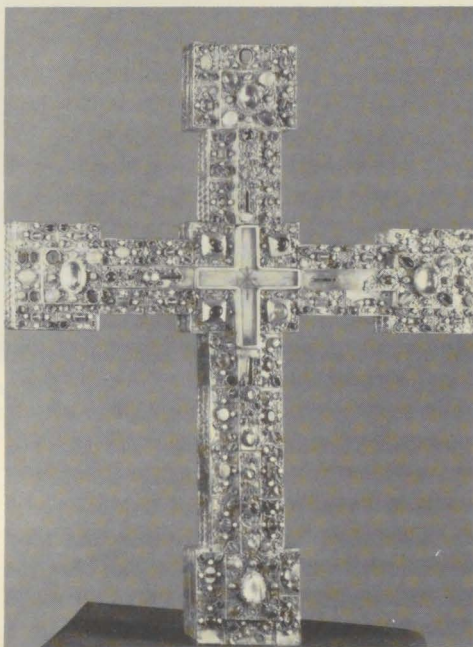
Ein Großbrand am 27. 5. 1977 verwüstete leider einen großen Teil des kunstgeschichtlich wertvollen Abteils. In sechsjähriger Arbeit konnten in diesem Teil der ehem. Klosteranlage Wiederaufbau-, Restaurierungs- und Sanierungsarbeiten durchgeführt werden. Nachdem schon 1969—72 im Auftrag der Staatsbauverwaltung der Mönchschor der ehem. Klosterkirche, des heutigen Domes restauriert und dabei in seinem Farb- und Materialcharakter (Stuckmarmor) auf den Zustand des 18. Jahrhunderts zurückgeführt werden konnte, wurde 1980—1983 auch die Rotunde einer umfassenden Restaurierung zugeführt. Unter Respektierung der wichtigen Zutaten der Jugendstilzeit (Deckengemälde von W. A. Georgi) und Kuppelstuckierung versuchte die Restaurierung den Raumcharakter des Frühklassizismus so weit als möglich wieder herzustellen. Somit erstrahlen nunmehr, genau 200 Jahre nach der Einweihung der neuen Klosterkirche Gerberts, die ehem. Klosteranlage und der Dom wieder annähernd in jenem Glanz, der in den Septembertagen des Jahres 1783 von ihnen ausgegangen ist.

Die historische Ausstellung „Das tausendjährige St. Blasien“, die vom 2. 7. bis zum 2. 10. 1983 in den restaurierten historischen Räumen des ehem. Benediktinerklosters und heutigen Kollegs St. Blasien zu sehen ist, wird — was eine Besonderheit darstellt — von einem dafür geschaffenen eingetragenen Verein aus Idealisten getragen. Es handelt sich um die erste Ausstellung überhaupt, die den Versuch unternimmt, wichtige Teile des einst gewaltigen und höchst bedeutenden St. Blasianer-Schatzes zusammen mit wichtigen Aussagen über die hauptsächlichsten Bereiche des nachhaltigen Wirkens und der bedeutenden religiösen und kulturellen Ausstrahlung des einstigen Schwarzwaldklosters zusammenzustellen und — wenn auch nur für die Dauer von drei Monaten — ihre historische Hülle zurückzuführen.

Die Ausstellung will anhand von rund 400 ausgewählten Exponaten aus dem In- und Ausland die über ein Jahrtausend umfassende höchst bedeutende Geschichte und kulturelle Ausstrahlung des ehem. Klosters St. Blasien anschaulich machen und zugleich den Abschluß der umfassendsten, seit dem 18. Jahrhundert vorgenommenen Wiederaufbau-, Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten an der ehem. Klosteranlage, die ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung darstellt, festlich begehen.

Ein Haupt-Anziehungspunkt ist freilich die ehem. Klosterkirche, der Dom zu St. Blasien, dessen 200. Weihejubiläum (21.—28. 9. 1783 bzw. 1983) in die Dauer der Ausstellung fällt, und mit ihm die gewaltige Klosteranlage der Barockzeit mit ihren historischen Räumen im elegant-französischen Frühklassizismus.

Die Ausstellung selbst will anhand der dargebotenen Stücke und Dokumente einen Über-



Reliquienkreuz, sogenanntes Adelheidkreuz. Süddeutsch, spätes 11. Jahrhundert (St. Paul)

blick über die reiche Geschichte und vielfältige Bedeutung St. Blasiens geben: Über die Frühzeit des Klosters im frühen Mittelalter, als sich die Mönche im noch unwirtlichen Tal an Alb und Steina niederließen, über die Übertragung der Reliquien des Hl. Blasius aus dem Kloster Rheinau und damit die Namensgebung an St. Blasien, über die rasche, glückliche Entwicklung des Klosters. St. Blasien stellt schon in seiner Frühzeit, besonders aber dann in den cluniazensischen Reformbewegungen des 11./12. Jahrhunderts ein leuchtendes Beispiel kirchlichen und klösterlichen Lebens sowie benediktinischen Mönchtums dar, dem in der Ausstellung angemessener Raum zugewiesen ist. Als beson-



Votivtafel. Stiftung des Herzogs Karl von Lothringen und des Abtes Romanus Vogler von St. Blasien im Jahre 1678 für die Wallfahrtskirche in Todtmoos (Wien. Kunsthistorisches Museum)



Buchdeckel, Lothringen, Ende 9. Jh. und um 1500. Himmelfahrt Christi (St. Paul)

dere Blütezeiten in der Geschichte St. Blasien lassen sich neben dem 11./12. die Wende vom 16. zum 17. und dann ganz besonders das 18. Jahrhundert ansehen. Seit seiner Frühzeit war St. Blasien dafür bekannt, daß es mit frommem Sinn harte Arbeit und vorbildliche Güterverwaltung verband: deshalb erhielt es eine Fülle von Gebiets-schenkungen, den Grundstock für die später ausgedehnten Ländereien. Durch glückliche Erwerbungen konnte das Kloster dann nach und nach sein Gebiet erweitern (z.B. durch Ankauf der in Schulden verfallenen, reichs-unmittelbaren Herrschaft Bonndorf) und so zu dem großen „Klosterstaat“ werden, der es im 18. Jh. war. So spielen in der Ausstellung staatsrechtliche Stellung (des rund 500 Jahre treu zum Haus Österreich haltenden Kloster) und die Wirtschaftsgeschichte eine wichtige Rolle.

Gleichsam monumental anschaulich wird die lange und reiche Geschichte des ehem. Klosters durch seine Baugeschichte, von den beiden einst vorhandenen romanischen Kloster-

kirchen, des Alten und des Neuen Münsters über die vielen Erweiterungen, Umgestaltungen und Ausschmückungen der Klosteranlage und ihrer Kirchen bis zu dem gewaltigen Neubau des Klostergebäudes unter dem Barockabt Franz II. und nach einer verheerenden Brandkatastrophe 1768 dem Wiederaufbau und dem Neubau der Klosterkirche, dem heutigen Dom, im damals modernsten französischen Frühklassizismus durch den wohl bedeutendsten der sanktblasianischen Äbte, Fürstabt Martin II. Gerbert.

Neben seinen Vorgängern pflegte Gerbert in ganz besonderer Weise die Wissenschaften, er hielt sie für eine wesentliche Aufgabe der Klöster und war selbst ein hervorragender, weithin bekannter Wissenschaftler. Daneben jedoch ein weiser Landesvater, der sich um Straßenbau, um Probleme der Arbeitslosigkeit, um die Gründung eines Spitals sowie diejenige der zweitältesten Sparkasse Deutschlands und die Gründung so nützlicher Dinge wie der Rothausbrauerei kümmerte. Alles dies wird in der Ausstellung anhand signifikanter Gegenstände zu sehen sein.

Ebenso dann das — nicht sehr glückliche — 19. Jh. nach der Aufhebung des Klosters 1806 und der Fabrikzeit. — Eine neue glück-



P. P. Rubens, Anbetung der Hirten

liche Epoche beginnt mit der Erwerbung der Klosteranlage durch den Jesuitenorden und die 1934 erfolgte Gründung des noch heute bestehenden Kollegs.

(Täglich geöffnet von 10 bis 18 Uhr; bis 2. Oktober)

Literatur (Auswahl)

Adamek, J., und Wörner, H. J.: Kloster und Kolleg St. Blasien. München/Zürich 1978

Brinckmann J. U.: Südwestdeutsche Kirchen der Zopfzeit. Köln 1972

Heidegger, H., und Ott, H.: St. Blasien. 200 Jahre Pfarrkirche und Dom. München/Zürich 1983 (dort weitere Literatur)

Schleich G.: Kirche und Kolleg St. Blasien. München 1951 und weitere Auflagen (dort weitere Literatur)

Schmieder L.: Das Benediktinerkloster St. Blasien. Augsburg 1929 (dort weitere Literatur)

„Das Tausendjährige St. Blasien“. Katalog zur Ausstellung 1983 in den historischen Räumen des Kollegs St. Blasien. Zwei Bände. Karlsruhe 1983 (dort weitere Literatur)

Wörner, H. J.: Die ehemalige Klosterkirche zu St. Blasien. In: Badische Heimat. 1. 1975, 35—63

Wörner, H. J.: Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland. München/Zürich 1979 (dort weitere Literatur)

Die tägliche Handarbeit

Müßiggang ist der Feind der Seele. Deshalb sollen sich die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Stunden dagegen mit heiliger Lesung beschäftigen.

Wir glauben also, daß durch folgende Ordnung die Zeit für beides geregelt werden kann: Von Ostern bis zum ersten Oktober verrichten die Brüder in der Frühe nach der Prim bis etwa zur vierten Stunde die notwendigen Arbeiten. Von der vierten Stunde bis zur Zeit, da sie die Sext halten, sind sie frei für die Lesung. Wenn sie nach der Sext vom Tisch aufstehen, ruhen sie unter völligem Schweigen auf ihren Betten; falls aber einer für sich lesen will, lese er so, daß er keinen anderen stört. Die Non wird früher gehalten, etwa um die Mitte der achten Stunde. Dann verrichtet man bis zur Vesper die anfallenden Arbeiten.

Wenn die Brüder jedoch wegen der Ortsverhältnisse oder infolge ihrer Armut die Ernte selbst einbringen müssen, dürfen sie nicht verdrossen sein; denn erst dann sind sie wirklich Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben, wie unsere Väter und die Apostel. Doch muß alles mit Maß geschehen wegen der Kleinmütigen.

Vom ersten Oktober bis zum Beginn der Fastenzeit sind sie bis zum Ende der zweiten Stunde frei für die Lesung. Nach der zweiten Stunde wird die Terz gehalten; dann verrichten alle bis zur Non die ihnen zugewiesene Arbeit. Beim ersten Zeichen zur Non bricht jeder seine Arbeit ab und hält sich bereit, bis das zweite Zeichen ertönt. Nach Tisch sind sie frei für ihre Lesungen oder für die Psalmen.

Während der Tage der Fastenzeit sind die Brüder vom Morgen bis zum Ende der dritten Stunde frei für ihre Lesung und verrichten dann bis zum Ende der zehnten Stunde die ihnen aufgetragene Arbeit. Für diese Tage der Fastenzeit erhält jeder aus der Bibliothek ein Buch, das er von Anfang bis Ende ganz lesen soll. Diese Bücher werden zu Beginn der Fastenzeit ausgeteilt.

Vor allem muß man unbedingt zwei oder drei ältere Brüder bestimmen, die zur Zeit, in der die Brüder für die Lesung frei sind, im Kloster herumgehen. Sie sollen nachsehen, ob sich kein Bruder findet, der an geistiger Trägheit leidet und sich dem Müßiggang oder dem Geschwätz überläßt, statt aufmerksam zu lesen, und nicht nur sich selbst schadet, sondern auch andere ablenkt. Falls man — was Gott verhüte — einen solchen fände, werde er einmal und ein zweites Mal zurechtgewiesen; bessert er sich nicht, dann verfällt er der Strafe der Regel und zwar so, daß die anderen Furcht bekommen. Auch darf kein Bruder mit einem anderen Bruder zu einer Zeit verkehren, zu der es nicht gestattet ist.

Auch am Sonntag sollen sich alle der Lesung widmen, mit Ausnahme von denen, die für die verschiedenen Dienste bestimmt sind.

Ist aber einer so nachlässig und träge, daß er nicht üben oder lesen will oder dazu nicht imstande ist, so weise man ihm eine Arbeit zu, die er tun soll, damit er nicht untätig ist.

Den Kranken oder schwächlichen Brüdern soll man eine geeignete Arbeit oder Beschäftigung zuweisen, damit sie nicht müßig sind und auch nicht durch die Last der Arbeit erdrückt oder zum Fortgehen veranlaßt werden. Der Abt muß auf ihre Schwäche Rücksicht nehmen.

Die Benediktusregel,
hg von Basilius Steidle,
Kapitel 48

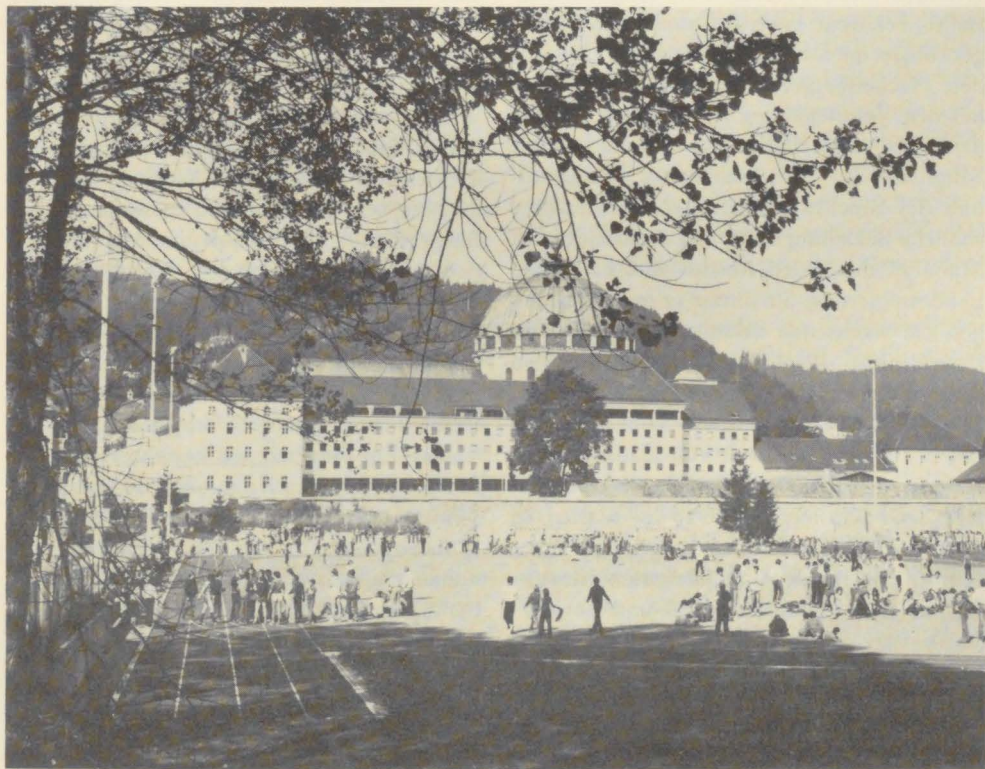
Erbe verpflichtet

Das Kolleg St. Blasien

Josef Adamek S. J., St. Blasien

Im Schicksalsjahr 1933 hatten die neuen deutschen Machthaber den Grenzübertritt nach Österreich mit einer Tausendmarksperrre belastet, hatten den Abfluß der Reichsmark ins Ausland zu stoppen versucht, hatten volksschulpflichtigen Kindern den Schulbesuch nur innerhalb der Reichsgrenzen gestattet. Damit war dem Deutschen Gymnasium im Jesuitenkolleg Stella Matu-

tina im vorarlbergischen Städtchen Feldkirch der Lebensfaden abgeschnitten. Ein Rettungsweg schien noch offen zu sein, der zurück ins Reich, unwahrscheinlich genug; denn über hundert Jahre hatten Aufklärung, Revolution und Kulturkampf kein Jesuitenkolleg auf deutschem Boden zugelassen. Daher gründeten die Jesuiten auf vielfachen Wunsch 1827 im schweizerischen Fribourg



Neuerbauter Ostflügel mit Sportplatz

Arch. Kolleg

eine deutsche Internatsschule. 1847 durch den Sonderbundkrieg von dort bereits wieder verstoßen, öffnete sie 1856 in Österreich, in Feldkirch, wieder ihre Tore. Nun sollte ausgerechnet ein wenn auch noch nicht ofenkundiger Bedroher dieser deutschen Auslandsschule sie aus dem Exil zurück in die Heimat zwingen? Als Pfingsten 1933 solche Umzugspläne erstmals ruckbar wurden, schüttelten die einen den Kopf, andere sahen einen lang gehegten Wunsch in Erfüllung gehen. Daß die nationalsozialistische Regierung noch 1934 eine jesuitische Schulneugründung im eigenen Machtgebiet genehmigte, zeigt die ungeklärte Lage der ersten Jahre des Regimes. Daß es in letzter Stunde wirklich zur Umsiedlung des Kollegs aus Feldkirch in den Schwarzwald kam, war dem Einsatz eines einzigen Mannes zu verdanken. Der durch die Firma Weck und Rex in Öflingen/Baden, die die Einweckgläser herstellte, bekannte Fabrikant und Zentrumsabgeordnete im Deutschen Reichstag, Dr. Albert Hackelsberger, war durch seine Söhne mit dem Jesuitenkolleg in Feldkirch verbunden. Als angesehenes Parlamentarier, als Mitglied des Reichsbahnverwaltungsrates und des Reichswirtschaftsrates hatte er persönliche Beziehungen zu den entscheidenden Männern der neuen Reichs- und badischen Landesregierung. Sie nutzte er im Kampf gegen die wachsende Bedrohung katholischer Institutionen. Nach wiederholt geglückten Sanierungen von Unternehmen, die der damaligen Weltwirtschaftskrise zum Opfer zu fallen drohten, erhielt er von Karlsruhe den Auftrag, sich auch um die leerstehenden Fabrik- und Klostergebäude in St. Blasien zu kümmern. Auch dort war ein großes Unternehmen, das in den säkularisierten Klosteräumen einer Spinnmaschinen- und Gewerfabrik 1852 gefolgt und unter E. F. Krafft aus Auggen und seinen Söhnen zu hoher Blüte gelangt war, die Baumwollspinnerei AG. St. Blasien, altersschwach geworden und nicht mehr fähig, der Wirtschaftskrise um 1930 und dem Konkurrenzdruck zu wider-

stehen. Nach vergeblichen Sanierungsbemühungen kam Dr. Hackelsberger, auf die Gefahr für das Kolleg in Feldkirch durch Berlin aufmerksam gemacht, auf den rettenden Gedanken einer Umsiedlung der Schule nach St. Blasien ins ehemalige Benediktinerkloster. Ohne eigene Mittel zur Verwirklichung solcher Pläne, gewann die Oberdeutsche Ordensprovinz S. J. als Trägerin der Schule, in deren Arbeitsgebiet St. Blasien lag, Freunde in der Schweiz, das Vorhaben zu finanzieren. In Dr. Hackelsberger aber gewann sie einen Helfer und Berater, dessen Erfahrung und Einfluß das Werk zustande brachte. Er hatte mit der Umsiedlung der Schule noch ein zweites Ziel erreicht und damit einen Wunsch des Freiburger Erzbischofs Dr. Conrad Gröber erfüllt, der ehemaligen Abtei St. Blasien, deren geschichtliche Größe nicht verblaßt war, die entsprechenden Bewohner und Betreuer zuzuführen.

Am 5. September 1933 war der Kaufvertrag zwischen der Jesuitenprovinz und der Spinnerei AG geschlossen. In wenigen harten Wintermonaten vollzog sich die bestaunte Umwandlung der arg herabgekommenen Klosterfabrik in eine neue Klosterschule. Die in Not geratenen, arbeitslosen St. Blasier Bürger hatten neue Arbeit und Hoffnung in neue Zukunft gewonnen. Die jährlichen Kurgäste des Städtchens freuten sich am neuen Anblick: Schornstein und Sheds der Fabrik waren verschwunden, lichte und weite Säle und Gänge waren in der alten Abtei an die Stelle verengter und verbauter Räume getreten. Ein Augenzeuge berichtet: „In der Palmprozession im Dom (am 25. März 1934) schritten dreißig Priester und Brüder mit Lorbeerzweigen in den Händen, voran die hohen ‚Palmen‘ der Schwarzwälder und an der Spitze die Kinder. Aus der Tiefe der Chorkirche scholl den Einziehenden feierlich entgegen: Benedictus qui venit in nomine Domini. Uns klingt dies in den Ohren, als sei heute die Rückkehr der Mönche von St. Blasien, ganz feierlich ist ihr Kommen. Und doch denkt man an die trüben Stunden vor

123 Jahren, den Auszug nach St. Paul (in Kärnten).“ Am 29. Mai 1934 weihte Erzbischof Dr. Gröber das neue Kolleg ein. Die Benediktineräbte von St. Paul, wo das Mutterkloster St. Blasien unvergessen blieb, und von Beuron, der nächstgelegenen Abtei, hießen die Neubesiedler willkommen. „Möge unser altehrwürdiges Mutterstift, dessen glorreiche Tradition zu übernehmen und fortzusetzen Gottes gütige Vorsehung Ihre Hochwürdige Sozietät berufen hat, in seiner neuen Form der Bestimmung einer glücklichen Zukunft und neuen Blüte entgegen gehen“, so der Abt von St. Paul.

In den Festreden des Tages waren jedoch die sorgenvollen Untertöne deutlich zu vernehmen. Regierungen und Partei hatten sich nämlich längst nicht mehr gescheut, ihre wahren Absichten zu zeigen. Man mochte der großzügigen Geste dem eingewanderten Kolleg gegenüber nicht recht Glauben schenken. Gewiß hatte Dr. Hackelsberger verstanden, die Behörden von den finanziellen Vorteilen einer Umsiedlung und eines Fortbestandes des Kollegs zu überzeugen. Karlsruhe lag alles daran, dem Notstand St. Blasien abzuhelfen. Aber die Parteibasis dachte wohl anders, ihr schien das neue Jesuitenkolleg der eigenen Ideologie zu widersprechen. Noch auf die schmutzigen Fabrikwände hatte man wiederholt das Hakenkreuz eingegritzt mit der Losung: „Tod den Jesuiten!“ In wenigen Jahren nur sollte sich diese Verwünschung verwirklichen. Die Eltern der Feldkircher Kollegsschüler hatten ihre Zustimmung zur Umsiedlung der Schule nur gegeben für den Fall, daß die Schule auch auf deutschem Reichsgebiet staatlich anerkannt würde und die Reifeprüfung an der eigenen Schule abgenommen werden könnte. Regierungsstellen in Berlin hatten dies zugesichert, leider nur mündlich. Trotz aller Bemühungen des Schulleiters wurden diese Wünsche aber nie erfüllt. 1938 und 1939 mußten die Abiturienten sogar kurzfristig das Kolleg mit einer Schule im eigenen Herkunftsland wechseln, um eine gültige Reifeprüfung ab-

legen zu können. Der für freie Schulen wichtigen Lehrgewinnung und freien Schüleraufnahme wurden immer mehr Steine in den Weg gelegt. Das Ende war vorauszusehen. Der damals übliche Vorbote in Gestalt eines Devisenprozesses hatte schon 1936 das Kolleg besucht. Gelegenheit gab die Fremdfinanzierung des Kollegs 1933. Der Provinzial mußte sich jetzt durch Flucht entziehen, der erste Kollegsrektor wurde 1936 für sieben Wochen in Waldshut in Untersuchungshaft genommen, dann freilich unerwartet ohne Grundangabe oder Auflage freigelassen. Eine Rücknahme des Tätigkeitsverbotes für St. Blasien war aber in Karlsruhe nicht zu erreichen. Dr. Hackelsberger ist 1938 verhaftet worden und 1940 im Gefängnis zu Freiburg an einem in der Haft nicht versorgten Leiden gestorben. Es schien, als sei mit ihm auch eine letzte Hemmung vor der Auflösung des Kollegs St. Blasien gefallen. Am 16. März 1939 war dem Kolleg die Unterrichtsgenehmigung entzogen worden. Der Opfer des Kollegs war aber noch kein Ende: Ein Lehrer des Kollegs, P. A. Grimm, wurde 1944 enthauptet, eine ehemaliger Erzieher, P. A. Delp, 1945 ebenfalls in Berlin erhängt worden; „Hochverrat“ war der erschreckend simple Titel, unter dem sie starben. Über 150 Schüler brachten im Krieg ihr Lebensopfer.

Wieder einmal standen die Klostergebäude dem staatlichen Zugriff offen. Doch wurden sie nicht beschlagnahmt, mußten nicht not- oder zwangsverkauft werden, sie konnten an die Wehrmacht zur Einrichtung eines Reservelazarettes vermietet werden. Eine glückliche Fügung? Denn noch war der Krieg nicht zu Ende, machte die Ordensleitung in München sich über die Fortführung des Kollegs Gedanken. Das Kolleg in St. Blasien war keine feste Größe mehr: die grundsätzliche Beweglichkeit der Ordensmitglieder, neue seelsorgerliche Orientierungen, die großen Blutopfer des Krieges, welche die Zahl der Ordensmitglieder stark verminderte, neue seit 1939 in aller Welt (Rom, Spanien, La-



Kollegportal nach Restaurierung (Arch. Kolleg)

teinamerika) übernommene Aufgaben der ehemaligen Ordenslehrkräfte, gewandelte Auffassungen über Internatsschulen schienen ein Internat in St. Blasien nicht mehr zu empfehlen. Ein Externat mit einer bescheidenen Zahl von Mitarbeitern aus dem Orden in der Nähe etwa Stuttgarts war der Traum. Aber bittere Mütternot, weil für die Söhne der Väter fehlte, und der schwere Klotz der zurückgegebenen und nun nicht verkäuflichen Gebäude in St. Blasien zwangen zurück in den Schwarzwald. Die Stadtgemeinde, die sich 1939 mit einer Unterschriftensammlung und Eingaben an die Regierung einer Aufhebung des Kollegs widersetzt hatte, und viele umliegende Gemeinden mußten ihre Zukunftshoffnungen auch auf ein wiedererstarktes Kolleg setzen. Ein arbeitskräfteträchtiger Mittelpunkt in St. Blasien, ob nun das Kloster mit seinen gegen Ende des 18. Jahrhun-

dert etwa 450 Bediensteten oder die nachfolgende Fabrik mit zeitweise 800 Arbeitern und Angestellten oder das Kolleg mit (1980) fast tausend Zugehörigen, hatte jeweils die soziale Aufgabe der Arbeitsbeschaffung, Ausbildung und Existenzsicherung der Umwohner als verpflichtendes Erbe zu übernehmen. Wie Kloster und Fabrik wird sich das Kolleg in einer schularmen Region der schulischen Bildung Hunderter von Kindern annehmen müssen. Im Herbst 1946 warteten 453 Schüler, darunter 412 interne auf Einlaß ins Kolleg und Hunderte mußten auf später getröstet werden. An Schülern fehlte es nicht, aber an allem anderen, Möbeln, Büchern, vor allem Lebensmitteln. Die Schüler jener Tage erinnern sich heute noch daran, daß sie hungern mußten. Die kollegseigene Vieh- und Landwirtschaft hatte in der französischen Besatzungszeit zeitweise jede Woche ein Rind und zwei Schweine abzuliefern. Berlin stellte einen Erlaubnisschein aus, damit Lebensmittel über die Zonengrenzen gefahren werden konnten. Dennoch wurde einmal ein ganzer Wagen mit Obst von der Zonenpolizei abgeladen und nächsten Tags gerade noch der Wagen mit den Papieren freigegeben. Nur die Länder, ja Kontinente überschreitende Hilfsbereitschaft stopfte die hungrigen Mägen. Als am 31. Juli 1946 mitten in die Schulschlußfeier die Meldung platzte, vatikanische Waggons mit Lebensmitteln seien angekommen, gab es unbeschreiblichen Jubel. Die dann wiederholten Sendungen aus Rom waren der Dank dafür, daß der Schulleiter und Kollegsrektor P. Falter Ende des Krieges im päpstlichen Auftrag in Rom eine Hilfsorganisation für die italienischen Flüchtlinge aufgebaut hatte. Nach den überstandenen ersten mageren Jahren in St. Blasien drückte eine andere Last das Kolleg, die Rückzahlungspflicht ausländischer Schulden, welche das Aufbaujahr 1933 und 1934 gehäuft hatte. Nicht wenig hatte das erste deutsche Privatschulgesetz in Baden 1950/51, vor allem die Zuschußregelung der Novelle von 1956 dazu beigetragen, dem

Kolleg Möglichkeiten zum weiteren Ausbau zu schaffen. Am Zustandekommen dieses Gesetzes hatte der genannte P. Faller in Zusammenarbeit mit den anderen Schulen in freier Trägerschaft nicht geringen Anteil.

Das Jahrzehnt von Mitte der fünfziger bis Mitte der sechziger Jahre war wohl das ruhigste der fünfzig Jahre Kolleg. Das Internat war mit 450—480 Insassen ausgelastet, die Zahl der Externen schwankte zwischen 50 und 60. Den anfänglich neben dem altsprachlichen Zug laufenden neusprachlichen Zweig hatte man, nachdem die kriegsgeschädigten Jahrgänge ausgelaufen waren, zugunsten größerer Einheitlichkeit wieder aufgegeben. Das Internatsleben — die Externengruppe war nur ein Anhängsel ans Internat, allerdings sehr gut betreut — spielte sich zwischen dem benediktinischen *Ora et labora*, jesuitisch geprägt ab. Seit vielen Jahrzehnten gab es im Kolleg eine in feste äußere Formen gerahmte pädagogische und religiöse Erfahrung und Lebensweise. War doch schon beim Umzug des Kollegs von Fribourg nach Feldkirch und ebenso bei der Umsiedlung 1933 nach St. Blasien der Stamm der Ordenslehrer und -erzieher fast unverändert geblieben, und wieder war dies 1945 der Fall. Mitte der sechziger Jahre bereitet sich ein deutlicher Wandel vor, der die innere und äußere Gestalt des Kollegs verändert. Die Grundzüge jesuitischer Erziehung auf dem Hintergrund eines christlichen und katholischen Welt- und Menschenbildes werden nicht aufgegeben, nehmen aber eine zeitgemäße Gestalt an. Ursache war das Ende der bisher tragenden Lehrer- und Erziehergeneration aus dem Orden, die aus Altersgründen ausschied. An ihre Stelle trat eine junge Mannschaft, in einer spürbar sich verändernden Gesellschaft aufgewachsen. Ursache war auch die Nachwirkung des zweiten Vatikanischen Konzils, das alte religiöse Formen ablöste, um dem modernen Menschen die alte Wahrheit durch mehr Ehrlichkeit, Innerlichkeit, mit mehr Überzeugungskraft nahezu bringen. Es dauerte Jahre, bis im Kolleg neue

Formen gefunden und von den Schülern angenommen wurden. Kennern der Geschichte des ehemaligen Benediktinerklosters in St. Blasien fällt der Umbruch unter Fürstbischof Martin II. Gerbert Ende des 18. Jahrhunderts ein, der durch die Aufklärung abgelöst, von der einmaligen Persönlichkeit Martin Gerberts in Form gegossen, seinen sichtbaren Ausdruck in der großartigen, nach Absicht des Bauherrn zu mehr Sammlung und Ehrlichkeit zwingenden, klassizistischen Kuppelkirche fand, die das barocke Münster ablöste.

Ursache des Wandels war am Kolleg auch die aufkommende heftig erörterte Bildungsreform in der Bundesrepublik. Ein Wort könnte zusammenfassend die Reform der Kollegsschule kennzeichnen: Öffnung nach draußen. Das anfängliche Zaudern, die Sorge, die Schule könnte ihre Eigenart verlieren, wurde, ähnlich wie 1946, durch harte Tatsachen überholt. Der Träger des Kollegs, die Ordensprovinz, führte eine Krise herbei mit dem klaren Hinweis, daß sie bei der ständigen Schrumpfung des Nachwuchses und bei sich immer neu aufdrängenden anderen apostolischen Aufgaben sich nicht mehr in der Lage sehe, eine größere Anzahl junger Mitbrüder an das Kolleg zu binden. Wie 1945 ging wieder das Gespenst eines Externates in der Nähe Stuttgarts um, das mehr verspreche und weniger Kräfte verschlinge. Aber der deutlich hörbare Wunsch der meisten Ordensmitglieder, der Eltern und Freunde des Kollegs hieß dennoch Verbleib in St. Blasien, wenn Last und Verantwortung auf mehrere Schultern verteilt und wünschenswerte Reformen eingeführt würden. Man fand eine glückliche und, wie die kommenden Jahre bewiesen, erfolgreiche Lösung: den Trägerverein aus Erzdiözese, Orden, Landkreis, Stadt, Eltern, Lehrern und Freunden des Kollegs. Ihm war die Sorge um das Weiterleben der Schule anvertraut, diese selbst sollte sich klarer Selbstverwaltung erfreuen. Sie öffnete sich. Die geistige Führung verblieb vertragsgemäß dem Orden, im übri-



Die Jüngsten im Treppenbau (Arch. Kolleg)

gen wurden die weltlichen Lehr- und Erzieherkräfte gleichrangige Partner. Neben den nur altsprachlichen Zweig trat wieder ein neusprachlicher, in die bisherige Jungenschule war schon 1965 das erste Mädchen zum Unterricht eingetreten, 1981 zählte man 170 Schülerinnen. Naturgemäß hatte dies Damen im Lehrer- und Erzieherkollegium nach sich gezogen. Evangelische Schüler, schon seit den Anfängen des Kollegs als Externe unterrichtet, wurden nun auf Wunsch der Eltern, wenn auch in begrenztem Maße, ins Internat aufgenommen. Die spürbarste Veränderung: die Explosion der Schülerzahlen an den Gymnasien sprengte auch den Schüllerrahmen am Kolleg, die stets gleich gebliebene Zahl von etwa 50 bis 60 Externen vermehrte sich um das Sechsfache. 1981 zählte man neben etwa 450 internen nicht weniger als 375 externe Schüler aus einem Umkreis von bis zu 20 km. Ähnlich wie das benediktinische Kloster, wie die Fabrik St. Blasien, hatte nun auch das Kolleg St. Blasien die Verantwortung für Hunderte von Kindern der schularmen Region zur schulischen Fortbildung übernommen. Offen blieb die Schule weiterhin für Schüler aus allen Bundesländern und dem Ausland. Zur Zeit stammen 47 v. H. der fast 800 Schülerinnen und Schüler aus Baden-Württemberg, die andere größere Hälfte kommt, der Zahlen-

stärke nach gereiht, aus Bayern, Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Hessen usw. Der Charakter der Internatsschule hat sich damit nicht geändert. Der Kern der Erziehungs- und Bildungsbemühungen, die grundsätzlich alle Anlagen der jungen Menschen fördern wollen, liegt nach wie vor beim Internat. Die externen Schüler sollen, so weit nur möglich, neben der Schule, die sich unterschiedslos um alle kümmert, an den vielfältigen Angeboten des Internats teilhaben und teilnehmen. Hallenbad, moderner Sportplatz, große Sporthalle, Theaterbühne, Werkräume, Bläsergruppe, Pfadfinderleben, Reisen und vieles andere, von dem die Schulzeitschrift „Kollegbrief“ berichtet, verlockt jeden Jugendlichen.

Das Erziehungsziel, an der Spitze von Leitlinien formuliert, ruft alle Schüler gleicherweise zur Verwirklichung: Ziel des Kollegs ist es, jungen Menschen eine gründliche Ausbildung zu vermitteln und aus katholischer Lebens- und Weltsicht zu persönlicher Entscheidungsfähigkeit und Lebensgestaltung sowie zum Dienst an Gesellschaft und Kirche in freier Verantwortung hinzuführen. Den beschriebenen inneren Wandel des Kollegs begleitete ein verändertes äußeres Gesicht. Der Trägerverein, voran die Erzdiözese, betrachtete das Kolleg als seine, als ihre Schule und setzte für sie große finanzielle Mittel ein. Nach hundert Jahren erstand an Stelle der häßlichen Lücke, die der Großbrand von 1874 im Ostteil des Klosters gerissen hatte, der neue Ostflügel (1970–1973), nachdem der Dom schon 1913 wiederaufgebaut war. Ein zweiter Großbrand im Mai 1977 mit einem Schaden, dessen Wiedergutmachung über alle Kräfte des Trägervereins gegangen wäre, war Anlaß für das Land Baden-Württemberg, zum Wiederaufbau und einer gründlichen Sanierung des Abteils als eines Denkmals nationalen Ranges und einer Schule, die weiterleben müsse, aus öffentlichen Mitteln beizutragen. Kurz vor dem Brand hatte das Kolleg selbst, in Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt,

bereits begonnen, die schönsten alten Räume zu restaurieren. Es freut sich daher, daß die alte Benediktinerabtei zum 200jährigen Domweihjubiläum 1983 wie zu ihrer letzten Blütezeit in vollem Glanze sich zeigen kann. Es freut sich auch darüber, daß einer seiner Altschüler, Dr. Johannes Gut aus Karlsruhe, der Anreger, Planer und Vorbereiter der außerordentlichen Ausstellung „Tausendjähriges St. Blasien, 200jähriges Domjubiläum“ war, die im Kolleg zu sehen ist. Das Kolleg möchte, wie Fürstabt Gerbert sein Kloster

auf dem Titelblatt seiner Schwarzwaldgeschichte nennt, eine Colonia, eine Pflanzstätte im Schwarzwald sein, wenn auch in bescheidenerem Maße. Was Kanzler von Lemppenbach 1773 an Abt Anselm von Salem geschrieben hatte, daß sein Abt Gerbert „davor gehalten hat, es werde das Überflüssige an Mitteln von einigen piis corporibus nimmermehr besser als zur Auszierung der Kirche Gottes und Bildung der katholischen Jugend verwendet werden mögen“, ist auch Devise des Kollegs St. Blasien.

Der Eigenwille

„Wir versuchen unsere beschränkte Eigenwelt über die Unendlichkeit zu stellen. Dadurch stören wir den Kreislauf der Dinge. Das ist unsere Erbsünde.“

*Franz Kafka im Gespräch mit
Gustav Janouch
(G. Janouch, Gespräche mit Kafka,
Aufzeichnungen und Erinnerungen,
Fischer Verlag S. 88)*

*„Nullus in monasterio proprii sequatur cordis voluntatem.“
(Niemand im Kloster soll dem Begehren des eigenen Herzens folgen)*

*Benediktusregel,
hg. von Basilius Steidle,
Kap. 3, 8*

Die Schweigsamkeit

Wir wollen tun, was der Prophet sagt: Ich sagte: Ich will auf meine Wege achten, damit ich nicht sündige mit meiner Zunge. Ich stellte an meinen Mund eine Wache. Ich verstummte, verdemütigte mich und schwieg vom Guten. Hier gibt der Prophet zu verstehen, daß man der Schweigsamkeit zuliebe bisweilen sogar von guter Rede lassen soll; um so mehr muß man dann wegen der Sündenstrafe das böse Reden vermeiden.

Deshalb soll wegen der Gewichtigkeit des Schweigens selbst vollkommenen Jüngern nur selten die Erlaubnis zum Reden gegeben werden, mag es sich um noch so gute, heilige und erbauliche Gespräche handeln. Es steht ja geschrieben: Bei vielem Reden entgehst du der Sünde nicht. Und an anderer Stelle: Tod und Leben sind in der Gewalt der Zunge. Denn Reden und Lehren kommt dem Meister zu, Schweigen und Hören ist Sache des Jüngers.

Die Benediktusregel,
hg von Basilius Steidle,
Kapitel 6

Johannes Ell und seine Familie

Ein St. Blasianischer Gastmeister

Karl Werner Klüber, Hamburg-Altona

Zum Klosterbezirk der Benediktinerabtei St. Blasien im Hochschwarzwald gehörte von jeher das sogenannte Xenodochium, das Kloster gasthaus, in dem nicht nur die Gäste der Abtei, sondern nach altem katholischen Brauche auch alle Wanderer, Durchreisenden und selbst Fahrende, Vaganten und Bettler in christlicher Nächstenliebe beherbergt wurden. Nachdem im Jahre 1322 das älteste Kloster gasthaus (am linken Ufer der Steina kurz vor ihrer Einmündung in die Alb, etwa an der Stelle des heutigen Amtsgerichts gelegen) abgebrannt war, erbaute man ein größeres unweit des Torturms. An der gleichen Stelle etwa (in der Fortsetzung des heutigen Kurhauses zum Haus der Kolonialwarenhandlung Morath gelegen) müssen wir uns auch das spätere Kloster gasthaus vorstellen, das noch um 1600 seine wichtige Bedeutung im Aufgabenbereich des einsamen Benediktinerklosters erfüllte. Bis 1548 hatte das gleiche Gebäude auch noch das Klosterspital aufnehmen müssen, das freilich nur geringe Bedeutung hatte, da es lediglich für die Klosterbediensteten diente, während die Mönche selbst bei Krankheit in ihren Zellen verblieben. In späterer Zeit, also auch schon um 1600, konnte das Gasthaus jedoch wieder seine Aufgabe ohne solch störende Einquartierung erfüllen.

Neben dem Gasthaus hatte man schon früh eine Tanzlaube, später Gastlaube genannt, errichtet, wie dies zumal bereits in vielen Schwarzwaldorten, u. a. auch in dem nahegelegenen Dorf Häusern, üblich war. Handelte es sich hier um einen langgestreckten, einstöckigen Fachwerkbau mit nach Norden zu vorgekrachter Laube, so wies das Kloster gast-

haus doch schon immerhin zwei Stockwerke auf. Freilich war es ebenfalls kein Steinhaus, sondern zeigte nur an den Ecken Quadersteine. Das Obergeschoß war mit Fachriegelwerk errichtet und wohl von einer außen angebrachten Treppe zugänglich, während das Erdgeschoß aus Bruchsteinen gemauert war. Auf einem Klosterbilde aus dem Jahre 1681 finden wir zwischen Gasthaus und Gastlaube noch ein nettes Türmchen eingeschoben. 1728 wurde das Gebäude dadurch seinem Zwecke weitgehend entfremdet, daß sein Erdgeschoß gleichzeitig als Marstall dienen mußte. Schon vorher hatte es eine Wendeltreppe erhalten, die in der Mitte des Hauses vorgebaut war. Auch zwischen 1728 und 1761 wurden Erneuerungsarbeiten vorgenommen, bis dann im Jahre 1767 das neue Gasthaus an der Albbrücke erbaut und seiner Bestimmung übergeben wurde, das den Besuchern St. Blasiens noch heute als Hotel Klosterhof wohlbekannt ist. Seit dieser Zeit diente das alte Gasthaus in seinem oberen Stockwerk als Schule, im Obergeschoß als Wohnung für Klosterbedienstete, während in die Gastlaube gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Reitschule verlegt wurde. Ein Lageplan des Klosters aus der Zeit um 1728 zeigt außerdem nach Südwesten anschließend den riesigen „Garten für den Gastmeister“, größer als der heutige Kurgarten. Anscheinend wurde hier der Gemüsebedarf des Gasthauses selbst erzeugt, doch blieb sicherlich auch noch genügend Raum zum Lustwandeln.

Wir glaubten dieses Haus und seine Geschichte so ausführlich schildern zu müssen, da es für eine Reihe von Jahren einer Familie

als Heim und Berufsstätte diene, deren Schicksale wir hier näher verfolgen wollen. Zuvor jedoch muß noch kurz auf jene Zeit eingegangen werden, die trotz der idyllischen Abgelegenheit des Ortes alles andere als friedlich war.

Abt Martin der Erste von St. Blasien, der von 1596 bis 1625 amtierte, war auch der erste der Äbte gewesen, die die engen Klosterbauregeln von Cluny gesprengt und einen neuen Hof östlich des Kreuzganges angelegt hatte, so daß nun an dessen Süd- und Ostseite neue Klosterbaulichkeiten sowie Krankenzimmer und Handwerkerstuben Platz fanden. Seine Baupläne, die zum Ziele hatten, den neuen Hof völlig zu umbauen, ließen sich aber wegen der einsetzenden politischen Unruhen nicht durchführen. Denn im fernen Mitteldeutschland war ja geraume Zeit vorher ein Martin Luther aufgestanden, und von diesem einen Manne ausgehend hatten sich die reformatorischen Ideen schließlich über ganz Europa ausgebreitet, bald von erbitterten Kämpfen abgelöst. Lange blieben zwar St. Blasien, seine Abtei und seine Schwarzwaldöfner von diesen Auseinandersetzungen verschont, doch schließlich flammte auch hier jener schreckliche dreißigjährige Krieg auf, der über Europa so viel blutiges Elend bringen sollte. Schon vor seinem Ausbruch hatten im Jahre 1612 die in der Hauensteiner Einung zusammengeschlossenen Schwarzwaldbauern gegen die österreichische Herrschaft zu den Waffen gegriffen. Hohe Steuern, verursacht durch die von Österreich geführten Türkenkriege, dazu noch die Mißernte von 1611 waren die Ursachen des Aufstands. Zwar erreichte die Regierung 1614 durch kluge Verhandlungen, daß die Mehrzahl der Einungsbezirke nachgab, doch schlossen sich die verbliebenen Schwarzwaldbauern nach echt Hotzenwälder Art desto enger zusammen und versuchten, Laufenburg und Rheinfelden zu belagern. Doch war ihnen letzten Endes kein Erfolg beschieden, sondern sie mußten schließlich die hohe Steuerlast auf sich nehmen und ihre „Räppli“

geduldig entrichten, nach denen man diese Kämpfe den Rappenkrieg benannte.

Nicht lange blieb es friedlich. Denn bald verlagerte sich der dreißigjährige Krieg auch nach Südwestdeutschland und suchte selbst die entlegensten Schwarzwaldorte heim. 1631 brachen die Schweden zum ersten Male mit Hilfe des Markgrafen von Baden-Durlach unter dem bekannten General Horn in den Breisgau und ins Elsaß ein. 1632 drang dann der Herzog von Württemberg von Schwaben her in den Schwarzwald vor. 1633 vereinigte er sich mit den Schweden und den Truppen von Baden-Durlach und umschloß fast den ganzen Schwarzwald. Damals rettete das Kloster St. Blasien seine Kostbarkeiten nach dem schweizerischen Klingnau. Als dann General Horn 1634 den Schwarzwald besetzte und am 10. August bereits in Neustadt stand, flüchtete auch der Abt und ließ nur zwei Konversen im Kloster zurück, um die Schweden zu empfangen. Wohl wurde von diesen damals alles Bewegliche fortgeschleppt, doch blieb das Kloster wenigstens vor Brandschatzung bewahrt. Ein schlimmes Gastgeschenk ließen die wilden Kriegsvölker jedoch zurück, die von ihnen eingeschleppte Pest. An ihr starben 1635 vier Mönche. Auch die folgenden Jahre waren nicht ruhiger: 1638 wurde Neustadt erneut besetzt, 1639 wiederum, 1638 die Kaiserlichen geschlagen, Rheinfelden erobert, Freiburg eingenommen und protestantische Truppen überschwemmen vorübergehend den Schwarzwald und Breisgau, aber sie mußten doch immer wieder den päpstlichen Streitern weichen. Der Abt von St. Blasien verstarb 1638 zu Klingnau im Exil, sein Kloster aber blieb auch nach dem heißersehten Friedensschluß von 1648 nicht von weiterem Unheil verschont, denn 1651 kam es dort zu einer großen Überschwemmung, die vor allem an der vorderen Abtei beim Durchfluß der Steina nach Art der Wildwässer schwere Schäden verursachte.

Sehr eindrucksvoll schreibt der Klosterchronist von jenen traurigen Zeiten: „Lacrimis

iam potius quam atramento scribere oportere“. (Mit Tränen weit eher als mit Tinte sollte man solches Geschick aufzeichnen).

Es brauchte Jahrzehnte, um alle die Wunden jener Kriegszeiten zu heilen, wenn auch jene Hochwasserschäden unter Abt Franz I. (1638—1664) durch Neufassung der Steina ziemlich schnell beseitigt wurden. Aber von der waffenfähigen Mannschaft St. Blasien und seiner Dörfer im Zwing und Bann war mancher nicht wieder heimgekehrt, und auch die Überlebenden daheim, hatten von mancherlei Leid zu berichten. Erst unter Abt Otto (1664—1672) waren die wirtschaftlichen Verhältnisse der Abtei soweit wieder normal geworden, daß man den Ausbau des unter Martin I. begonnenen neuen Konventshofes 1670 fortsetzen konnte. Doch um jene Zeit muß der Held unseres Berichtes, Johannes Ell, bereits nicht mehr am Leben gewesen sein oder doch nicht mehr zu St. Blasien gelebt haben.

Wenden wir uns also nunmehr ihm selbst und den Seinen zu, nachdem seine Geschichte durch das örtliche und zeitliche Kolorit etwas mehr Leben gewonnen hat.

Unsere Hauptquelle, die Kirchenbücher der Klosterpfarrei, sind ab 1606 erhalten. Im Traubuch hätte man ihn fast vergessen, wäre nicht dem aufzeichnenden Frater nachträglich die Auslassung eingefallen, so daß er an einer freien Stelle des vorangehenden Taufbuches folgendes vermerkte:

„NB. Anno Chr(ist)i 1608, Die 20 July, In die S.Margarithae V(irginis). et M(atris), Nuptias solennes suas habuerunt sub vicario (P(ater). F(rater). Martino Ketzlin, Joannes Ehl, Hoffschneider tunc temporis, et honesta virgo Maria Schneebergerin, è S.Blasio, netrix.

vide infra horum locum, hoc anteposito signo notatum.“

Zu deutsch: Bemerkung. Im Jahre nach Christi Geburt 1608, am 20. Tage des Juli, am Feste der Heiligen Margaritha, Jungfrau und Mutter, feierten ihre übliche Hochzeit unter Vikar Pater Bruder Martinus Ketzlin Johan-

nes Ehl, Hofschneider zu der Zeit, und die ehrenwerte Jungfrau Maria Schneeberger aus St. Blasien, Näherin.

Siehe auf der gegenüberliegenden Seite, wo das vorgesetzte Zeichen notiert ist. (Richtig heißt es unter den Trauungen dieses Jahrgangs: Vide in precedente pagina mensem Julium hic omisum. NB. = Siehe auf der vorhergehenden Seite Monat Juli das hier Ausgelassene.)

Der St. Blasianische Hofschneider war ein Klosterbeamter, nicht etwa nur ein Hoflieferant. Ebenso war der Titel der netrix, der Näherin, die Berufsbezeichnung für eine in Klosterdiensten beschäftigte Schneiderin. Es ist anzunehmen, daß unser Johannes Ell als junger Meister erst in St. Blasien seine künftige Frau in der Klostersnähtube kennen und lieben lernte, denn Maria Schneeberger wird in allen Quellen als aus St. Blasien stammend bezeichnet. Ihre Geburt ist freilich in den erst 1606 beginnenden Kirchenbüchern nicht zu finden, doch erscheint einmal am 27. Mai 1607 zu St. Blasien ein Thomas Schneeberger e vitriariorum Tugurys (aus der Glashütte des Klosters) als Taufpate. Möglicherweise haben wir es hier mit Marias Vater zu tun, der wohl als Glasmacher für das Kloster arbeitete. Sonst ist der Name in St. Blasien kaum bodenständig. Wohl kommt 1612 noch eine Margaretha Schneeberger von St. Blasien vor, die damals am 5. Februar, dort Jakob Stoffler aus dem Württembergerland heiratet, auch eine Anna Schneeberger, die am 12. April 1614 zu St. Blasien Pate steht, sonst aber ist der Name im Schwarzwald durchaus selten und taucht erst wieder 100 Jahre später in Remetschwil auf. Fast möchte man die Schneeberger ihres Namens wegen, der ans Erzgebirge (wo es eine Stadt Schneeberg mit Bergbau gibt) oder an Tirol erinnern, mit dem Silber- und Nickelbergbau in Verbindung bringen, den die Äbte von St. Blasien damals schon lange durch erzgebirgige und tiroler Bergknappen in den Gruben von Urberg und Horbach bei St. Blasien vornehmen ließen. Erfahrungsgemäß bestanden

zwischen den Glasmacher- und Bergmannsfamilien der Gegend rege Wechselbeziehungen.

Nach jenem Traueintrag begegnen wir dem Ehepaare nun eine ganze Reihe von Jahren fast Jahr für Jahr, natürlich in den Taufregistern! Fünfzehn Kinder lassen sich aufzählen, von denen freilich ein Teil, dem geringen hygienischen und medizinischen Fortschritt der damaligen Zeit entsprechend, im frühesten Kindesalter verstorben sein muß. Da die Sterbebücher des 17. Jahrhunderts in St. Blasien solche jung verstorbenen Kinder nicht verzeichnen, sondern nur etwas ältere oder Erwachsene (dies wird in fast allen katholischen Sterbebüchern der Zeit so gehandhabt), können wir nur durch die Wiederkehr des gleichen Vornamens bei Kindern einunddesselben Ehepaares auf solche Frühverstorbenen schließen.

Zu Beginn der Ehe des jungen Paares scheint noch kein Platz für das neue Glück in St. Blasien selbst gewesen zu sein. Also auch damals bereits Wohnungsmangel? Wenigstens findet sich der älteste, 1609 geborene Sohn nicht in St. Blasien eingetragen, aber auch nicht in Häusern oder einem anderen Klosterdorf, wo doch 1610 seine Schwester Maria geboren wurde. Die genaue Kinderliste lautet:

- 1) Georg (I), geboren 1609, † St. Blasien 14. Juni 1624, ungefähr 16 Jahre alt.
- 2) Maria, geboren Juni/Juli 1610 zu Häusern, getauft zu Höchenschwand.
- 3) Barbara, getauft St. Blasien 26. Dezember 1612.
- 4) Johannes, getauft ebenda 9. Januar 1614.
- 5) Fides, getauft ebenda 6. Oktober 1615.
- 6) Benedikt, getauft ebenda 2. April 1617.
- 7) namenloses Kind, geboren ebenda 10. Juli 1618, wohl vor der Taufe verstorben.
- 8) Katharina, getauft ebenda 27. November 1619.
- 9) Markus, getauft ebenda 7. April 1621.

- 10) Bartholomäus, getauft ebenda 6. Mai 1622.
- 11) Paul, getauft ebenda 26. Januar 1624.
- 12) Georg (II), getauft ebenda 6. Mai 1626.
- 13) Agnes, getauft ebenda 17. Oktober 1627.
- 14) Blasius, getauft ebenda 7. Februar 1629.
- 15) Verena, getauft Urberg bei St. Blasien 2. September 1631.

Nachdem die Eltern ihren jüngsten Sohn zu Ehren des Klosterschutzpatrons Blasius hatten taufen lassen, müssen sie, wohl wegen der durch den dreißigjährigen Krieg hervorgerufenen unruhigen Zeiten, um 1631 in das still und einsam auf der Höhe gelegene Klosterdorf Urberg gezogen sein. Bevor wir aber die Geschicke der Eltern verfolgen, wollen wir rasch von dem der Kinder berichten, soweit darüber Nachrichten vorliegen.

Der Sterbeeintrag von Georg I Ell (Nr. 1) findet sich im Totenbuch von St. Blasien und lautet wörtlich:

„MDCXXXIV. Die 14 Juny vitam cum morte commutavit Adilescens 16 circiter annorum Georgius Öhl, Filius Hospitis Blasiani.“ (1624, am 14. Tage des Juni vertauschte das Leben mit dem Tode der Jüngling von ungefähr 16 Jahren Georg Öhl, Sohn des blasianischen Gastgebers.) Zu seinem Gedächtnis taufte seine Eltern zwei Jahre nach seinem Tode einen weiteren, neugeborenen Sohn wieder Georg (Nr. 12).

Maria Ell (Nr. 2) heiratete am 23. September 1629 zu St. Blasien den Jakob Jehle. Ihr Traueintrag lautet: „Die eodem probae vitae Juvenis Jacobus Vlin, sartor de Beraw, et Maria Öhlin virgo, è S. Blasio, Filia Cauponis.“ (Am gleichen Tage — 23. 9. 1629 — wurden getraut der sich eines rechtschaffenen Lebenswandels befleißigende Jüngling Jakob Jehle, Schneider zu Berau — alte Form ist Vlin, Ühlin — mit der Jungfrau Maria Öhlin aus St. Blasien, Tochter des Wirts.)

Katharina Ell (Nr. 8) muß zwischen 1638 und 1670 zu St. Blasien, wo die Trauregister leider eine große, durch Brand verursachte

Lücke aufweisen, den Fridolin Thoma geheiratet haben, als dessen Ehefrau die bei ihrem Tode erscheint. Das Ehepaar lebte auf dem einsam über dem Albtal zwischen Witten schwand und Urberg gelegenen Bauernhof Arnoldsloch, der dazumal fast in allen Schriftstücken „Armutsloch“ genannt wird, weil er so entlegen und einsam auf kargem Schwarzwaldboden an steiler Berghalde liegt. Ob Katharina mit ihrem Fridle Kinder besaß, war bisher nicht zu ermitteln. Sehr bemerkenswert ist aber ihr gemeinsames Schicksal im Tode, denn nach dem erhaltenen Sterbebucheintrag verschieden Mann wie Frau am gleichen Tage, dem 21. Januar 1688. Der wörtliche Eintrag lautet: „conjuges una die et horâ provisi et mortui.“ (Ehegatten, am gleichen Tage und zur gleichen Stunde versehen und verschieden.) Da kein außergewöhnlicher Grund, Unfall oder Pest im Totenbuch vermerkt ist, ist wohl anzunehmen, daß große Anhänglichkeit der alten Leutchen die Ursache ihres gemeinsamen Todes wurde.

Von dem Verbleib und den Lebensschicksalen aller weiteren Kinder weiß man vorerst noch nichts. Doch ist zum mindesten bei Markus (Nr. 9) anzunehmen, daß er abwanderte, vielleicht sogar in die Heimat seines Vaters zurück, und dort eine neue Familie Ell begründete. Eventuell wurde er damit sogar zum Ahnherrn der heute in St. Blasien blühenden Kaffeehausbesitzer- und Konditorenfamilie Ell, denn auch unter den Vorfahren dieser aus Durmersheim bei Rastatt stammenden katholischen Familie kommt ein Markus Ell vor, was bei der Seltenheit dieses Vornamens und der alten Sitte, einen seltenen Vornamen im Mannesstamme getreulich weiterzuerben, immerhin zu denken gibt. Auch die Göttis, die Taufpaten, sind bei sämtlichen Kindern in den Taufbüchern St. Blasians verzeichnet. Fast immer waren es Georg Kunzelmann und Agnes Bolt, beide aus St. Blasien. Er war St. Blasianischer Hofmeister, sie Küchenmeisterin des Klosters. Manchmal tritt auch ein anderer Götte, Jo-

hannes Groß, auf, einmal auch der wohlhabende Bauer Markus Schlageter (damals noch Schlagater geschrieben) aus Menzenschwand, ein Urahn der Maler Franz Xaver Winterhalter und Hans Thoma!

Schließlich wenden wir uns noch einmal dem Hausvater, Johannes Ell, selbst zu, um seine Berufslaufbahn im Dienste des Klosters zu untersuchen. Ebenso, wie in den Kirchenbüchern die Schreibweise seines Familiennamens wechselt (1608 Ehl, 1612 Ellen, 1614 Ell, 1619 Elin, 1624 und später Öhl), wechselte er auch seinen Beruf. Anscheinend kam es bei diesen Klosterämtern nicht auf die Vorbildung allein an, sondern auf die Vertrauenswürdigkeit und Anstelligkeit. Hofschneidermeister scheint er etwa 15 Jahre lang gewesen zu sein. In dieser Zeit tritt er auch zweimal als Taufpate in St. Blasien auf. Während dieser Periode waren andere Gastmeister zu St. Blasien. Von 1606 bis 1613 tritt uns zunächst Johannes Bintz unter diesem Titel entgegen. Er war mit Barbara geborene Sproß verheiratet. Ihn scheint Johannes Götz aus Bonndorf abgelöst zu haben. Die Sterbeeinträge dieser Männer finden sich in St. Blasien nirgends. Wie sie von außerhalb stammten, so wanderten sie auch wieder nach außerhalb ab, vielleicht in einen anderen dem Kloster St. Blasien gehörigen Ort, denn dieses Kloster wies ja zahlreiche Besitzungen in Baden, Württemberg und sogar in der Schweiz auf.

Am 14. Juni 1624 wird erstmals Johannes Ell beim Tode seines Sohnes Georg als hospes Blasianus (st. blasischer Gastgeber) bezeichnet. Am 29. März 1625 begegnen wir ihm erneut im Kirchenbuch, diesmal als Pate, unter dem Titel „alhiesiger Gastmeister“. Dabei wird er auch mit dem Meistertitel (M.) bezeichnet. Zusammen mit Margaretha Meyer, der „alhiesigen Hoffmaisterin“, war er Götte bei Barbara, der Tochter des Meisters Bartholomäus Schmaltznapff, des St. Blasianischen Chirurgen und Amtsarztes, und seiner Gattin Agnes geborene Hentzelmann von St. Blasien. Auch bei der Taufe seiner 1626

und 1627 geborenen Kinder wird er „Johannes Öhl, alhiesiger Gastmaister“ genannt. Als seine älteste Tochter Maria 1629 zu St. Blasien heiratet, betitelt man ihn etwas schlichter „caupo“ (der Wirt). Zuletzt tritt noch am 16. März 1631 seine Ehefrau Maria geborene Schneeberger als „alhiesige Gastmaisterin“ auf, als sie in der alten Glashütte zusammen mit dem St. Blasianischen Stubenmeister Jakob Meyer Pate stand. Dieses Jahr muß aber das letzte der Amtszeit Johannes Ells als Gastmeister zu St. Blasien gewesen sein, denn noch im gleichen Jahre, und zwar schon am 11. Juni 1631 begegnen wir im Kirchenbuch als neuem St. Blasier Gastmeister dem Meister Michael Megele. Lange kann auch dieser sein Amt nicht bekleidet haben, denn 1639 wird mit dem gleichen Titel ein Jakob Fritz erwähnt.

Die Familie Ell zog schon im Jahre 1631, also wahrscheinlich gleich nach der Abdankung als Gastmeisterehepaar, nach Urberg bei St. Blasien. Doch vergebens suchen wir dort oder in den Kirchenbüchern der Klosterpfarrei nach ihrem Tode. Keinesfalls ist dieser bis 1632 dort erfolgt, denn bis zu diesem Zeitpunkt sind die Totenbücher noch ziemlich sorgfältig geführt. Von 1633, vor allem aber von 1634 und 1635 finden sich nur vereinzelte Eintragungen, und dann klafft leider eine gähnende Lücke zwischen den Jahren 1636 und 1669, für die weder Toten-, noch Tauf- oder Traubücher erhalten geblieben sind. Die eingangs erwähnten furchtbaren Kriegereignisse, Brand und Plünderung mögen den Verlust dieser Aufzeichnungen verursacht haben. Entweder ist nun Johannes Ell nebst seiner Eheliebsten in dieser Zwi-

schenzeit verstorben, oder er ist — was wahrscheinlicher erscheint — an einen anderen Ort versetzt worden, an dem sein Kloster Besitzungen sein eigen nannte. Leider weisen auch die im Generallandesarchiv zu Karlsruhe befindlichen Huldigungslisten der Klosterbeamten und Klosteruntertanen aus den Jahren 1664 und 1672 keine Namen der Klosterbediensteten auf, während im Jahre 1695, als am 21. Dezember die Huldigung vor dem neuen Abt Augustin stattfand, Ells Name nicht mehr erscheint. Als Gastmeister tritt damals Hans Köpfer auf den Plan, als Pfistermeister des Klosters, der nicht nur der Klosterbäckerei vorstand, sondern auch die Klostermühle zu leiten hatte, Johannes Laminet.

So verlieren sich die Spuren Johannes Ells und seiner Familie, nachdem an die 25 Jahre hindurch in St. Blasien dieser Stamm so vielfältig gegrünt und geblüht hatte, leider so plötzlich und gänzlich, wie die Familie aufgetaucht war. Spuren im Sande der Zeit, vom Winde der Vergänglichkeit verweht . . .

Wir aber als Nachgeborene stehen noch heute staunend vor den Bauten, die uns jene Zeit hinterlassen hat, bewundern ihre Schönheit, ihre Größe und ihre Dauer und sehen in unserer Phantasie hier den Gastmeister Johannes Ell am Werke, wie er vor 325 Jahren inmitten der bewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges seinem Amte als klösterlicher Wirt mit Geschick und Welterfahrenheit vorstand, während ihn im Hause eine wohlgefüllte Kinderstube, von der umsichtigen Kindermutter Frau Maria betreut, ständig an seine Pflichten als Hausvater und Gatte erinnerte.

St. Blasien während und nach der Säkularisation

Franz Hilger, Pfaffenweiler

Die Säkularisation kam für St. Blasien nicht überraschend. Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erließ Joseph II. einige Verordnungen, die das Wirken der Klöster einschränkte. Sodann hatte Joseph II. von den 38 Klöstern, welche in der Region Breisgau bestanden, schon sehr früh die Kartaus und das Klarakloster in Freiburg, das Dominikanerkloster in Villingen und das Franziskanerkloster in Säckingen aufgehoben.

Anläßlich der Jahreshauptversammlung des kirchengeschichtlichen Vereins Freiburg im Jahre 1907 hielt Dr. Karl Rieder einen Vortrag über die Aufhebung des Klosters St. Blasien. Hier heißt es: „Wer über die Säkularisation in Baden spricht, der kann nicht leicht in den Verdacht kommen, zu scharf oder ungerecht zu urteilen, denn ganz andere Leute als Leute unserer Weltanschauung haben über die Beweggründe und den Verlauf der Säkularisation schon den Stab gebrochen. Man lese den Altmeister in der Behandlung der neueren Geschichte, Treitschke oder Kleinschmidt, den Geschichtsschreiber der Säkularisation vom Jahre 1803, und man braucht ihren Urteilen nichts mehr beizufügen. Und verdient es nicht gerade St. Blasien, daß der kirchengeschichtliche Verein seinen Todestag nicht stillschweigend vorübergehen läßt? St. Blasien war ja das bedeutendste Kloster unseres Heimatlandes und stund noch in voller Blüte, als seine Auflösungsstunde schlug, von dem reich bestellten Arbeitsfelde wurde es hinweggenommen, und als die Axt schon an den Baum gesetzt war, da hat es trotzdem die Hoffnung auf weiteren Bestand nicht aufgegeben und ist schließlich lieber ausge-

wandert, als unterzugehen. So besteht es, im Gegensatz zu allen anderen früheren Klöstern Badens, eigentlich heute noch weiter, wenn auch unter anderm Himmelstriche, unter anderm Licht und Sonne, drinn im herrlichen Lavantal zu St. Paul in Kärnten.“

Das Todesurteil für die Abtei war bereits gesprochen als der Reichsrezeß vom 25. Januar 1803 verkündete: der Breisgau geht mit an den mit dem österreichischen Hause verwandten Herzog von Modena über, während der Großprior des Johanniterordens zu Heitersheim die Grafschaft Bonndorf, die Abteien und Klöster St. Blasien, St. Trudpert, Schuttern, St. Peter, Tennenbach und überhaupt alle Stifte und Klöster des Breisgaus erhalten sollte.

Als der damalige Abt des Klosters St. Blasien, Berthold, in Erfahrung brachte, daß St. Blasien dem Malteserorden zuerkannt sei, wehrte er sich energisch. St. Blasien sandte deswegen den Amtmann Duttlinger bereits im September 1802 nach Wien um dort zu erreichen, daß St. Blasien nicht der Oberhoheit Österreichs entzogen würde und es St. Blasien als eine „bittere Kränkung empfinde an den Malteserorden verschachert zu werden.“ Am 11. Oktober 1902 eröffnete der Malteserorden dem Kloster „das Kloster St. Blasien sei ihm und seinem ritterlichen Orden für ihre oberrheinischen Verluste als Entschädigung angewiesen. Bis zur endlichen Bestimmung der Reichsdeputation sollen deswegen alle zur Abtei St. Blasien gehörigen Realitäten, Rechte, Besitze und Güter in statu quo verbleiben und nicht daran veräußert, noch mit Beschwerden belastet wer-

den.“ Das Kloster antwortete nicht auf das Schreiben. Am 1. November 1802 kam dann eine Abordnung der Malteser nach St. Blasien um „provisorischen und nachherigen Zivilbesitz“ zu erreichen. Sie mußten aber wieder unverrichteter Dinge abziehen.

Die Nachrichten, welche der Gesandte des Klosters von Wien aus überbrachte, ließen keinen Zweifel daran, daß von der Reichsdeputation den gesamten geistlichen Stiften des Breisgaus das Todesurteil gesprochen sei. Für St. Blasien gab es noch eine Hoffnung, dem Kaiserhaus klarzumachen, daß die Klöster Vorderösterreichs für den Bestand des Staates einfach notwendig seien. St. Blasien war ein Bestandteil des Landes Breisgau; gehörte Kraft der Landeshoheit dem Herzog von Modena und dessen Erben, dem Erzherzog Ferdinand von Österreich. Amtmann Dutlinger stellte am 21. Januar 1803 die dem Kloster wegen der alten Ämter Gutenberg, Bettmaringen, Blumberg und der Grafenschaft Bonndorf gehörenden Reichsstandtschaft dem Hause Österreich zur Verfügung, verzichtete zu Gunsten Österreichs auf jede von den Franzosen noch zu fordernde Kriegsentschädigung und versprach, das Gymnasium in Konstanz wie bisher mit Lehrern zu versehen, wenn es nur dem Kloster verspreche „das allerhöchste Schutze sich fortdauernd zu erfreuen dürfe.“ „Als ein Merkmal des unbegrenzten Zutrauens der unwandelbaren, devotesten Anhänglichkeit und des innigsten Dankgefühls“ gegen das Österreich sollte dieser an sich schon verzweifelte Schritt aufgefaßt werden. Dies alles geschah ehe der Reichsrezeß verkündet war und deswegen die Besitzveränderungen rechtskräftig vor sich gehen konnten. Die feierliche Übergabe an den Herzog von Modena erfolgte am 2. März 1803. Zwar protestierten die Malteser gegen das Vorgehen, aber die Beschwerde wurde nicht angenommen. Eine Wende brachte der Krieg im Jahre 1805. Der Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 besiegelte das Schicksal des deutschen Reiches. Der Breisgau wurde von

Österreich gelöst und an zwei Herren verteilt, dem Markgrafen von Baden und den König von Württemberg. Vorderösterreich gab es nicht mehr. Der Markgraf von Baden erhielt den größten Teil des Breisgaus, der Herzog von Württemberg den östlichen Teil und der südliche linksrheinische ging an die Schweiz. Dies war die Geburtsstunde des Landes Baden.

Während die von Baden gebildete Kommission unter Führung von Landesrichter von Drais nur zögernd operierte, waren die Württemberger bestrebt, ihre Lage besser auszunützen. Wegen einer falschen Interpretation des Friedensabkommens hatten die Württemberger auf einen viel größeren Teil des Breisgaus Anspruch erhoben. So kam es, daß am 18. Januar 1806 württembergische Soldaten vor dem Kloster aufmarschierten. Der Kommissar der Württemberger, Geheimrat Spittler, gab dem Abt zu verstehen, daß das Kloster nunmehr den Württembergern gehöre. Der Kloostervorsteher protestierte gegen das Vorgehen, da ihm von dem Inhalt des Abkommens noch nichts bekannt war. Trotz des Protestes wurde am Klosteringang das Wappen des Württembergischen Königs angebracht und das Archiv des Klosters versiegelt. Inzwischen wurde festgestellt, daß das Gebiet des Südschwarzwaldes Baden zugesprochen sei und kurz darauf erklärte dann die badische Kommission die Aufhebung des Klosters.

Der Abt zog sich nach Oberried zurück und versuchte von dort die Sache des Klosters zu vertreten. Aus einem Schreiben, das er am 14. Februar 1806 an den Erzherzog von Österreich sandte, seien einige Stellen zitiert: „Wenn das Mißgeschick die treu ergebendsten Kinder den Armen des besten Vaters entreißt, kann es selbe auch seinem liebevollen Herzen entreißen? Nein, das Vaterherz Ew. K. Hoheit glühet noch vor Liebe wie das Herz der wimmernden, verwaisten ausgesetzten Kinder gegen ihren besten Vater. Soll denn kein Mittel mehr übrig bleiben, diese gewaltsame Trennung, die hiedurch geschla-

gene Wunde zu heilen?“ Einen Monat später kam ein Brief aus Wien, in dem mitgeteilt wurde, daß die Bande zwischen Österreich und St. Blasien nicht zerrissen seien, da Österreich nicht vergessen könne, was St. Blasien seinen vorderösterreichischen Landen gewesen. Österreich werde daher St. Blasien auch in der schweren Stunde nicht verlassen und biete dem Abt und seinen Mitbrüdern ein Kloster in Niederösterreich an. St. Blasien war damit ein letzter Ausweg eröffnet worden.

Am 26. Februar kam der badische Kommissär Gottfried Stösser nach St. Blasien. Als erstes ließ er das badische Wappen am Kloster anbringen und eröffnete dann dem versammelten Konvent den Übergang des Klosters an das Land Baden. Einige Wochen später, am 21. März 1806, konnte der Abt von St. Blasien zusammen mit dem von St. Peter, Ignaz Speckle, am Hof in Karlsruhe vorsprechen und nochmals ihr Anliegen vorbringen. Der St. Blasier Abt, Berthold Rottler, wies erneut darauf hin wie sehr sich das Staatswesen selbst durch die Aufhebung schädige. In einem Schreiben hatte er bereits einige Wochen vor dem Zusammentreffen ausführlich darauf hingewiesen.

So hieß es unter anderem in einem Schreiben: „Die Seelsorge St. Blasien hat gegenwärtig mehr als 20 000 Seelen ringsumher zu pastorieren und gibt aus seinem Gremio bei 40 Seelsorgern, welche alle gesunde, starke und wohlabgerichtete Männer sein müssen, indem die meisten Pfarrer teils wegen ihrer Lage und Ausdehnung, teils wegen der Seelenmenge schwer zu pastorieren sind, wo Weltgeistliche nicht wohl lebenslänglich ausharren möchten. Wird ein Priester wegen Alter, Schwäche oder anderer Umstände minder tauglich befunden, so substituiert das Stift folglich einen anderen, ohne daß der Ausgediente für seinen Unterhalt im Alter sorgen dürfte oder dem Staat zur Last fiele und ohne daß der neu aufgestellte erst das Hauswesen einzurichten hätte. Hieraus ergibt sich, daß St. Blasien immer junge Seel-

sorger im Vorrat haben müsse, um überall wo es nötig wird, nachsetzen und aushelfen zu können, folglich, daß es von Zeit zu Zeit Jünglinge zur Priesterausbildung in solcher Anzahl aufzunehmen genötigt sei, als zum Nachsetzen erfordert werden. Und so ist St. Blasien von jeher ein Priesterhaus, ein Seminarium, wo künftige Seelenhirten nicht nur eine kurze Zeit, wie in bischöflichen Seminaren, sondern durch viele Jahre nicht im Getümmel der Gefahren und Leidenschaften der Welt, wie auf Akademien, sondern in ein regelmäßiges und tugendhaftes Leben ausgebildet und zubereitet werden. Hernach geschieht diese Ausbildung zum Besten der Familien ohne Aufwand des Patrimonium, ohne Unkosten der Eltern, mancher St. Blasier machte alle seine Studien von den Trivialschulen an im Stift, mehrere fast alle, werden nach den Gymnasialschulen aufgenommen, dahingegen die Weltpriester ihr Patrimonium teils auf Akademien, teils in Seminaren aufzehren müssen, bis sie angestellt werden können. Nach Aufhebung des Stiftes möchte es einem Bischofe schwer, vielleicht unmöglich sein, mit der Zeit alle Posten zu besetzen, wie sie vom Stift besetzt werden, um so mehr, da einige und die schwersten Gemeinden keine Pfarrhöfe haben, sondern exeurrendo vom Stift aus versehen werden, einige hingegen nicht hinlänglich zum Unterhalte der Kirchen und Pastoren fundiert sind, wo mithin derselbe auch vom Stifte muß bestritten werden. Liegt es nun dem Landesherrn an, daß keine katholischen Untertanen ihm nach den Grundsätzen des Evangelium getreu, gewärtig, gehorsam und anhänglich sein, so muß ihm auch anliegen, daß sie in religiöser Gewissenhaftigkeit weg, welches Unheil könnten 20 000 Menschen verursachen? Auch nur eine oberflächliche Menschenkenntnis zeigt da die schrecklichen Folgen.“ Diesem umfangreichen Absatz über die Seelsorge folgen dann noch Themen zum Erziehungswesen, der Förderung der Wissenschaften und Kunst, der weiteren Urbarmachung des Landes und schließlich nannte

er auch Gründe, wonach der Landesherr durch die Aufhebung des Klosters erhebliche Steuerverluste hinnehmen müsse.

Nach einer Statistik aus dem Jahre 1786 hatte das Kloster 9 Propsteien, 9 Pfarreien und 8 Kaplaneien, in der Schweiz: 1 Kloster, 2 Propsteien, 2 Pfarreien, in Österreich: 1 Kloster, 2 Propsteien, 6 Pfarreien und 1 Kaplanei.

Der Landesherr ließ sich aber durch die Argumente des St. Blasien Abts nicht sehr beeindrucken. Da sich die Übergabe und die Umgestaltung der Regierungsgeschäfte einige Monate hinzog, wurde dem Kloster am 26. Mai eröffnet, daß man „St. Blasien in einer den Zeitverhältnissen angemessenen Art zur Zeit bestehen lasse.“ Doch nahm schon bald ein Kommissär, Buchhalter Faller, seine Arbeit im Kloster auf, um die Inventarisierung vorzubereiten. Der Abt ließ sich nicht entmutigen und bemühte sich, alles zu tun, um den Fortbestand des Klosters zu sichern. Er fuhr sogar am 30. Juni nach Freiburg, um an einer feierlichen Landeshuldigung teilzunehmen. Der Abt schrieb Briefe an den Kurfürsten, an den österreichischen Kaiserhof, den Erzkanzler Karl von Dalberg, den Nuntius in Luzern, ja selbst an den Papst mit der Bitte, sich bei Napoleon zu Gunsten St. Blasien einzusetzen. Doch eine Resolution des Großherzogs brachte dann die endgültige Mitteilung, daß St. Blasien aufgehoben wird. „Wir haben zwar nach höchstem Entschluß vom 5. Mai vorgehabt, die uns angefallenen Stifte St. Blasien und St. Peter im Schwarzwald in beschränktem Maß dergestalt noch fortbestehen zu lassen, daß aus letzterm ein von St. Blasien abhängiges Hospitium oder Propstei errichtet würde. Nachdem sich aber bei Ausführung dieses Vorhabens solche Anstände ergeben, wegen welche beide Stifte selbst auf ihre als modifizierte Fortdauer keinen Wert legen, und ein mehreres zu tun, mit den Organisations-Prinzipien unseren souveränen Großherzogtums und mit den Zeitumständen nicht vereinbarlich ist, so sehen wir uns veranlaßt, nunmehr auch diese

gedachten Abteien, gleich den übrigen bereits aufgehobenen Stiften im Breisgau und so wie wir es ebenfalls bei der Klosterkommunität in Gegenbach notwendig finden, für aufgelöst zu erklären und für jetzt, bis sich etwa in der Folge zeigt, von und welche andere gemeinnützige Anstalten daselbst furrogiert werden können, in einer Gemeinschaft von Geistlichen zu Versehung der nötigen Pfarrgeschäften und des Gottesdienstes, mit dem der Würde beider Kirchen und den daselbst befindlichen Grabstätten unserer in Gott ruhenden Durchlauchtigsten Vorfahren und Stammesgenossen angemessenen Anstand, unter der Direktion von Superioren zu verwandeln.“

Die Leitung der Klostergeschäfte ging an die „Kommission für Klostersachen“ über. Der Vorsitzende der Kommission war Baron Ittner. Schon bald wurde mit der Arbeit der Aufnahme des Personals und des Inventars begonnen. Da wurde unter anderen Fragen an die im Kloster beschäftigten Männer und Frauen gestellt welcher Herkunft und wie alt und zu was sie weiter zu verwenden sind. Aus einem Tagebuch ist zu entnehmen, daß Ittner und seine Mitarbeiter bei der Aufnahme des Inventars sehr gründlich vorgegangen sind, „daß sogar die Bartwische, Kehrbesen und Löschhörner und die unbedeutendsten Dinge, die nur einen Stiel zum Halten oder ein Körperchen zum Greifen und Berühren hatten, aufgezeichnet wurden.“ Den ganzen Winter 1806/07 war Ittner im Kloster beschäftigt und sein rigoroses Vorgehen war für die Konventualen fast unerträglich. Aus einem Schreiben, daß der Abt am 26. Dezember 1806 an die Hofkommission schrieb, wird deutlich in welcher verzweifelter Lage sich damals der Abt und seine Mitbrüder befanden. Hier einige Passagen aus dem Brief: „Ich kann den Schmerz, der mein Herz zernaget, nicht länger bergen, ich kann keine Linderung dafür als nur in der Ergießung in Ew. menschenfreundliches, gefühvolles und teilnehmendes Herz hoffen. Ew. Wohlgeboren ziehen dero voller Hand

ganz von St. Blasien ab, dessen Schicksalbestimmung S. K. Hoheit Ew. Gnaden ganz anzuvertrauen gnädigst geruht hat. St. Blasien, das erste Stift des Landes, hat allein das Unglück vom dero milden Vaterlande wegge- wiesen zu werden. Welche Schuld liegt doch auf demselben? Welches Verbrechen hat selbes dero Vaterhulden unwürdig gemacht? Ich würde mich äußerst bestreben, den be- gangenen Fehler nach Möglichkeit gut zu machen, wenn Ew. Wohlgeboren mir selben eröffnen die Gnade geben wollen.“ Zum Schluß des Briefes heißt es dann noch: „Höchst traurig und schmerzhaft müßte es mir fallen, wenn ich in meinem 59ten Jahre des Alters mein liebes Stift, und mit demselben das Vaterland selbst, nicht aus Verbrechen, nicht aus freier Willkür, sondern durch eisernen Drang der Umstände, aus Gewissenszwang verlassen müßte.“

Die Geistlichen hatten sich zu einer Vereini- gung zusammengeschlossen, deren Superior der bisherige Dekan Markus Baader war. Sie waren entschlossen zusammenzubleiben und die Pflichten als Ordensmänner zu erfüllen. Ein gutes Beispiel gab der 89jährige Pater Blasius Claus, der „keinen anderen Willen hatte, als seinem Beruf und der ersten Bestimmung seines Klosterlebens bis ans Ende getreu zu sein und zu bleiben.“ Die Vereini- gung war bestrebt ihre Studien soweit wie möglich fortzusetzen, doch im Januar 1807 wurde Befehl erteilt, die aus 18 000 Büchern bestehende Bibliothek einzupacken. Am 2. Februar 1807 wandte sich der Abt erneut an den Großherzog: „Seine K. Hoheit haben geruht, in St. Blasien eine Gemeinschaft von Geistlichen bestehen zu lassen. Diese Gemein- schaft hat sich bereits aus den zahlrei- chen Mitgliedern gebildet und ist bereits auf 25 Personen angewachsen. Da diese Perso- nen zum öffentlichen Lob Gottes, Chor- oder Palmgesang entweder Alters- oder Schwächlichkeitshalber untauglich sind und aber doch nicht als wilde Tiere die edle Zeit nur mit Essen und Schlafen zubringen ge- denken, da dieses auch nicht die Absicht

S. K. Hoheit bei Belassung einer geistlichen Communität sein kann, so hofft, wünscht und bittet er sich diese Communität, daß ihr der Büchervorrat gnädigst belassen werde.“ Diese Bitte wurde abschlägig beschieden. Am 20. Februar kam der Unterbibliothekar von Freiburg, Bagatti, um die Bücher zu verpak- ken. Bis 14. Mai war er ununterbrochen an der Arbeit.

Am 31. Mai wurden die Bücherkisten als Universitätseigentum nach Freiburg trans- portiert. Damit war den Mönchen von St. Blasien ihre „geistige Luft entzogen.“ Der Abt eröffnete daraufhin seinen Mitbrüdern, daß er das Angebot des Kaisers annehmen werde und sich im Chorherrenstift Spital im Phyrn in Oberösterreich eine neue Heim- stätte einzurichten. Es hatte aber den Kon- ventualen anheimgestellt als Weltpriester in der Seelsorge oder als Lehrer im Lande zu bleiben. Der Fürstabt schickte die beiden Pa- tres Trudpert Neugart und Ignaz Kopp nach Wien, um dort die notwendigen Verhand- lungen zu führen.

Unterdessen war die Vollzugskommission in Klostersachen in St. Blasien eingetroffen. Im Intelligenzblatt vom 22. Mai 1807 wurde eine vier Punkte umfassende Verordnung über die Aufhebung der Klöster veröffent- licht. Hier konnten die Mönche unter ande- rem (unter Punkt 2) lesen „Sie stehen daher von dieser Zeit an, in Bezug auf ihre bürger- lichen Lebensverhältnisse nicht mehr unter der Gewalt ihres Ordens-Obern, sondern unter den betreffenden geistlichen und weltli- chen Staatsbehörden, legen Ordenskleidung, welche sie etwa noch tragen, entweder so- gleich oder wenigstens alsdann ab, wenn sie abgetragen ist, und sie berechtigt, durch Erb- schaft und auf jede andere gesetzmäßige Weise zu erwerben und Eigentum an sich zu bringen.“

Alsdann begann in St. Blasien die Versteige- rung. Zur Besorgung dieser letzten Ge- schäfte wurde der Revisionskommissar Hof- gerichtsrat Fr. August Hartmann eingesetzt. Er hatte die Aufgabe die Versteigerung zu

überwachen. Abt Berthold unterbreitete am 6. August 1807 dem Kommissar den Wunsch, die von ihm geschaffenen Geräte für seine physikalischen Experimente sowie einige persönliche Gegenstände mitnehmen zu dürfen. Zu ihnen gehörten das von Maria Theresia gestiftete schwarze Ornat, der Pontifikalstab, der Kelch der Hauskapelle, eine Reliquie des heiligen Primin und ein elfenbeinernes Kruzifix.

„Nun schien der Zeitpunkt gekommen zu sein“ so schreibt einer der Mönche „wo Ernst und Trauer, Kleinmut und Freude, Kummer und Eifer untereinander abwechselten. So wie ein von den Franzosen geplündertes und ausgeraubtes Haus stand das Stift St. Blasien da. Überall wie dort, sah man Spuren der Zerstörung und Verwüstung. Die Wände auf den Klostergängen waren jetzt entblößt wie das Innere aller Zimmer, kein Nagel blieb zurück. Was man noch sehen konnte, waren die wenigen Effekten und nötigen Kleidungsstücke und Bücher der Religiosen; aber auch diese lagen zerstreut ohne Ordnung herum. Jedermann konnte diese Stücke bemerken, sehen, durchsuchen. Absichtlich aber wurden alle Effekten dem prüfenden Auge ausgesetzt, denn über die Dinge sollte noch eine Untersuchung geschehen, die denn auch wirklich am 15. September geschehen, und da war noch mancher durch die Erfahrung belehrt, genötigt, zu fragen, darf ich dies Täfelchen, diese Bücher, dieses Federmesser behalten?“

Nach dieser Untersuchung erfolgte dann die Erlaubnis zur Ausreise. Am Morgen des 21. September 1807 reisten die ersten ab. Die aus 15 Männern bestehende Gruppe wurde von Pater Konrad Boppert geleitet. Sie saßen auf einem Wagen, der von sechs Pferden gezogen wurde. Einige Tage danach folgten die restlichen Konventualen. Mit dem Abt, dem Dekan, dem Subdekan und dem Rechner reisten 18 Patres, 14 Fratres und drei Laienbrüder nach Österreich.

„Öfters noch sahen die Reisenden zurück und überall, wo sie ihre Blicke hinhefteten,

begegnete ihnen das Volk und ehemals St. Blasianische Untertanen, die von den jungen Wanderern unter Schluchzen und häufigen Tränen Abschied nahmen. Viel hatte das Volk, viel der Untertan vom Stifte genossen. Alles, was es hatte, konnte der dem Stift verdanken, und den harten Schlag fühlend, konnte es jetzt den Abschied kaum aushalten, seine stumme und gebrochene Sprache verkündete den inneren Schmerz, der alle ergriff, die um den großen Wagen, auf dem sich die Emigranten befanden, umherstanden. „Wir danken ihnen für alles, o kommen sie wieder“ riefen sie noch.“

Es war ein Abschied für immer.

Was wurde aus dem Klostergebäude und der in der Raumschaft lebenden Bevölkerung? Nach einem Verzeichnis aus dem Jahre 1794 gab es derzeit 269 Beamte und Bedienstete in St. Blasien. Die Mitglieder des Konvents sind hier nicht mitgerechnet. Das Großherzogtum Baden bemühte sich schleunigst eine Verwaltung aufzubauen. Am 24. Januar 1808 wurde bei einer von Amtmann Frey einberufenen Bürgerversammlung der damalige Klostersattler Johann Michael Zimmermann zum ersten Bürgermeister der nunmehr gegründeten Gemeinde St. Blasien gewählt. Es wurde der Amtsbezirk St. Blasien eingerichtet. Zu ihm gehörten zwölf Gemeinden mit damals 9547 Einwohnern. 1819 und 1839 kamen noch vier weitere Gemeinden hinzu. Die amtliche Konstituierung der Vogtei St. Blasien geschah 1809.

Im Sommer 1809 trafen unabhängig voneinander zwei Schweizer in St. Blasien ein, um in den leerstehenden Räumen des Klosters Betriebe einzurichten: Heinrich Düggli (Duggly) und Johann Georg Bodmer, beide aus Zürich.

Bodmer wurde am 26. Juli die Erlaubnis erteilt in einem Teil des Gebäudes eine Fabrik für Spinnereimaschinen einzurichten. Düggli schloß am 13. Januar 1810 einen zehnjährigen Pachtvertrag ab. Er richtete im Süd- und Westflügel eine Gewehrfabrik ein. Er hatte einen großen Auftrag von der badischen Re-

gierung erhalten. 6000 Gewehre und 200 Paar Pistolen sollte er herstellen. Doch mußte er die von der Mutziger Gewehrfabrik geholten Facharbeiter auf Intervention der französischen Regierung wieder zurückschicken und damit kam schon bald seine Fabrik zum Erliegen. Bodmer hingegen konnte schon wenige Monate nach der Gründung seiner Fabrik die Zahl der Arbeiter verdoppeln. In einem Gutachten das Professor Langsdorf im Auftrag der badischen Regierung über Bodmers Fabrik zu erstellen hatte, wird mitgeteilt: „Alles geschieht schnell unter seiner Ausführung und bald wird sich das Großherzogtum rühmen können, eines der größten Künstlertalente zu besitzen. Schon mehr als 70 Arbeiter spielen einander in die Hände, alles kommt in der erforderlichen Vollkommenheit aus einer Hand in die andere, und zuletzt gänzlich ausgebildet zur Zusammensetzung des Ganzen.“

1810 gründete Bodmer mit dem Hofmechaniker Karl Albert, dem Forstmeister Gerber und dem Karlsruher Hofbankier David Seeligmann eine Aktiengesellschaft. Die Gesellschaft trug den Namen „Société St. Blaise oder St. Blasische Gesellschaft“. Die Regierung stellte die neue Gesellschaft von der Grund-, Vermögens- und Häusersteuer frei, lediglich eine mäßige Gewerbesteuer mußte sie entrichten. Am 19. Januar 1811 erhielt Seeligmann als Hauptaktionär das ganze Klostergebäude mit Ausnahme des Nordflügels zur Verfügung gestellt. Außerdem überließ man ihm das Kupfer des Kirchendachs zum „wahren Wert“ aber erst zahlbar in vier Jahren. Im endgültigen Pachtvertrag, der am 19. November 1811 abgeschlossen wurde, kamen noch einige Gebäude hinzu.

Im Juni 1812 wurde im Auftrag der Regierung wiederum ein Gutachten erstellt. Aus diesem Bericht entnehmen wir: Der Betrieb hatte 154 Personen beschäftigt, darunter 36 Lehrlinge. In der Spinnerei in der alten Mühle sind außerdem noch 100 Kinder beschäftigt, die durchschnittlich 15 Kreuzer pro Tag verdienen. — 1820 starb der Teilha-

ber Forstmeister Gerber und 1822 verließ Bodmer St. Blasien und kehrte in die Schweiz zurück. Im Jahre 1821 konnte Seeligmann den größten Teil des Anwesens käuflich erwerben und nach und nach bis zum Jahre 1834 eine ganze Anzahl weiterer Nebengebäude, Hofgüter und Liegenschaften mit dazu erwerben. Inzwischen wurde Seeligmann geadelt und er nannte sich David von Eichthal.

1821 hatte der Betrieb 800 Arbeiter, darunter 200 Kinder. Die jährliche Lohnsumme wird mit 120 000 Gulden angegeben. Es bestanden fünf Betriebsabteilungen: 1. Maschinenfabrik („Größte dieser Art in Deutschland, vielleicht auf dem Kontinent“). 2. Gewehrfabrik, 3. Eisen-, Hammer- und Schmelzwerk, 4. Baumwollspinnerei („Gehört zu den ausgedehntesten des Kontinents und ihre Wasser-, Mule- und gezwirnten Garne werden den englischen vorgezogen“), 5. Chemische Kunstbleiche für die Garne und Zwirne. Dazu kamen noch Nebenbetriebe wie Sägmühlen, Fuhrpark, Gärtnerei, Land- und Forstwirtschaft.

Im Jahre 1832 ließ von Eichthal für die Spinnerei im Mühlenhaus eine Turbine anlegen, die zur Verstärkung der Kraftanlage dienen sollte. Da sie aber die Erwartungen nicht erfüllte, wurde sie samt dem Wasserrad vier Jahre später durch eine leistungsfähigere, nach der Bauart des Franzosen Fourneyron ersetzt. Es soll die erste dieser Art auf dem Kontinent gewesen sein. Am 4. April 1840 nahm von Eichthal beim Handlungshaus Philipp Niklaus Schmidt in Frankfurt ein Darlehen von 600 000 Gulden auf und gab dafür als Pfand den Grundbesitz in St. Blasien. 1843 verkaufte er der badischen Domänenverwaltung die Hammerschmiede mit allen Nebengebäuden und bat ein Jahr später bei der Regierung um ein Staatsdarlehen. Am 14. Januar 1845 war in einem Bericht des Innenministeriums zu lesen: „Das Gerücht von einem Aufhören der Fabrik in St. Blasien ist früher schon zu unserer Kenntnis gekommen und hat uns mit Besorgnis erfüllt, da mit Be-

stehen oder Fallen dieser großartigen Anstalt der Nahrungsstand eines ausgedehnten Bezirks in Frage steht.“

Am 8. September 1843 schenkte von Eichthal den gesamten Besitz seinem Schwiegersohn Josef Berckmüller. Er gründete mit zwei Teilhabern die Firma „Spinnerei St. Blasien.“

Am 7. Februar 1851 mußte die Fabrik den Konkurs anmelden. Im Konkursverfahren wurden Schulden in Höhe von 878 393 Gulden ermittelt. Die Verwertung des Vermögens erbrachte aber nur 104 396 Gulden. Bei der am 11. Oktober 1832 anberaumten Versteigerung konnte der Augsburger Bankier Obermeier das Fabrikanwesen für 87 000 Gulden erwerben. Obermeier nahm am 8. Juni 1833 den Fabrikanten Wilhelm Grether aus Schopfheim als Teilhaber auf. Grether konnte am 1. März 1854 das Geschäft allein übernehmen, und übergab die Führung der Fabrik seinem Schwiegersohn Ernst Friedrich Krafft. „Damit beginnt ein neuer, und zwar der längste, aber auch letzte Abschnitt, in der Geschichte dieser Kloster-spinnerei.“ 1861 erhielt die Fabrik auf der Landesausstellung in Karlsruhe eine goldene Medaille für ihre Erzeugnisse. 1863 waren 300 Arbeitskräfte an 700 Trossel- und 13 000 Mulespindeln beschäftigt. Der durchschnittliche Tagesverdienst bei Männern war 1 Gulden und 12 Kreuzer und bei den Frauen 44 Kreuzer.

Ein furchtbares Unglück traf die Gemeinde am Morgen des 7. Februars 1874. Durch die Unachtsamkeit eines jungen Arbeiters beim Anzünden der Öllampen im Spinnsaal brach im dritten Stockwerk des Gebäudes Feuer aus. Innerhalb kurzer Zeit breitete sich das Feuer aus und ergriff auch die an das Klosterviereck angebaute Kirche. Die herrliche Kuppelkirche stürzte in sich zusammen. Der damalige Pfarrer Lorenz Zimmermann schrieb ins Verkündbuch „Ein erbarmungs-

würdiges Ereignis.“ Die Fabrik war bis auf den Grund zerstört. Der Fabrikherr ging gleich entschlossen an den Wiederaufbau, doch gegenüber den Interessen des Industriebetriebs mußte aus Rücksicht, die Wiederherstellung des hervorragenden Baudenkmalms zurückstehen. 1875 wurde in unmittelbarer Nähe der zerstörten Kirche ein 42 Meter hoher Fabrikschornstein erstellt.

Bürgermeister Meinrad Waßmer bemühte sich bei der badischen Regierung um Bewilligung von Geldern für den Wiederaufbau der Kirche. Bei einem persönlichen Gespräch mit dem Großherzog erhielt er die Zusicherung, daß sich der Landesvater persönlich um die Wiederherstellung der Kirche einsetzen werde. Ernst Friedrich Krafft brachte den Betrieb bald wieder in die Höhe, und er gelangte zu großem Ansehen. Er wurde sogar 1879 in den Reichstag gewählt. Nach seinem Tode im Jahre 1889 übernahm Sohn Alfred die Fabrik, die 1924 von seinen Söhnen Otto, Franz und Fritz übernommen wurde. Nach der amtlichen Statistik aus dem Jahre 1925 hatte der Betrieb 252 Beschäftigte. Wie so viele Betriebe fiel auch die Spinnerei St. Blasien der Weltwirtschaftskrise um 1930 zum Opfer. 1931 wurde ein Vergleichsverfahren eingeleitet und nach Abwicklung des Verfahrens wurde die Fabrik im Jahre 1938 gelöscht.

Die Kuppelkirche von St. Blasien konnte durch das Bemühen von Bürgermeister Adolf Waßmer und dem Pfarrer der Gemeinde, Theophil Lamy, wieder aufgebaut werden. Dieses Bemühen wurde dadurch begünstigt, daß der Großherzog St. Blasien zu seinem Erholungsort erwählte und somit ein persönlicher Kontakt mit dem Bürgermeister und dem Pfarrer bestand. Am 1. Juni 1913, 39 Jahre nach der großen Feuersbrunst, konnte die Kirche durch Erzbischof Thomas Nörber geweiht werden.

Ein „Bericht über den Erfund der im Stift St. Blasien vorhandenen Orgelpositive“ aus dem Jahre 1807

Anton Merkle, Merzhausen

Unter dem Betreff „Die Verschaffung einer neuen Orgel in die Kirche zu Tutschfelden“, eine heute zu Herbolzheim/Breisgau gehörende Gemeinde¹⁾, verwahrt das Generalandesarchiv Karlsruhe einen 42 Blätter umfassenden Faszikel²⁾, dem nicht ohne weiteres anzusehen ist, daß darin auch zusätzliche Erkenntnisse über die Orgelwerke der ehemaligen Benediktiner-Fürstabtei St. Blasien enthalten sind^{3,3a)}.

Die Gemeinde Tutschfelden, damals noch eine selbständige Gemeinde mit evangelischer Bevölkerung, beantragte um die Jahreswende 1806/07 für ihre neu erstellte Kirche über das Oberamt und Specialat Mahlberg zunächst eine Orgel aus dem aufgehobenen Kloster Tennenbach⁴⁾. Die Angelegenheit wurde nach Aktenlage nicht weiter verfolgt, da nach dem Beschluß des Karlsruher Hofrats 2. Senat vom 13.1.1807 „das Kloster Tennenbach noch nicht unter disseitiger Administration stehe.“ Unterm 11. April 1807 teilte dann die Gemeinde dem Großherzoglichen Oberamt und Großherzoglichen Specialat mit, man habe mit Orgelmacher Schaxel von Herbolzheim einen Akkord über die Lieferung einer neuen Orgel um 650 Gulden geschlossen. Hierzu seien 140 Gulden aus freiwilligen Leistungen vorhanden. Der restliche Kaufpreis soll darlehensweise auf die Gemeinde genommen werden. Man erwarte jedoch, daß die gnädige Herrschaft, welcher der hälftige Fruchtzehnte zusteht, diesen für eine Zeit ermäßige. Das Oberamt Mahlberg plädiert statt dessen dafür, daß der

Gemeinde „einen milden Beitrag von 150 fl zu gönnen seye“. Der Geheime Finanzrat in Karlsruhe gab am 16. April 1807 dem Großherzogl. Hofratskollegium 2. Senat zu erkennen, „wie man diserorts geneigt seye, statt des für die Gemeinde Tutschfelden angetragenen Beitrags in Baarem — in Berücksichtigung ihrer durch den Kirchenbau erschöpften Kräfte ein im Stift St. Blasien vorhandenes entbehrliches Positiv zu überlassen, woraufhin man, wenn dieser Gemeinde damit geholfen und sie zu deßen Abholung bereit seye von wohldemselben die weitere Eröffnung erwarte, um sodann das Nötige von hieraus zu verfügen.“ Der 2. Senat des Karlsruher Hofrats entschied am 9. Mai 1807 zusätzlich, „daß man von den Hand den mit gez. Bericht eingeschickten Accord nicht genehmigen könne und sich auch bis auf erfolgende weitere Resolution mit dem Orgelbauer Schaxel zu Herbolzheim nicht einzulassen sey.“ Die Gemeinde Tutschfelden schickte dann „den Schulseminaristen Haag von Lahr, einen in Orgelbau und Orgelspiel erfahrenen Mann“ nach St. Blasien. Dieser erstattete folgenden „Bericht über den Erfund der im Stift St. Blasien vorhandenen Orgelpositive“.

Bei der den 19ten May im Namen der Gemeinde Tutschfelden von mir vorgenommenen Untersuchung der Orgelpositive im Stift St. Blasien fanden sich ein kleines Positiv im Seitenchor der Kirche und ein anderes im Musicsaal.

Beicht über den Zustand der im Dist. N. Blasien vorfindenen Orgelpfeifen.

Bei dem am 19^{ten} März im Namen der Gemeinde Völsfelden da sie vorzu-
nehmliche Ueberprüfung der Orgelpfeifen im Dist. N. Blasien voran-
ging: ein Klavier befindet sich im Kirchthur der Kirche und ein andrer im Hofraum.

Im im Kirchthur sich befindende Pfeifen ist nicht länger als einjährig im Dist.
und ab beträgt die Länge 6'3", Breite 3'3" Höhe 3'5" auf demselben Wand steht.
Inselbe beschaffend 4 Register in einem Manual. Die Register
sind Orgelpfeifen 8 Pfeifen dem Holz gedreht, Pfeife 4 Pfeife dem Holz gedreht,
Oktave 2 Pfeifen dem Holz, die Register sind von Holz. In Aufprüfung
das Klavier die Linie ist zu bemerken, daß das Klavier mit 4 Octaven
beschaffend, jedoch ist nicht die große Oktave die sogenannte große, sondern die
große Cis, Dies sind die Orgelpfeifen, und die Orgelpfeifen nicht die Orgelpfeifen
ein solches Werk zu geben. Das Klavierwerk dem Holz ist einjährig dem
Manual sehr schlecht geworden, und das dem Holz ist nicht dem Holzwerk standhaft,
eingedrückt, und zum Spiel ungeeignet. Die Pfeifen die zu den Pfeifen
hört ist sehr klein, und ab das Pfeifen ist als Linie Register nicht zu geben, und
ist die Linie nicht dem Holzwerk standhaft geworden. Die Pfeifen sind klein und
schlecht, und geben kein Werk zum Spiel.

Die im Municipal befehlt ebenfalls auch 11 Karyikare und 1000: Coppelstele Eggesten
gedacht sein soll, Municipal befehlt, die unterste Oberste sein soll, das
übrige sein soll in die Gasse, Mitzler 2mal die Gasse in, Lefter
Municipal befehlt 1 1/2 mal die Gasse. Das Muffen der Dase ist 10 Ceterden
Im Ganzen ist die in der Stadt von Waigau mit einer die Form der Gasse, weil
für die Mithel über der Cludier ist, im übrigen Muffen aber soll für die
Waigau auf sein, weil die Cludier und Coppelstele beinahe ganz das haben
sind

Im Ganzen befehlt aber auch ein mal die Mithel über der beiden Mithel in die Gasse
soll, weil für beide zu klein sind, und nicht große Lagerstätte vorhanden,
denn Kosten und die Gasse der Waigau. Mithel über Waigau durch. Jeder
soll für ein halbes Mithel im Waigau weil die Gasse in Waigau und
jedem einzelnen Gasse zu klein ist, und das kann für den ganz Altan nicht
mehr mit Waigau und auf dem Waigau soll

Mithel der Gasse der Waigau befehlt, die befehlt die in der Gasse und 11 Karyi-
kare, auch aber ein mal die Gasse und Gasse der Waigau
gewonnen werden, und ist bei der Waigau nicht für die Waigau
einmal Gasse der Waigau, oder auch den Waigau, als halbes Mithel zu
klein und die Waigau zu klein und nicht; jeder für die Waigau befehlt

6
und drei Fächer davon Aufstellung hinter dem letzten Pfeifenwerk
Lüftung.

Das ganze Instrument ist an Ueberführung keine Spur, die auf ein Pfeifenwerk,
das eine von beiden neuen Organen ist in die folgende Pfeifen mit
einigen Klängen gebrauchbar, und das Instrument der zweiten nach
50 Register und 13 Manual besessenen Organ das Silberwerk ist nicht
kann kommen nicht und nicht wie oben beschrieben wird, weil das
ganze Werk durch unvollständig wurde. Aufgehoben am 22. März 1804

Th. J. J. J.
V. J. J. J.

Das im Seitenchor sich befindende Positiv ist nicht höher als ungefähr ein Tisch, und es beträgt die Länge 6' 3", Breite 3' 3" Höhe 9' 5" nach deutschem Maaßstab. Dasselbe besteht aus 4 Registern in einem Manual. Die Register sind Coppelflöte 8 Fußton von Holz gedeckt, Flöte 4 Fuß von Holz gedeckt, Octave 2 Fußton von Bleizinn, Superoctave 1 F. von Blei: In Ansehung des Umfangs der Töne ist zu bemerken, daß das Werkchen aus 4 Octaven besteht, jedoch ist statt der

großen Octave die sogenannte kurze, worin das große Cis, Dis und Fis ganz fehlt, und der Orgelspieler müßte sich erst an ein solches Werk gewöhnen. Das Pfeifenwerk von Holz ist meistens durch den Wurm schadhaf geworden, auch das von Zinn ist durch den Bleifraß verdorben, eingedrückt, und zum Theil umgefallen. Die Windlade die unter der Claviatur liegt ist sehr klein, und es ließen sich also keine Register mehr hinzusetzen, auch ist sie durch Alter und Gebrauch

schadhaft geworden. Die Bälge sind klein und schadhaft, und geben fürs Werk nicht genug Wind.

Die im Musicaal besteht ebenfalls aus 4 Registern und zwar: Coppelflöte 8 Fußton, gedeckt von Holz, Principal 4 Fuß, die unterste Octave von Holz, das übrige von Bleizinn im Gesicht, Mixtur 2fach von Bleizinn, Hasart (Nasat od. eigentl. Quinte) 11/2 Fuß von Bleizinn. Der Umfang der Töne ist 4 Octaven. Im Ganzen ist dieses Werk vom vorigen nur durch die Form verschieden, weil hier die Windlade über der Claviatur ist, im übrigen Werth aber steht sie der vorigen noch nach, weil die Claviatur und Coppelflöte beinahe ganz verdorben sind.

Im Ganzen taugt aber weder eines noch das andere dieser beiden Werke in die hiesige Kirche, weil sie beide zu klein sind, und eine große Reparatur erforderten, deren Kosten und der Fuhrlohn den eigentl. Werth übersteigen dürfte. Zudem läßt sich ein solches Werk nie vergrößern weil der Zuschnitt im Ganzen und jedes einzelnen Theils zu klein ist, und das Neue sich dem ganz Alten nicht mehr mit Nutzen und auf Dauer anpassen läßt.

Was das Positiv der Hauptorgel betrifft, so besteht dieses wohl aus 11 Registern, kann aber nie ohne Schaden und Zerstümmung des ganzen Werks weggenommen werden, auch ist wie der Kenner leicht finden wird der ganze Zuschnitt eines Positivs dieser Art, oder eines 3ten Manuals als selbstbestehendes Werk zu klein und der Ton zu jung und marklos; zudem hätte dasselbe keine eigenen Bälge und kein Petal deren Anschaffung wieder beträchtliche Kosten verursachen dürfte. Das ganze Resultat dieser Untersuchung wäre demnach, daß ich eingesehen, daß keine von beiden ersten Orgeln sich in die hiesige Kirche nur mit einigem Nutzen gebrauchen ließe, und das Positiv der prächtigen aus 50 Registern und 3 Manualen bestehenden Orgel von Silbermann sich nicht leicht trennen läßt und auch nie getrennt

werden wird, weil das ganze Werk dadurch unvollständig würde.

Tutschfelden, den 22ten May 1807

J. Haag
Schulseminarist“

Am 21. Juli 1807 faßte der Hofrat den Beschluß, „daß von dort aus mit dem Polizey Departement des Gr. H. Geh.. Raths darüber communication gepflogen werde, ob der Gemeinde Tutschfelden nicht eine Orgel aus der Kirche irgend eines aufgehobenen Closters verschafft werden könne, mit dem Anhang, daß die Einleitung getroffen werden soll, daß der Uhrmacher (!) Schaxel zu Herbolzheim nicht zu weit mit seiner Ansicht fortfahre.“ Nach dem Bericht des Mahlberger Oberamts und Specialats vom 3.9.1807 hatte inzwischen die Gemeinde Tutschfelden aber alle Hoffnung aufgegeben, „daß ihr noch eine andere brauchbare Orgel aus höchster Gnade in ihre neue Kirche überlassen würde.“ Am 13.9.1807 beschied der Karlsruher Hofrat das Mahlberger Oberamt, man wolle zwar zugeben, „daß das angefangene Orgelwerk von dem Orgelmacher Schaxel fertiggemacht werde,“ jedoch mit den Änderungswünschen des gutachtlich gehörten Abbé Schmittbauer⁶⁾.

Diese Vorgänge zeigen, daß in der aufgelösten Abtei St. Blasien mit den drei Orgeln ein reiches musikalisches Leben geherrscht haben muß. Schon für 1514 sind zwei Orgeln bezeugt. Abt Gregorius (1493 — 1519) ließ nämlich in diesem Jahr das 1488 unter Abt Eberhard von dem Mönch Conradius Sittinger aus seinem Kloster errichtete Instrument durch Aegidius von Ulm verlegen und noch eine neue Orgel mit 12 Registern bauen. Beide Orgeln wurden aber am 27.4.1525 durch plündernde Bauern (zusammen mit den Glocken) zerschlagen⁷⁾.

Eine der beiden von Haag beschriebenen Positive dürfte früher im Oratorium gestanden haben. Johann Andreas Silbermann hinterließ u. a. fünf Quartbände mit Nachrichten von Orgel und Orgelmachern⁸⁾. Im dritten

Quartband mit dem Titel „Bericht von Orgelmachern auch Organisten“ ist nämlich unter der Überschrift „Blasius Bernauer von Stauffen“ ausgeführt:

„Weilen er ein Unterthan von St. Blasien war, so ließ man ihn ein klein Wercklein von 4. Registern zu St. Blasien ins Oratorium machen und der Fürst hatte die Absicht ihn etwan bey mir in Arbeit zu bringen. Und als man an ihm merkte, daß er sich Rechnung machte die große Orgel in die neue Kirche zu machen, so wurde ihm gesagt, daß man daßfalls auf den Silbermann Reflexion mache. . . .“

Das Gutachten Haag weist aber auch hin auf die 1772 — 1775 unter dem kunstsinnigen Fürstabt Martin II Gerbert durch Johann Andreas Silbermann gebaute Pfeifenorgel. Mit ihren 46 klingenden Stimmen auf drei Manualen und Pedal war sie die größte des Straßburger Hauses Silbermann, über die schon viel geschrieben wurde⁹⁾. Heute ist von diesem ehemals so sehr gerühmten Werke keine einzige Pfeife mehr vorhanden. Großherzog Karl Friedrich von Baden schenkte das Instrument nach der Säkularisierung der Kath. Gemeinde Karlsruhe für die 1814 fertiggestellte Stephanskirche. Dort ist es 130 Jahre später einem Fliegerangriff zum Opfer gefallen; die noch geretteten Pfeifen (1255 kg Pfeifenzinn) wurden 1950 für 2133,50 DM an eine Karlsruher Firma verkauft^{9a)}. Letzte Relikte der ehemaligen St. Blasianer Silbermann-Organ sind die Putten (Bildhauer Hörr) an der Stieffel-Organ in der kath. Kirche in Bauerbach¹⁰⁾.

Es mag manchen überraschen, daß die Abtei St. Blasien drei Orgeln nebeneinander hatte. Dies ist jedoch für weitere bedeutende Kirchen in unserer näheren Heimat nachweisbar. So waren z. B. im Münster zu Basel schon 1473 zwei Orgeln und drei Positive¹¹⁾. Im Münster U. L. Frau zu Freiburg ist erstmals 1596¹²⁾ von einer zweiten kleinen Orgel im oberen Chor die Rede und 1599¹³⁾ noch eine Orgel auf dem Lettner genannt; 1761¹⁴⁾ wer-

den die drei Instrumente gleichzeitig aufgeführt (die größere Orgel im Langschiff, die kleinere im Chor und das Werk auf dem Lettner). In der Klosterkirche St. Peter im Schwarzwald (ehedem wie St. Blasien eine Benediktinerabtei) waren 1736¹⁵⁾ eine große, eine mittlere und eine kleine Orgel vorhanden. Auch das Münster in Konstanz — ehemalige Kathedralkirche — hatte gegen Ende des Mittelalters mindestens zwei Orgeln in Gebrauch; so will man 1490 „zur Schonung der grossen Orgel eine kleine machen lassen“¹⁶⁾; neben der Hauptorgel, die „hinden in das munster kum, das es vor gestanden ist“¹⁷⁾ (1515), gab es 1520 noch die alte „klaine Orgel“¹⁸⁾; aus der Baurechnung von 1679 — 1683 kann geschlossen werden, daß neben der großen Orgel noch zwei kleinere Orgeln vorhanden waren¹⁹⁾; im Jahre 1844 wurde die letzte Nebenorgel für 1164 Gulden an das Kloster Feldbach verkauft²⁰⁾. Seit einigen Jahren besitzt die Basilika U. L. Frau zu Konstanz wieder ein kleines, transportables Orgelpositiv mit vier Registern, für das das Land Baden-Württemberg unterhaltungspflichtig ist²¹⁾.

Im Zusammenhang mit der derzeit laufenden Innenrenovation der Rotunde wird z. Z. auch die Anschaffung einer Zweitorgel für den Dom zu St. Blasien diskutiert. Unter dem Gesichtspunkt des unabweislichen Bedarfs (die erneuerte Liturgie verlangt nach einer weiteren Orgel in der Rotunde) und unter Berücksichtigung des Nachweises von Nebenorgeln vor der Säkularisation hat das Land die Bau- und Unterhaltungspflicht für diese weitere Orgel grundsätzlich anerkannt, wobei für deren Beschaffung eine Beteiligung kirchlicherseits auf freiwilliger Basis erwartet wird²²⁾.

Im Hinblick auf die hohen Aufwendungen des Landes Baden-Württemberg zur Restaurierung des Domes wird sich die Beschaffung einer Zweitorgel in nächster Zeit wohl kaum verwirklichen lassen.

Anmerkungen

1) Durch Vereinbarung der beteiligten Gemeinden vom 12. 6. 1974 und Genehmigung des Reg.-Präs. Freiburg wurde mit Wirkung vom 1. 1. 1975 die Gemeinde Tutschfelden in die Stadt Herbolzheim eingegliedert (GABL. 1974, 856)

2) Oberamt Mahlberg — Tutschfelden — Kirchenbaulichkeit, 229/106618

3) Bernd Sulzmann: „Historische Orgeln in Baden 1690—1890“, 1980 München und Zürich, 184 (Tutschfelden, Ev. Kirche)

3a) Bernd Sulzmann „200 Jahre Orgelbaugeschichte in St. Blasien“ in Heidegger-Ott: St. Blasien, Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche“, 1983, München—Zürich, S. 232 ff. (237)

4) Zisterzienserkloster bei Emmendingen, gegr. zw. 1158 und 1161 als Tochterkloster von Frienisberg, 1806 aufgelöst. Einen kurzen „Überblick über die Geschichte des Zisterzienserklosters Tennenbach“ gibt Alfons Schäfer auf den Seiten XIII bis XVI der Einleitung zu „Das Tennenbacher Güterbuch (1317—1341)“, bearbeitet von Max Weber u. a., Stuttgart, 1969

5) 1765 in Fraize geb., heir. 1793 in Herbolzheim i. Br. Franziska Wagner, gest. 1843 in Herbolzheim. Vergl. hierzu: Bernd Sulzmann, Anm. 8 zu „Orgeln und Orgelmacher an St. Gallus in Heimbach“ in „Heimbach/Breisgau 759—1500 — 1777 bis 1977“, München—Zürich, 1978, sowie derselbe in „Historische Orgeln“ S. 287

6) Schmittbauer, Joseph Louis, 1755—1829; Näheres siehe Sulzmann: „Historische Orgeln“, S. 289

7) Joseph Wörsching: „Die Silbermannorgel in St. Blasien“, Beilage zum „Kirchensänger“, 1938 und 1939, hier 1938 Seiten 1 u. 2 mit Nachweisen

8) Rudolf Walter: „Der Orgelbau für die Fürstabtei St. Blasien 1772/75“ in „Musicae Sacrae Ministerium“, Festgabe für Karl Gustav Fellerer, Köln, 1962 hier insbesondere S. 271, dort auch das Zitat

9) siehe Anm. 7) und 8) sowie P. Albert Hohn OSB.: „Die Orgeln Johann Andreas Silbermann“ in „Acta Organologica“, Bd. 4, Berlin 1970, S. 26, 33 u. 84; auch Anm. 3a)

9a) Wie Anm. 3a), S. 255

10) wie Anm. 3)

11) Ingeborg Rücker: „Die deutsche Orgel am Oberrhein um 1500“ Freiburg 1940, S. 10 Anm. 15); dort auch Hinweise auf frühe Nebenorgeln im Kloster zu den Steinen in Basel (1518) und in Haguenuau (1510)

12) Fr. Kempf: „Das neue große Orgelwerk im Freiburger Münster“, Freiburg 1929, S. 16

13) wie Anm. 12), S. 16

14) Anm. 12), S. 18

15) Bernd Sulzmann: „Orgeln und Orgelmacher in St. Peter“ in Hans-Otto Mühleisen „St. Peter im Schwarzwald“, 1977 München und Zürich, S. 144

16) Elisabeth Reiners-Ernst: „Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz“, 1956, Lindau und Konstanz, S. 31 Nr. 224

17) wie Anm. 16), S. 67 Nr. 416

18) wie Anm. 16), S. 74 Nr. 459

19) wie Anm. 16), S. 120 Nr. 768 u. 771

20) wie Anm. 16), S. 155 Nr. 913

21) Schreiben des Staatlichen Hochbau- und Universitätsbauamts Konstanz vom 30. 1. 1978 Az. KN 13—1801 in den Bauakten des Erzb. Ordinariats Freiburg, unter „Konstanz, Basilika ULFrau“, beginnend 1962

22) Schreiben der Oberfinanzdirektion Freiburg vom 10. 10. 1979 Az. WT 24—1801 LV 123 an das Erzb. Ordinariat Freiburg, in den Bauakten St. Blasien

Ein solcher Versuch, von den Wirkungen Luthers zu sprechen, und zwar vornehmlich von seinen Wirkungen auf die moderne Welt und auf den Vorgang der Modernisierung, muß sich vor einer Reihe von Fallen hüten, in die er nur zu leicht gerät. Ich will sie nennen. Da ist die liberale Falle, wie wir sie von unseren Urgroßvätern im 19. Jahrhundert kennen: Luther, der Freiheitsheld, der Kämpfer gegen Hierarchie und Fremdbestimmung, und für Selbstbestimmung und Selbstdenken des einzelnen, der Anfänger des modernen Geistes. Seit Troeltsch und seit Holl und der theologischen Neuentdeckung Luthers wissen wir längst, wie falsch das ist. Luther ist ein mittelalterlicher Mensch gewesen mit einem archaischen Problem, dem Problem, wie bekomme ich einen gnädigen Gott. Daran, daß es Luther um nichts anderes als das religiöse Heil ging, daran kann keine sozial- und kulturgeschichtliche Analyse vorbei. Luther ist ganz anders als wir. Aber es gibt nun auch die umgekehrte, die konservative Falle, in die Historiker und Luther-Forscher zumal seither oft geraten sind; weil man Luther nicht anachronistisch modernisieren und in eine Kulturgröße auflösen wollte, hat man ihn von seinen Spätwirkungen auf die Moderne, auf den liberalen Protestantismus und die säkulare Kultur und Gesellschaft ganz abgeschnitten; mit der falschen Antwort des Liberalismus hat man das weltgeschichtliche Problem „Luther und die moderne Welt“ überhaupt verworfen. Daran aber müssen wir festhalten. Gewiß müßte eine umfassende Betrachtung auch die konservativen, die gegenmodernen Fernwirkungen Luthers in Betracht ziehen, z. B. Luther der Antirevolutionär des 19. Jahrhunderts, Luther der Vater von Obrigkeitsdenken, Selbstbeschränkung des Individuums im Ethos des Gehorsams; aber das schließt ja die spezifische Frage nach Luther und der Modernität nicht aus.

Schließlich gibt es natürlich die national-protestantische Falle, die unserer Väter und Großväter, als ob Luther zuerst und vor allem ein Deutscher sei, als ob die Deutschen insgesamt von Luther geprägt seien, als ob er die deutsche Geschichte bestimme. Das ist falsch. Aber an der Rolle, die das protestantische Deutschland für die gesamtdeutsche Geschichte und Kultur, und auch für das katholische Deutschland gespielt hat, ist doch nicht zu zweifeln, und darum bleibt die Frage nach Luther und den Deutschen wichtig und spannend genug.

Thomas Nipperdey — Luther und die Bildung der Deutschen

Luthertum in Baden

Gottfried Gerner-Wolfhard, Dühren

„Luthertum in Baden“ — paßt das überhaupt zueinander? Ist es nicht irgendwie ‚unbadisch‘?

Man hört ja auch nichts von einem ‚Luthertum in Baden‘, seit geraumer Zeit schon nicht mehr: nämlich seit der Kirchenunion von 1821. Damals entstand die „Vereinigte evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogtum Baden“.

Was es vor 1821 an ‚Luthertum‘ in Baden gab, das war gewissermaßen kein ‚lutherisches‘ Luthertum, sondern eben ein badisches; genauer gesagt: Oberdeutsches Luthertum.

Und davon wäre jetzt zu erzählen.

Es hat alles angefangen mit Martin Luther höchstpersönlich. Der traf nach zehntägiger Reise aus Wittenberg kommend vermutlich am 21. April 1518 in Heidelberg ein.

Der Anlaß war ein Generalkapitel seines Ordens, der Augustiner-Eremiten.

Luther war damals in seinem Orden ein ‚Funktionär‘: er hatte die Aufsicht über elf Klöster der Kongregation in Meißen und Thüringen. Insofern gehörte die Anwesenheit bei der Heidelberger Versammlung zu seinem Amt.

Doch inzwischen war der Mann eine nationale Berühmtheit und möglicherweise auch eine Belastung für seinen Orden geworden. Seit fünf Monaten, seit dem Wirbel um die 95 Thesen über die „Kraft der Ablass“ war der Name des (je nach Einstellung des Beurteilenden) ‚frehen‘ oder ‚mutigen‘ Mönch-Professors aus Sachsen in aller Munde.

Die Dominikaner, denen der Ablassverkäufer Tetzl angehörte, hatten schnell dafür gesorgt, daß die Ketzer-Anzeige gegen den Augustiner nach Rom lief.

Die Augustiner dagegen hielten zu ihrem prominenten Bruder und zeichneten ihn sogar noch aus, indem sie ihm die öffentliche Disputation übertrugen, die die Ordensversammlung abschließen sollte und die am 26. April (am Tag nach den eigentlichen Beratungen) in einem Auditorium der Universität stattfand.

Luther hatte für den gelehrten Disput 28 theologische und 12 philosophische Sätze mitgebracht — die Heidelberger Thesen. Luther selbst nannte sie „theologische Paradoxe“, und das waren sie auch. Einige Beispiele:

1. „Das Gesetz Gottes . . . kann den Menschen nicht zur Gerechtigkeit bringen, sondern steht ihr sogar entgegen.“
2. „Viel weniger können das die Werke der Menschen . . .“
16. „Der Mensch, der meint, er könne die Gnade erlangen, indem er tut, was in seinen Kräften steht, häuft Sünde auf Sünde und wird doppelt schuldig.“
25. „Nicht der ist gerecht, der viel (Gutes) tut, sondern wer ohne Werk viel an Christus glaubt.“
28. „Die Liebe Gottes findet nicht vor, sondern schafft (sich), was sie liebt. Die Liebe des Menschen entsteht am Liebenswürdigen.“

Wer heute auch nur einigermaßen etwas weiß vom Glaubenszeugnis Luthers, dem ist das ‚nichts Neues‘. Aber damals, ein halbes Jahr nach der Veröffentlichung der Ablassthesen, lüftete sich für die theologische Fachwelt zum ersten Mal in größerem Ausmaß der Vorhang und gab den Blick frei auf das gewaltige Massiv lutherscher Theologie auf

paulinisch-augustinischem Fundament. In der Öffentlichkeit hatte man ja bisher nur von dem Ablassgegner gehört; von den ‚Klosterkämpfen‘, vom ‚Turmerlebnis‘, dem ‚Durchbruch‘ zur reformatorischen Rechtfertigungslehre, wußte man nichts und konnte man nichts wissen (abgesehen von ein paar Freunden).

Jetzt aber wurde auch breiteren Fachkreisen klar, auf welchem Hintergrund der Wittenberger die Thesen über den Ablass verfaßt hatte: auf dem Hintergrund einer totalen Ablehnung der aristotelisch-scholastischen Tradition in der Theologie. Die theologischen Zunftgenossen reagierten höflich-ablehnend bis erschüttert. Luther verlor das väterliche Wohlwollen seiner akademischen Lehrer aus Erfurt, die auch in Heidelberg zugehört hatten.

Um so begeisterter waren die Studenten von der neuen Theologie. Am 1. Mai 1518 endete der Aufenthalt Luthers in der kurpfälzischen Metropole. Es waren für ihn schöne und erfolgreiche Tage gewesen, in denen die Ablasshändler keine Rolle gespielt hatten und ihm statt dessen manche Ehre widerfahren war. Es war Luthers einziger Besuch ‚in badi-schen Landen‘, aber ein folgenreicher.

Folgenreich war insbesondere die Anwesenheit einiger jüngerer Gelehrter bei der Disputation, darunter des 19jährigen Magisters Johannes Brenz aus Weil der Stadt und des Studienleiters im Heidelberger Dominikanerkloster: Martin Bucer aus Schlettstadt. Beiden werden wir noch begegnen auf den Spuren des ‚Luthertums in Baden‘.

Am Tag nach der Disputation hatte der damals 26jährige Dominikaner aus dem Elsaß Gelegenheit zu einem ausführlichen Gespräch mit dem 34jährigen Augustiner-Professor aus Kursachsen — eine Unterredung, die seinem weiteren Weg die entscheidende Richtung gab.

Bucer war (für uns glücklicherweise) derart begeistert von Luther, daß er sein übervolles Herz in einem langen Brief an seinen Freund Beatus Rhenanus in Basel ausschüttete und

eine plastische Schilderung der Disputation gab. Deshalb wissen wir relativ gut Bescheid über dieses denkwürdige Ereignis:

„Wie sehr auch unsere Hauptkämpen sich anstrebten, Luther aus dem Sattel zu heben, so vermochten sie doch nicht, ihm einen Fingerbreit abzugewinnen. Wundersam ist seine Anmut beim Respondieren, unvergleichlich seine Langmut beim Zuhören. Sein Scharfsinn erinnert an die Art des Apostels Paulus. Mit ebenso kurzen wie treffenden, aus dem Vorrat der Heiligen Schrift genommenen Antworten reißt er alle zur Bewunderung hin.“

Doch so ehrenvoll Luthers Aufnahme und so eindrucksvoll sein theologisches Auftreten in Heidelberg gewesen waren, so spärlich blieben zunächst die reformatorischen Initiativen — sowohl in der Stadt als auch in der übrigen Kurpfalz. Zwar konnte Bucer knapp zwei Jahre nach ihrer Begegnung an Luther schreiben, in der Stadt gebe es eine ganze Reihe heimlicher Anhänger seiner Lehre, aber der Hof favorisierte die Neuerer nicht.

Das war Staatsraison: Der regierende Kurfürst Ludwig V. (bis 1544) sowie sein Bruder und Nachfolger in der Kurwürde Friedrich II. (bis 1555) waren Stützen der kaiserlichen Reichspolitik und nicht gesonnen, ihren großen, aber territorial verzwickten Staat in die „lutherischen Händel“ hineinziehen und gefährden zu lassen. Außerdem hatten vier ihrer (fünf weiteren) Brüder beträchtliche Bischofspfründen inne.

So blieb Kurpfalz jahrzehntelang auf einer neutralen Mittellinie: man forderte hartnäckig ein Nationalkonzil (das nie einberufen wurde) und führte das Wormser Edikt gegen die Lutheraner von 1521 kaum durch, aber das alte Kirchenwesen blieb doch für lange Zeit noch bestehen.

Es gab zwar bemerklich ‚Luthertum‘ im Sinne von lutherischer Predigt und Propaganda — insbesondere unter dem Schutz des lokalen Adels im Kraichgau —, aber es gab keine definitive Kirchenreform.

Das Gleiche galt für die seit 1515 geteilte Markgrafschaft Baden.

So blieb es kleineren Herrschaften in unserem Heimatland vorbehalten, mit konkreten Schritten die Kirchenreform als umfassende Neugestaltung der öffentlichen Religion einzuleiten. Beide liegen an den äußersten Ende unserer Heimat: die Grafschaft Wertheim und die Freie Reichsstadt Konstanz.

Der junge Graf Georg II. von Wertheim hatte Luthers mutiges Auftreten auf dem Wormser Reichstag miterlebt. Das galt auch für manchen Anderen aus dem Land am Oberrhein; doch Georg zog auch Konsequenzen und stieß die Kirchenreform in seiner Herrschaft an.

Briefe gingen hin und her zwischen Wertheim und Wittenberg, und die nach einigen Anfangsschwierigkeiten im Jahre 1526 eingeführte Kirchenordnung berief sich sogar in ihrem Titel auf Luther, wenngleich sie doch wohl eher von Eberlin von Günzburg verfaßt war, aber eben in enger Abstimmung mit den Wittenbergern.

Der Vorgang ist deshalb so bedeutsam, weil die Orte der alten Wertheimischen Grafschaft (einige gehören heute zu Bayern) die einzigen in Baden sind, die seit jenen frühen Tagen der Reformation eine ununterbrochen lutherisch-evangelische Tradition vorweisen können.

In Konstanz, wo Patriziersöhne, die in Wittenberg studiert hatten, ebenfalls ab 1526 ins Stadregiment kamen und ihre Vaterstadt der Reformation zuführten, endete das ‚Luthertum‘ schon nach zwei Jahrzehnten wieder völlig und mit Gewalt: die Stadt kapitulierte vor dem im Schmalkaldischen Krieg siegreichen Kaiser Karl V. und seinen spanischen Truppen, verlor den Status einer Freien Reichsstadt, wurde der habsburgischen Herrschaft in Vorderösterreich einverleibt und rekatholisiert.

So war auch 30 Jahre nach Luthers Disputation in Heidelberg und zwei Jahre nach sei-

nem Tod in ‚Baden‘ noch nicht allzuviel von seiner Saat aufgegangen, und es sollte noch weitere acht Jahre dauern, bis in Heidelberg und der Kurpfalz sowie in der Markgrafschaft Baden-Durlach die Reformation eingeführt wurde: 1556 — unter dem Schutze des ein Jahr zuvor erreichten Augsburger Religionsfriedens.

Die Reformation in diesen beiden bedeutenden Territorien unserer Heimat erfolgte nahezu gleichzeitig und nach einer fast identischen Kirchenordnung, und diese war ein Import aus Württemberg! Ihr Autor war kein anderer als der damalige junge Magister aus Schwaben, der als 19jähriger Luther in Heidelberg gehört hatte: Johannes Brenz.

Er zählt zu den großen Gestaltern in der Reformationsgeschichte mit einer enormen Bedeutung für Süddeutschland, und dies trotz oder vielleicht gerade wegen seiner bemerkenswerten Ortsfestigkeit: er war 26 Jahre lang Prediger in Schwäbisch Hall und in den 17 Jahren vor seinem Tod (1570) Propst und herzoglicher Rat in Stuttgart.

Von seiner Heidelberger Studienzeit her hatte er vielfältige Beziehungen zum oberdeutschen Humanismus und kam wie Oekolampad (der Basler Reformator) und Bucer aus dieser weltoffenen Tradition. Dennoch wurde Luther — eben seit jener früh prägenden Begegnung im Frühling 1518 — sein entscheidender theologischer Lehrer, dessen Impulse er freilich eigenständig weiterentwickelte, mit Luthers ausdrücklichem Beifall!

Als Kurfürst Ottheinrich in der Pfalz und Markgraf Karl II. in Baden im selben Jahr die Reformation einführen ließen, bedienten sie sich der Württembergischen Kirchenordnung, die Brenz entworfen hatte.

Dieses Organisationswerk zeichnet sich durch zwei Festlegungen besonders aus, die zu Merkmalen oberdeutschen Luthertums geworden sind:

Im Unterricht wurde der Brenzsche Katechismus verwendet, der anders aufgebaut ist

als der Kleine Katechismus Luthers und mit den berühmten Fragen beginnt:

„Welches Glaubens bist du?“

— „Ich bin ein Christ.“

„Warum bist du ein Christ?“

— „Darum daß ich glaube an Jesus Christus und bin auf seinen Namen getauft.“

Noch heute beginnt so der (1928 eingeführte) Badische Katechismus.

Die zweite kennzeichnende Besonderheit betraf den Gottesdienst (in Baden inzwischen nicht mehr, aber in Württemberg heute noch). Brenz reformierte den Gottesdienst nicht (wie Luther) in Anlehnung an die Form der Messe, sondern er nahm die Form des oberdeutschen Predigtgottesdienstes auf — eine schlichte Form des Gottesdienstes mit Gebet, Gemeindegang und Predigt. Vielfach, aber fälschlich, wird bei uns ein Gottesdienst ‚ohne Liturgie‘ für ‚reformiert‘ (im Gegensatz zu ‚lutherisch‘) gehalten, was doch in Wahrheit einfach oberdeutsch ist — links wie rechts des Rheins!

In der leidigen Abendmahlsfrage, die ja den Protestantismus vom 16. Jahrhundert an so folgenswer getrennt hat, war Brenz zwar zeitweilig ein eindeutiger Parteigänger der lutherischen Position, doch seine Definition im Katechismus grenzte auch die Oberdeutschen in den Reichsstädten (allen voran Straßburg und Ulm) nicht endgültig aus:

„Das Nachtmahl Christi ist ein Sakrament und göttlich Wahrzeichen, darin uns Christus wahrhaftig und gegenwärtig mit Brot und Wein seinen Leib und Blut schenkt und darreicht und vergewissert uns damit, daß wir haben Verzeihung der Sünden und ewiges Leben.“

Damit war die Frage, über welcher Luther und Zwingli in Marburg 1529 uneins geblieben waren — nämlich wie der Leib Christi im Abendmahl beschaffen sei —, unbestimmt gelassen.

Das ‚Luthertum in Baden‘ war von Anfang

an kein eng konfessionalistisches. Wenn auch in der Kurpfalz schon sieben Jahre später (1563) der Übertritt zum Calvinismus erfolgte (— seither verbindet sich mit dem Namen Heidelberg ein Katechismus, der in der abendländischen Religionsgeschichte zweifellos weitreichender ist als die Disputation Luthers —), so blieb doch die Markgrafschaft bei dem einmal übernommenen ‚Luthertum‘ und pflegte es fort bis zur Union.

Die Schicksale, die es bis dahin genommen hat, sind im Rahmen dieses kleinen Überblicks noch nicht einmal anzudeuten. Es sei nur so viel bemerkt, daß das ‚Luthertum in Baden‘ schon in seinem Entstehen den Keim zur Union in sich trug; und als schließlich 1821 ‚die Zeit erfüllt war‘, da gab es auch fast keine Renitenz mehr gegen die Vereinigung mit den Reformierten der ehemaligen Kurpfalz.

Man war eben hierzulande immer etwas liberaler, aufgeschlossener und quasi ‚ökumenischer‘ als anderswo.

Die Grenzlage mochte es so mit sich bringen. Es war aber auch eine späte Frucht des unermüdlichen Unions-Strebens von Martin Bucer, jenes zweiten bedeutenden ‚Schülers‘ der Heidelberger Disputation.

Von 1523 an war er Prediger, Pfarrer, Reformator in Straßburg, der damaligen Weltstadt am Oberrhein — eine Zuflucht für alle religiös Verfolgten jener Zeit: Täufer, Spiritualisten und nicht zuletzt für den zeitweilig aus Genf verjagten Johannes Calvin, Bucers wichtigsten Schüler.

Schon um dieses biographischen Zusammenhangs willen: selber Schüler Luthers und nach eigenem Selbstverständnis auch immer ein ‚Lutheraner‘; andererseits aber auch Lehrer Calvins und ideenreicher Korrespondent und Kooperator aller Reformatoren zwischen Wittenberg, Zürich und Genf —, schon um dieses biographischen Zusammenhangs willen scheint es mir nicht übertrieben, Bucer als den Kirchenvater der Badischen Unionskirche zu reklamieren.

Bucer hat sich unentwegt und bis an die

Grenze des Utopischen auch und gerade nach 1530 (Augsburger Bekenntnis) noch um einen Ausgleich mit den Altgläubigen bemüht und hat mit Melanchthon zusammen an mehreren Religionsgesprächen teilgenommen.

Sein größtes Bemühen galt freilich der Überwindung der Abendmahlsspaltung im Protestantismus selbst. Er meinte, „daß aller dieser Streit mehr in Worten denn im Grund der Sach gestanden“. Seinem Engagement ist die sog. „Wittenberger Konkordie“ von 1536 zu danken — eine Kompromißformel, die auch Luther unterschrieben und mit einer freundlichen Erklärung begleitet hat: „Wir haben nun euer aller Antwort und Bekenntnis gehört, daß ihr glaubt und bekennt, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn gegeben und empfangen werde und nicht allein Brot und Wein; auch daß dies Übergeben und Empfangen wahrhaftig geschehe, nicht nur bildlich. . . . Weil es denn also bei euch stehet, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn.“

Bucer und Capito, die beiden Straßburger Abgesandten, weinten vor Rührung, als man sich brüderlich die Hand reichte.

Aber es war zu früh dafür: die Einigungsformel wurde hernach doch verschieden ausgelegt und ratifiziertes Bekenntnis wurde sie nie.

Bucer mußte das gewöhnliche Schicksal des Vermittlers durchmachen: von beiden Parteien her mißtrauisch angesehen zu werden.

Doch 285 Jahre nach dem Tag von Wittenberg war es wieder so weit, daß „man in den Augen überall Tränen der tiefsten Rührung glänzen sah“, diesmal in Karlsruhe.

Es war der 10. Juli 1821, und die Generalsynode aus badischen Lutheranern und Reformierten hatte gerade „in ehrerbietiger Stille“ (von „etwa fünf Minuten“ Dauer) „ihre entschiedene Zustimmung“ zu einem Einigungswerk gegeben, das Gesetzeskraft erlangte und bis heute die verbindliche badische Lehre vom Abendmahl ausdrückt:

„Was ist ein Sakrament?“

— „Eine heilige und kirchliche Handlung, gestiftet von unserm Herrn und Heiland Jesus Christus, in welcher uns, unter sichtbaren Zeichen, unsichtbare Gnaden und Güter dargestellt und gegeben werden.“

...

„Was empfangen wir in dem Heiligen Abendmahl?“

— „Mit Brot und Wein empfangen wir den Leib und das Blut Christi zur Vereinigung mit ihm, unserm Herrn und Heiland, nach 1. Kor. X, v. 16 ‚Das Brot, das wir brechen, ist die Gemeinschaft etc.‘“

Bucer, der in seiner Zeit so rührige, wie erfolglose Vermittler, hatte posthum gewonnen — jedenfalls im Großherzogtum Baden.

1821 hat das ‚Luthertum in Baden‘ juristisch aufgehört zu bestehen. Doch im Grunde blieb es, was es immer war:

reformatorische Kirche in oberdeutscher Gestalt.

... Weil Ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft recht getroffen sei, will ich Euch meine ersten Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollte fassen als in ein Merkzeichen meiner Theologie.

Das erst sollte ein Kreuz sein schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht. Ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifiziret und soll auch wehe thun, dennoch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, es tödtet nicht, sondern erhält lebendig. Denn der Gerechte lebt seines Glaubens, nämlich des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiße, fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude giebt; darum soll die Rose weiß und nicht roth sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarbenen Felde, darum daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der zukünftigen himmlischen Freude, jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber noch nicht offenbar. Und in solch Feld einen güldenen Ring, darum daß solche Seligkeit im Himmel ewig währt und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist. Christus unser lieber Herr sei mit Eurem Geiste bis in jenes Leben, Amen. Aus der Wüste Gruboc (— Coburg), 8. Juli 1530.

Luther an Lazarus Spengler

23. Juli 1821: Union der evangelischen Kirchen in Baden

„Sanktion“ des Kirchenvertrages in Bad Rippoldsau

Adolf Schmid, Freiburg

Das Großherzogliche Baden, entstanden im Gefolge der Französischen Revolution nach dem planerischen Willen Napoleons, gilt im 19. Jahrhundert in gar vielen Bereichen der Politik als Modell für geschichtliche Entwicklungen. Immerhin auf das Vierfache hatten sich die badischen Lande im neuen Großherzogtum des deutschen Südwestens vergrößert, von 3900 auf rund 14000 Quadratkilometer¹⁾. Angereichert war dieses neue Territorium freilich um recht unterschiedliche Landesteile, die sogar fast künstlich zusammengesetzt schienen, und es galt, dem „aus einer Menge heterogener Bestandteile zusammengesetzten Land eine durchaus neue Gestalt zu geben“²⁾, wie es Sigismund Freiherr von Reitzenstein, den Franz Schnabel den eigentlichen „Begründer des badischen Staates“ nannte und der auf dem Wiener Kongreß die Integrität Badens trefflich zu wahren verstand, eindeutig formulierte. Stark unterschiedliche Traditionen und politische Strukturen waren zusammenzufassen, auszugleichen, zu einen, zu ordnen. Dies galt nicht zuletzt im Bereich der Kirchenpolitik.

Staat und Diözese deckungsgleich

Im § 63 des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 war bestimmt worden: „Die bisherige Religionsausübung eines jeden Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigentümlichen Kirchengutes und

Schulfonds nach der Vorschrift des Westfälischen Friedens ungestört verbleiben; dem Landesherrn steht jedoch frei, andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten“. Diese reichsgesetzlichen Grundsätze wurden für das badische Territorium erweitert, durchaus mit der Tendenz zur vollen Freiheit der Religionsausübung, wie es insbesondere durch das Konstitutionsedikt vom 14. Mai 1807 über „die kirchliche Staatsverfassung“ zum Ausdruck kommt³⁾. Mit Blick auf die katholische Kirche und ihr Verhältnis zur badischen Staatsgewalt wurde dort gesprochen von einem Konkordat, in dem „das Nähere über die Setzung, Verfassung und grundgesetzmäßige Wirksamkeit der Verwalter der katholischen Hierarchie“ abgeklärt werden sollte; bis dahin sollten „alle Bischöfe der verschiedenen in- und ausländischen Bischofshöfe, welche dermalen ein katholisches Kirchenregiment im Lande führen, im Besitz ihrer Amtsberechtigungen“ verbleiben, jedoch nur für Lebensdauer der damaligen Bischöfe; „sowie einer derselben stirbt, ist die Gewaltsattribution seiner geistlichen Gerichte in Unserm Staate für erloschen anzusehen, und kann nur eine der andern noch in Amtsgewalt befindlichen bischöflichen Ratsstellen Unserer Lande durch provisorische Delegation des derzeitigen Metropolitanats die Fortführung des kirchlichen Regiments übernehmen“⁴⁾. Schon der „Hauptschluß“ hatte in § 62 bestimmt: „Die Erz- und Bischöflichen Diözesen verbleiben in ihrem bisherigen Zustande, bis eine andere Di-

Wichtig von Gott Gnad, Gottesgung zu' Baden, Gung zu' Baden,

Wie ich die über die Freiheit eines Vereinigungs-Act des ganz protestan-
tischen Religionsheil Unserer Land, nicht den dazu gehörigen Anlegen, Werbung
erhalten lassen, und deshalb derselben Unser Genehmigung mit so großem
Erfolg, als bei diesen eifrigen Geist der Geistlichkeit geför-
dert ist, und für eine günstige Stimmung der Gemüther die wiederholte
Anpreisung vorliegt. Es bleibt übrig, was die Bemerkung übrig,
dass der innerlichsten Gemüths der Geistlichkeit auch auf die Wirkung
ausgedehnt ist.

Mit einem Verstand, und nicht ohne große Hoffnungen für die Zukunft
haben wir zusammen, daß - zur Begehrigung und Beförderung,
dass auf Nutzen und Ansehen in Kirche und Staat gewirkt werden
kann - mit der lang ersehnten kirchlichen Vereinigung gleichzeitige
gegenseitiges Vertrauen und eine Wohlwollende Hilfe - für
vorführenden Fall findet, und sich für eine unteilbare allgemeine
Ordnung und Herstellung des inneren Einigleits - fortwährenden
Kirche unterhält, welche die - über einen neuen Bestimmung -
Unser Bestimmung nicht verlassen können.

Diese unsere Bestimmungen sind folgende:

1. dem Special-Präsidenten werden die einen Anwalt des als Curator begeben;
2. die werden, nach dem vorgeschriebenen Schritte, gegen das zu haben.

bleiben, daß die Generalstände alle 8. Jahre Null sein soll. Da
 die jedes einzelne die Nothwendigkeit erkennen, die Abweisung
 und Befähigung der untern Ordnung hinsichtlich in 2. Jahren die
 erste Generalstände zu befragen; mit außerordentlich Umständen
 und Verhandlungen ordentlich schriftlich Abweisungen herbeizuführen
 werden; und da auch nicht und zweifelhaft ist, ob von fünf zu
 fünf Jahren sich niemals ein gewisseres Recht erhalten werde, so
 werden die Null, oder einen ähnlichen Zeitraum ein für allemal
 zu bestimmen, nicht bedingt von demjenigen Leben werden,
 was hinsichtlich der Ordnung der Kirche, und dem Gebrauche
 derselben obigen Kirchenbehörde und insbesondere auch dem Jesuiten
 des Null steht angelegenen Specialgericht. vorbehaltlich, jenseits
 existieren mag.

3. die Wahlmänner zum Effect der Generalstände sollen bloß aus dem
 Kirchenältesten Rath der Parochien der Gemeinde genommen werden;
 denselben sind zu derselben als weltliche Mitglieder und wählbar die
 Mitglieder säculärer Parochien die Vorzugsordnung oben nicht,
 nicht auf die Rücksicht;

4. die Zahl dieser weltlichen soll sich die Zahl der geistlichen Mitgliedern
 verhalten wie 1: 2.

5. für Mitglieder der theologischen Facultät zu Speyer werden 200

6. Als nächstes der General-
Synode eine geschickte
Anordnung der zu erhaltenden
Spendenmacht, welche fortan
mit der Synode, und durch
Synoden in einem fortan von
3 Jahren abzuhelfen können.

und eigene Kraft zur Gewerkschaften jeweils bringen.
Dieser geschickten Bitte / ad 3.5. der vorgelagerten Forderung, / daß die demnach
Erklärungen über das geschickte und durch den Vorfall der Synoden
einer Besitze überweisen, die demnach die Wünsche und Hoffungen nicht
verwirklichen und gegnert, und auch selbst zu einem angemessenen ge-
schickten Erfüllung in geschicktenmäßigen Wege gebracht werden
sollen.

Jedenfalls eine Erwähnung, daß hiermit, und in einigen anderen
erwähnten Punkten, die Meinungsverschiedenheiten da, wo es möglich, im
Einklang mit unserer Regierungskommission, gründlich erörtert, kann
Als den Wunsch, nicht bezogen, daß sich der Gang nicht nur in kürzer und
bündiger, sondern auch in allgemein verständlicher Fassung darstellen
müßte.

Was die hier als Regel und Beispiel der Evangelisch-protestantischen
Kirche unsere Gottesdienstsinnlichkeit anzusehen und zu befolgen, soll durch
Anordnungen unserer Synode und weltliche Behörden zum baldigen
gemeinen Nutzen kommen; und daß selbst gesetzte, und der Gang
zur Beseitigung der Synoden und weltliche Behörden der Synoden
sinnlich müßte, und die wichtigste Angelegenheiten sein. Angelegenheiten
am 29ten Juli 1821.

Leipzig.

özesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sein wird“.

Im neuen Großherzogtum Baden waren nun Gebiete vereinigt, die über Jahrhunderte hinweg zu 6 verschiedenen Diözesen gehört hatten: Konstanz (mit 399 Pfarreien), Straßburg (mit 96 Pfarreien), Speyer (mit 92 Pfarreien), Worms (mit 44 Pfarreien), Mainz (mit 31 Pfarreien) und Würzburg (mit 66 Pfarreien)⁵). Die neue oberrheinische Kirchenprovinz sollte selbstverständlich den neuen politischen Gegebenheiten angepaßt sein, wirklich konsequent selbst auf dem Hintergrund des josephinischen Staatskirchentums. Die Karlsruher Regierung agierte zielstrebig, und 1821 gab Papst Pius VII. in seiner Bulle „provida sollersque“ sein Placet, 1827 wurde (durch Leo XII. und seine Bulle „ad dominici gregis custodiam“) die neue Erzdiözese, mit Freiburg als geistlich-administrativem Zentrum, gegründet. Konflikte zwischen der katholischen Kirche und dem „Inhaber der Souveränität“ schienen dabei schon vorprogrammiert, aber die neue Diözeseneinteilung entsprach den veränderten territorialen Gegebenheiten.

Ausgleich zwischen Reformierten und Lutheranern

Wesentlich anders war die Ausgangslage bei den evangelischen Kirchen, wo der lutherische Landesherr ja in besonderer Weise die „Kirchenherrlichkeit“ des Staates auszuüben hatte.

Im neuen badischen Herzogtum waren Gebiete verschiedener protestantischer Richtung bzw. Geschichte zusammengekommen: Die ehemals kurpfälzischen Gebiete waren „reformiert“, die alten markgräfllich-badischen Landschaften „lutherisch“. Die dogmatischen Verschiedenheiten betrafen u. a. die Lehre vom Abendmahl und von der Gnadenwahl; dazu kamen auch wesentliche Unterschiede in der Liturgie und in der kirchlichen Verfassung.

Hier mußten Regierung und Bürokratie, die ja zweifellos in den Kirchen vor allem Gesellschaften „zur Beförderung der Moralität“ und — vielleicht noch stärker — Elemente der staatlichen Integration sahen, aktiv werden⁶). Bereits im Mai 1807 war der Anfang zur Vereinheitlichung der evangelischen Kirchen des Großherzogtums gemacht worden. Aber noch ging es mühsam, trotz — oder vielleicht wegen — der Politik der schrittweisen Kompromisse in einem Rahmen, der auf den meisten Gebieten noch keinen Zusammenhalt garantieren konnte. In der Konsolidierungsphase, die nach dem Wiener Kongreß folgte, ging auch dieser Prozeß weiter. Eine „höchste Entschließung“ des Großherzogs Ludwig vom 7. Juli 1820 genehmigte die „Zusammenberufung einer die gesamte evangelische Landesgeistlichkeit und die evangelischen Gemeinden des Großherzogtums repräsentierenden, die Vereinigung beider Konfessionen beratenden und das Resultat davon in dem Entwurf einer förmlichen Uns zur Genehmigung vorzulegenden Vereinigungsurkunde zusammenfassenden Synode“⁷). Welch landesherrliches Wohlwollen!

Diese Synode wurde am 2. Juli 1821 in Karlsruhe eröffnet, Präsident war Staatsminister von Berkheim, Mitglieder waren 23 (11 geistliche und 12 weltliche) Vertreter der Lutheraner und 21 (10 geistliche und 11 weltliche) Vertreter der reformierten Gemeinden. Das Ergebnis ihrer Arbeiten wurden im Regierungsblatt Nr. XVI von 1821 verkündet (mit vier Beilagen), nachdem am 23. Juli jenes Jahres diese „Urkunde über die Vereinigung beider Evangelischer Kirchen in dem Großherzogtum Baden“ die „allerhöchste Genehmigung“ durch Ludwig, Staatsoberhaupt und Landesbischof in einer Person, erhalten hatte.

„Sanktion“ im Kurbad

Diese „Sanktion“ vollzog der badische Großherzog Ludwig an seinem Kurort Bad Rip-

poldsau im Herzen des Schwarzwaldes. Der Nachfolger Karls, der ja 1818 die Verfassung für das Großherzogtum bekanntlich im benachbarten Bad Griesbach unterzeichnet hatte, scheint diese Eigenart, politisch weittragende Entscheidungen im Kurort zu fällen, ebenfalls geschätzt zu haben.

Im Karlsruher „Hoftagebuch“⁶⁸⁾ vom Sommer 1821 ist notiert: „(16. July) Begeben sich Seine Königliche Hoheit der Großherzog morgens 8 Uhr nach Ripolzau, wo Allerhöchst dieselben die Badekur gebrauchten..Bey höchstdero Suitte befanden sich nachstehende Herren, als H. Oberstallmeister von Gensau, H. General-Lieutenant von Götz, H. General von Breichstedt, und Geheimhofrath Schrickel. (27. July) Trafen Seine K. H. der Großherzog Abends vor 8.Uhr von Rippolzau hier ein, hielten sich den anderen Tag hier auf und begaben sich den 29^{ten} dieses Morgens 5.Uhr wieder nach Rippolzau zurück... (5. August) Trafen seine Königliche Hoheit der Großherzog Abends vor 6.Uhr mit höchstdero Suitte in bestem Wohlsein wieder von Rippolzau hier ein...“

Erfreulich, daß der Kurerfolg so offensichtlich war; Ludwig ist bis zu seinem Tode (1830) noch mehrfach im kleinen Badeort am Fuße des Kniebis gewesen. Aber in diesem Zusammenhang interessiert doch mehr dieses wichtige kirchenpolitische Dokument, mit dem die Union der evangelischen Kirche in Baden 1821 Wirklichkeit wurde⁹⁾:

”Ludwig von Gottes Gnaden, Großherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen etc. Wir haben Uns über den Entwurf einer Vereinigungsacte der zwei protestantischen Religionstheile Unserer Lande, nebst den dazu gehörigen Anlagen, Vortrag erstatten lassen, und ertheilen derselben Unsere Genehmigung mit so größerem Wohlgefallen, als bei diesem wichtigen Schritte die Gewissensfreiheit gehörig beachtet ist, und für eine günstige Stimmung der Gemüther die wiederholte Versicherung vorliegt. Es bleibt hiebei nur noch die Bemerkung übrig, daß der

unantastbare Grundsatz der Gewissensfreiheit auch auf die Nothtaufe auszudehnen sey.

Mit inniger Freude, und nicht ohne große Hoffnung für die Zukunft haben Wir wahrgenommen, daß — zur Beglaubigung eines unbefangenen, bloß auf Nutzen und Frommen in Kirche und Staat gerichteten reinen Strebens — mit der lang ersehnten kirchlichen Vereinigung zugleich ein gegenseitiger Austausch und eine Verbesserung bisheriger Kircheneinrichtungen Statt findet, und sich hieraus eine modificirte allgemeine Ordnung und Verfassung der nunmehrigen evangelisch protestantischen Kirche entwickelt, welcher Wir — unter wenigen nähern Bestimmungen — Unsere Bestätigung nicht versagen können.

Diese nähern Bestimmungen sind folgende:

1) Den Spezialsynoden werden Wir einen Staatsdiener als Commisär begeben.

2) Wir würden nach dem vorgetragenen Wunsche gerne dabei stehen bleiben, daß die Generalsynode alle 5 Jahre Statt haben solle. Da Wir jedoch einerseits die Nothwendigkeit erkennen, zur Förderung und Befestigung der neuen Ordnung längstens in zwei Jahren die erste Generalsynode zu berufen, und außerordentliche Umstände und Veranlassungen ohnedieß ähnliche Abweichungen herbeiführen würden; und da andererseits noch zweifelhaft ist, ob von fünf zu fünf Jahren sich immer ein zureichender Stoff sammeln werde, so werden Wir Uns, ohne einen bestimmten Zeitraum ein für alle Mal zu bestimmen, hiebei lediglich von demjenigen leiten lassen, was Bedürfniß und Ordnung der Kirche nach dem Gutachten Unserer obersten Kirchenbehörde und insonderheit nach dem Inhalte der Uns stets vorzulegenden Specialsynodal-Protocolle jeweils erfordern mag.

3) Die Wahlmänner zum Behuf der Generalsynode sollen bloß aus dem Kirchenältesten-Rath oder Presbyterium der Gemeinde genommen werden; eben so sind zu derselben als weltliche Deputirte nur wählbar die Mit-

glieder sämmtlicher Presbyterien des Großherzogthums ohne Rücksicht auf die Diözese.

4) Die Zahl dieser Deputirten soll sich zur Zahl der geistlichen Deputirten verhalten wie 1 zu 2.

5) Ein Mitglied der theologischen Facultät zu Heidelberg werden Wir nach eigener Wahl zur Generalsynode jeweils berufen.

6) Wir empfehlen der Generalsynode eine zweckmäßige Anordnung der so wichtigen Schulconvente, welche sodann mit den Special- und Pfarrsynoden in einer Periode von 3 Jahren abwechseln könnten. Hiebei versichern Wir, daß die dermaligen Bestimmungen über das persönliche und Amtsverhältniß der Geistlichen einer Revision unterworfen, die deßfallsigen Wünsche und Vorschläge näher vernommen und geprüft, und nach Erfund zu einer angemessenen gesetzlichen Feststellung im verfassungsmäßigen Wege gebracht werden sollen.

Indem wir nun erwarten, daß hiernach, und in einigen andern außerwesentlichen Punkten die Vereinigungsacte da, wo es vonnöthen, im Einvernehmen mit Unserer Regierunqcommission geändert werde, können Wir den Wunsch nicht bergen, daß sich das Ganze nicht nur in kurzer und bündiger, sondern auch in allgemein verständlicher Fassung darstellen möge.

Was wir hier als Regent und Bischof der evangelisch protestantischen Kirche Unseres

Großherzogthums aussprechen und genehmigen, soll durch die Anordnung Unserer geist- und weltlichen Behörden zum baldigen und genauen Vollzug kommen; und daß solches geschehe, und das Ganze zur Förderung des Christentums und religiös sittlicher Gesinnung dienen möge, wird Uns eifrigste Regentensorge seyn.

Gegeben Rippoltsau, den 23 Juli 1821.

Ludwig“

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Gall, L.: In Badische Geschichte. Theiss-Verlag. 1979. S. 15

²⁾ Zitiert nach Gall, a. a. O., S. 186

³⁾ Vgl. Das Großherzogtum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. 1885. S. 696 ff.

⁴⁾ Vgl. Nr. 3, S. 697.

⁵⁾ Angaben der Zahl der Pfarreien aus Nr. 3, S. 697.

⁶⁾ Zur damaligen Situation der katholischen Kirche vgl. besonders Hugo Ott, Das Erzbistum Freiburg im Ringen mit Staatskirchentum und Staatskirchenhoheit. In: Das Erzbistum Freiburg. 1827 bis 1977. Herder 1977.

⁷⁾ Vgl. Nr. 3. S. 714.

⁸⁾ Im Generallandesarchiv Karlsruhe

⁹⁾ Die gesamten mit der Union in Baden verbundenen Texte einschließlich der Rippoldsauer „Unions-Urkunde“ selbst sind veröffentlicht in dem von H. Erbacher herausgegebenen Buch: Vereinigte Evangelische Landeskirche in Baden 1821—1971. Karlsruhe, Evangelischer Presseverband. 1971.

Am 1. Juli 1539

Er klagte über die Menge von Büchern und Schreibern; es würde so eine Hochflut von Literatur entstehen, denn jeder schriebe in seiner Selbstüberschätzung ein Buch, andre vermehrten dies Übel aus Gewinnsucht — : So wird die Bibel in einer Masse von Literatur über die Bibel begraben, und der Text selber wird nicht mehr beachtet, wo doch die Textkenner in jedem Fach die besten sind . . . Ich habe mich in meiner Jugend in die Bibel eingelesen, und dadurch, daß ich sie immer wieder las, wußte ich überall in ihr Bescheid *fiabam localis*, wurde ein Stellenkenner. Dann erst habe ich mich an die Literatur über die Bibel gemacht. Aber ich mußte sie zuletzt alle aus den Augen stellen und mich in der Biblia wurgen abquälen. Denn es ist besser, mit eignen Augen sehen, als mit fremden. Deshalb wünschte ich, alle meine Bücher verschwänden, des bösen Beispiels wegen; denn es will sonsten ein jeder mir nachfolgen, und sie wollen dadurch berühmt werden, als ob Christus für unsern eiteln Ruhm gestorben wäre und nicht für die Heiligung seines Namens. IV 4691 (1,68)

Luther und die Reformation am Oberrhein

Vorschau auf eine Ausstellung

Gerhard Schwinge, Karlsruhe

Vom 25. Oktober 1983 bis 31. Januar 1984 veranstaltet die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Landeskirche in Baden aus Anlaß des 500. Geburtstages des Reformators eine Ausstellung mit dem Titel „Luther und die Reformation am Oberrhein“. Dabei handelt es sich um eine historisch-regionale Ausstellung — historisch insofern, als mit zeitgenössischen Exponaten Leben und Werk Martin Luthers sowie das Zeitgeschehen und die Wirkungen der Reformation bis 1559 zur Darstellung kommen; regional deshalb, weil sich die Ausstellung auf das Oberrheingebiet konzentriert, etwa von Heidelberg über Straßburg und Basel bis Konstanz, allerdings nicht ohne auch angrenzende Gebiete zu berücksichtigen wie vor allem die Grafschaft Wertheim und die Ritterschaften im Kraichgau und im Odenwald. Das Schwergewicht liegt dabei auf dem Bereich der badischen Landeskirche, dem alten Großherzogtum und heutigen Landesteil Baden, zugleich der Zuständigkeitsbereich der Badischen Landesbibliothek. Das gilt schließlich auch für den weitaus größten Teil der rund 130 Ausstellungsstücke: Stammen sie nicht aus der veranstaltenden Landesbibliothek selber (und in einigen wenigen Fällen aus der Landeskirchlichen Bibliothek Karlsruhe), dann überwiegend aus Bibliothek und Museum des Melancthon-Gedächtnishauses in Bretten und aus dem Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe. Einige Leihgaben kommen aus Heidelberg, Straßburg und Stuttgart.

Luthertum in Baden

Das beschriebene badisch-oberdeutsche Gebiet gehört nicht eigentlich zu den Teilen Deutschlands, die seit den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts bis in unsere Zeit durch die lutherische Reformation geprägt wurden. Das Luthertum ist bis heute eher in den mitteldeutschen und norddeutschen Gegenden beheimatet. Zwar hat dieses — wie die Ausstellung verdeutlichen will — auch hier seinen Einfluß ausgeübt; jedoch kaum mehr als die reformierte Bewegung Zwinglis und Calvins. In der Union von 1821 sind daher dann folgerichtig lutherische und reformierte Landesteile und Gemeinden zu einer unierten Landeskirche Baden zusammengeschlossen worden.

Martin Luther selber ist, läßt man hier sein Erscheinen auf dem Reichstag zu Worms 1521 unberücksichtigt, nur ein einziges Mal in den in den Blick genommenen Oberrheinlanden gewesen: 1518 bei der Disputation in Heidelberg. Seine Wirkung auf das Oberrheingebiet, aus dem so mancher seiner Mitreformatoren stammte, darf jedoch nicht unterschätzt werden. So muß eine Ausstellung über „Luther und die Reformation am Oberrhein“, wie sie sonst in diesem Jubiläumsjahr nirgends stattfindet, sinnvoll und gerechtfertigt erscheinen.

Die Abteilungen der Ausstellung

Den Anfang unter den fünf Ausstellungsabteilungen macht eine Würdigung von Leben



Martin Luther als Augustinermönch mit Doktorhut.
Anonymer Holzschnitt nach 1520, koloriert (Unikat).

Melanchthon-Museum Bretten

und Werk des Reformators: „Martin Luther, 1483–1546“. Die wichtigsten Stücke dieser Abteilung, die teilweise Unikate darstellen, stellte das Melanchthonhaus Bretten zur Verfügung: So eine originale studentische Nachschrift der Galaterbriefvorlesung Luthers von 1516/17, die im Sommer 1983 auch in der großen Luther-Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg präsentiert worden ist; weiter ein kolorierter anonymer Holzschnitt „Luther als Mönch“ (S. 546); ein sehr schönes kleines Gemälde-Diptychon von Lukas Cranach d.Ä. von 1529, das Luther und Katharina von Bora zeigt; schließlich je eine Ausgabe von Luthers Septembertestament 1522, der ersten Fassung des übersetzten Neuen Testa-

ments, und der ersten vollständigen Bibelübersetzung von 1534. Die Badische Landesbibliothek (BLB) steuert einige frühe Lutherdrucke aus Straßburg zu dieser Abteilung bei, die Landeskirchliche Bibliothek Karlsruhe eine Ausgabe des „Passional Christi und Antichristi“ von 1521 mit 26 Holzschnitten. Ohne die Aufzählung vollständig machen zu können, sei noch eine Ausgabe von Luthers Großem Katechismus von 1529 aus der Universitätsbibliothek Heidelberg erwähnt und ein Druck der vier letzten Predigten Luthers in Eisleben von 1546 aus der Landesbibliothek. (Verantwortlich für die Abteilung A: Klaus Häfner, BLB.)

Die Abteilung B verdeutlicht in fünf Untergruppen das „Zeitgeschehen der Reformation“. Hier stammen die meisten Exponate aus dem Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe (GLA), das in der Person von Dr. Hansmartin Schwarzmaier diese Abteilung auch verantwortet. Einige wenige Ausstellungsstücke seien genannt: In der ersten Gruppe „Kaiser und Reich“ ein Majestätsiegel Maximilians I. an einer Urkunde von 1516, mit der die Vertretung des kranken Markgrafen Christoph von Baden durch seine Söhne in allen Regierungsgeschäften bestätigt wird, und ein Plakatdruck des Wormser Edikts vom 8. Mai 1521, mit dem Karl V. gegen Luthers Bücher und Lehre Stellung bezieht. Die Untergruppe „Fürsten“ zeigt neben einer neu angefertigten Karte des deutschen Südwestens nach 1556, welche die verwirrende territoriale Gliederung zwischen Mainz und Basel und von den Vogesen bis zur Schwäbischen Alb darstellt, zum Beispiel den Teilungsvertrag zwischen den Markgrafen Ernst und Bernhard von Baden von 1535. Die „Ritter“ erscheinen u.a. als Hauptgestalten zweier zeitgenössischer Schriften: In den „Fünfzehn Bundesgenossen“ des Franziskanerpredigers Johann Eberlin von Günzburg von 1521 werden Luther und der Ritter Ulrich von Hutten dem Kaiser als „der Wahrheit größte Freunde“ empfohlen; in der Flugschrift „Neukarsthans“ vom

Sommer desselben Jahres trägt der Ritter Franz von Sickingen den Bauern seine Auffassung über Reform und Reinigung der Kirche vor (beide Schriften: BLB). Die Untergruppe „Städte und Humanismus“ ist der wichtigen Rolle dieser Kräfte innerhalb der Reformationsgeschichte gerade auch des Oberrheins gewidmet. Als regionalgeschichtliche Zeugnisse werden neben anderen präsentiert: Ein Brief von Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg an Markgraf Ernst von Baden (S. 547) und ein Brief des Humanisten Jakob Wimpfeling von 1514 an Sebastian Brant aus dem Archiv St. Thomas in Straßburg. Die abschließende 5. Unterabteilung zum Zeitgeschehen geht auf den Bauernkrieg 1525 ein. Auch hier seien von

den Exponaten nur zwei Originalurkunden aus dem Generallandesarchiv als Beispiele herausgegriffen: das Kaiserliche Mandat an den Schwäbischen Bund vom März 1525, den Aufständischen keine Unterstützung zu gewähren; und ein Vertrag zwischen Ernst von Baden und seinen Untertanen vom September desselben Jahres (S. 548).

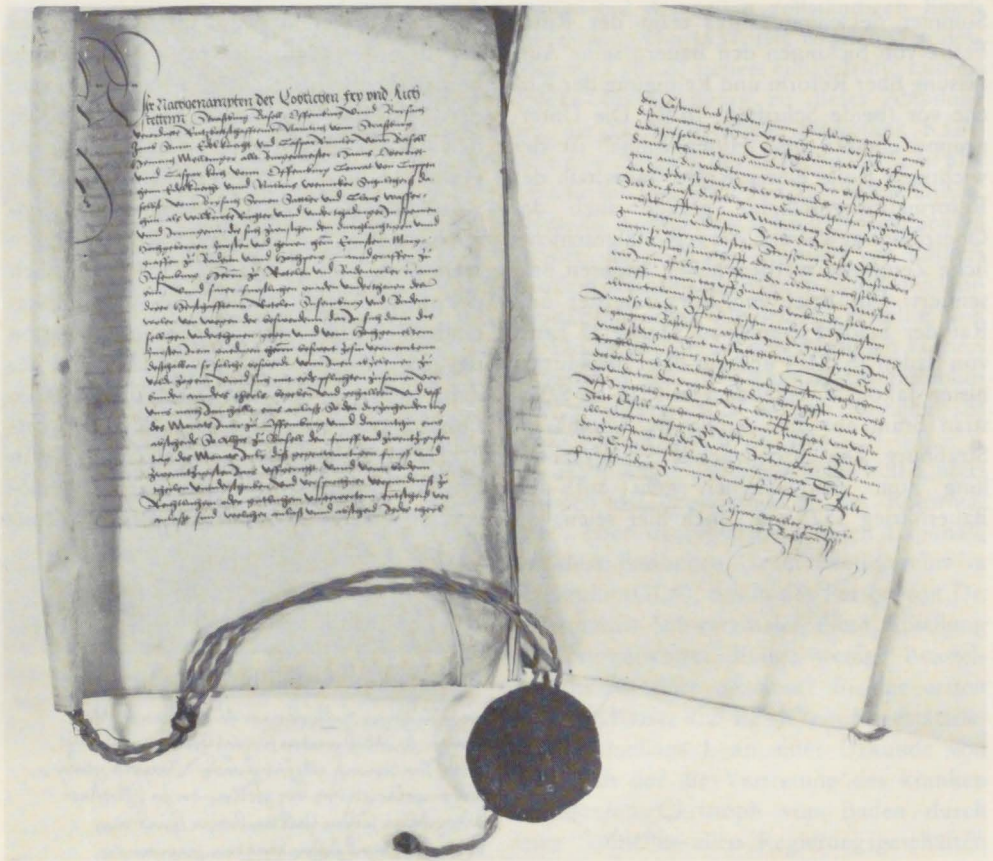
Dem Besuch Luthers in Heidelberg anlässlich des alle drei Jahre stattfindenden Generalkapitels der deutschen Reformkongregation des Augustinereremitenordens 1518 und der dabei unter seiner Leitung durchgeführten Disputation gilt die Abteilung C (verantwortlich: Dr. Heinz Scheible, Heidelberg). Ein Faksimile zeigt das Titelblatt der 28 theologischen und der 12 philosophischen Dispu-

1523

Wienlandtliche. Hochgeborener Fürst gnädiger Herr
 meine Fruchtlig gnade. Hiemit bittet die gütwillig
 vorkom dinnig allezeit gnade. Daraus ist glosung
 und angolanst. Das die glosung die in siflet hat
 literatur langem fall verbotten sein. aus
 beyser teil und sieben. Und dem gennanten
 man der literatur spinnen. in viel beswerlichen
 sünden zühlden sollen. Weil dann das Volk
 wider bittet sein. glosung glosung ist und
 wirdort sie. Denn in dinsten. Und
 und alle vngesund. dinnig. So ist es von
 mit bittet. Und die meine Fruchtlig gnade
 wille als ein bittet. Und die mit
 allem ernst in die sünde. Und
 verfüger. Und die bittet. Das sie davon
 angenommen. Und die bittet. Und die
 gebandt. Und die bittet. Und die
 sein. Und die bittet. Und die
 gnade bittet. Und die bittet. Und die
 Jannus Anno 1523

Bürgermeister
 Bürgermeister und Rat der
 Stadt Freiburg im Breisgau

Brief vom 30. Jan. 1523: Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg im Breisgau bitten Markgraf Ernst von Baden um Fahndung nach drei sich im Kaiserstuhl herumtreibenden Lutheranern.
 Bad. Generallandesarchiv
 46/4546



Vertrag vom 12. Sept. 1525 zwischen Markgraf Ernst von Baden und den Untertanen der Herrschaften Röteln-Sausenberg über die Beseitigung von Mißständen auf der Grundlage der 12 Artikel der Bauern. Für die als Vermittler auftretenden Städte Straßburg, Basel, Offenburg und Breisach hat Basel den vorliegenden Vertrag mit seinem Siegel bestätigt.
(Erste und letzte Seite aus 2 Vertragsausfertigungen)

Bad. Generallandesarchiv 36/222

tationsthese nach dem frühesten erhaltenen Druck von 1520. Bildnisse und Brief-Autographen erinnern an verschiedene junge Theologen, deren Teilnahme an der Heidelberger Disputation für sie selber und für den Gang der Reformation im Südwesten von entscheidender Bedeutung werden sollte: vor allem Martin Bucer, Martin Frecht, Erhard Schnepf, Franz Irenicus; auch Johannes

Brenz (siehe nächste Abteilung) war unter den Zuhörern. Die Abteilung D (verantwortlich: Klaus Häfner, BLB) schließt sich mit dem Thema „Persönlichkeiten der Reformation“ an. Hier ist an erster Stelle Luthers Mitarbeiter und Kollege Philipp Melanchthon zu nennen, der aus Bretten stammt und dargestellt wird durch ein kleines Ölbild aus dem Brettener Me-



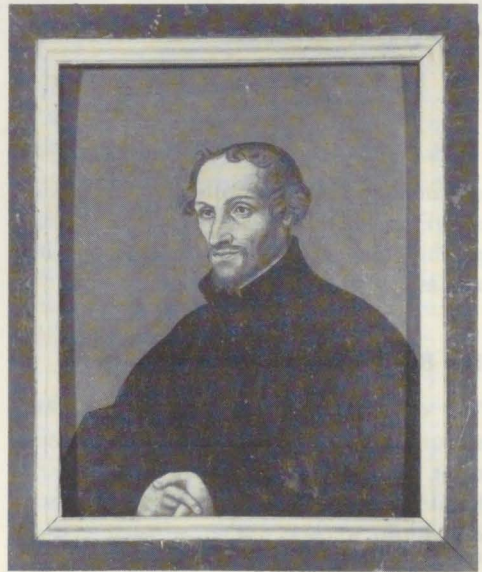
Matthäus Merian d. Ä.: Ausschnitt aus dem Kupferstich Heidelberg von 1620. Der Ausschnitt zeigt links unterhalb der Peterskirche die Universität (das Gebäude mit den vier geschwungenen Spitzgiebeln), wo vermutlich am 26. April 1518 in der Artistenfakultät die Heidelberger Disputation stattfand.

ken aufhebenden Augsburger Religionsfrieden von 1555 offiziell eingeführt wurde. Das gilt für die Kurpfalz ebenso wie für die badischen Markgrafschaften. Ausstellungsstücke sind hier neben anderen: die kurpfälzische Kirchenordnung von 1556 und eine Bildnis des tatkräftigen Kurfürsten dieser Jahre, Ottheinrich (S. 550); ferner Melanchthons handschriftliche Korrekturen zur Heidelberger Universitätsreform (aus dem Universitätsarchiv Heidelberg); schließlich die Kirchenordnung der Markgrafschaft Baden-Durlach von 1556 (S. 552) und die handschriftliche Kirchenordnung der Grafschaft Wertheim.

Durch die genannten und durch ungenannte Urkunden, Autographen, Druckschriften, Bildnisse usw. wird versucht, die spezifisch regionalgeschichtlichen Bezüge zur Reformationsbewegung zu repräsentieren. Dabei sind die Möglichkeiten des Darstellbaren begrenzt; sie müssen durch das geschriebene und gesprochene Wort ergänzt werden. Auf

lanchthon-Museum (S. 549). Außer Melanchthon werden berücksichtigt: sein Großonkel, der Humanist Johannes Reuchlin aus Pforzheim mit einer seiner hebräischen Buchveröffentlichungen; Johannes Brenz mit seiner Württembergischen Kirchenordnung; Caspar Hedio aus Ettlingen in einer Zeichnung von Hans Baldung Grien; Johannes Oekolampad, der Reformator Basels; und mehrere andere.

Den Abschluß bildet die Abteilung E: „Wirkungen der Reformation bis 1559“ (verantwortlich: Dr. Werner Schulz, BLB). Mit dieser Abteilung wird endgültig deutlich, daß die Reformation am Oberrhein, nach manchen einzelnen Ereignissen und Entwicklungen, im Grunde erst nach dem politische Risi-



Philipp Melanchthon im mittleren Alter. Kleines Ölbild auf Holz, 1534. Melanchthon-Museum Bretten

Mit Der Zeit.



Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz (OHPC — Otto Henricus Palatinae Comes, mit seinem Motto: Mit der Zeit). Holzschnitt 1558. Widmungsbild in einem Lautenbuch von Sebastian Ochsenkun, Heidelberg 1558.
Bad. Landesbibliothek Musik Bd A 678

der anderen Seite sind wohl noch nie so viele zeitgenössische Exponate zur Reformationsgeschichte am Oberrhein in einer Ausstellung zusammengetragen worden.

Der Katalog zur Ausstellung

Wie die obenstehenden Hinweise auf Ausstellungsabteilungen und Ausstellungsstücke nicht den Besuch der Ausstellung ersetzen können und sollen, vielmehr gerade Interesse an ihr wecken wollen, so auch jetzt die Vorstellung des Katalogbandes, der zur Ausstellung erscheint (ca. 160 Seiten, über 50 Abbildungen, davon etwa 10 farbig).

Neben der eingehenden Beschreibung aller Exponate und einer ausführlichen Zeittafel zur Biographie Luthers und zur Reformationsgeschichte der Oberrheinlande von Werner Schulz (BLB) enthält der Band fünf wissenschaftliche Aufsätze. Diese verstehen sich zwar nicht als Forschungsbeiträge im eigentlichen Sinne und verzichten daher auch im Blick auf einen breiteren Leserkreis auf einen wissenschaftlichen Apparat. Gleichwohl sind sie nicht nur von ausgewiesenen Spezialisten verfaßt, sondern enthalten auch eine große Fülle interessanter historischer Detailinformationen, die so — wenn überhaupt — wohl nur dem Fachmann gegenwärtig sind.

Am Anfang steht ein einführender Beitrag von Heinz Scheible, Leiter der Melancthon-Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, der zugleich als Vortrag im Mittelpunkt der Ausstellungseröffnung am 25. Oktober 1983 in der Karlsruher Landesbibliothek stehen wird: „Luther und die Anfänge der Reformation am Oberrhein“. Scheible geht ausführlich auf die Heidelberger Disputation von 1518 und die Aussagen ihrer Thesen ein, schildert die geschichtlichen Voraussetzungen der Reformation und zeigt anhand vieler Einzelheiten die Anfänge und die Kriterien der Reformation bis etwa 1525/30 auf.

Hans-Christoph Rublack, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Tübingen, behandelt „Die Reformation in Vorderösterreich und Konstanz“. Ausgehend von der vielfältig bedrohten spätmittelalterlichen Weltordnung weist er die Hauptformen reformatorischer Kommunikation auf, um dann für die Mitte der zwanziger Jahre an den Orten Rheinfeldern, Kenzingen und Waldshut lokale Entwicklungen und Unruhen als einen „Umsturz vom Dunkel zum Licht“ zu schildern und am Beispiel Konstanz 1548 (auch Gegenbach und die Ortenau werden erwähnt) die Behauptung der alten Kirche aufgrund von Unterdrückung durch Macht aufzuzeigen.

NIGRA SYLVA XI. NOVA TABVLA



Map 4

Sebastian Münster: Nigra Sylva Nova Tabula. Neue Karte des Schwarzwalds, koloriert. Aus: Ptolomäus, Basel 1545. — Diese zu den frühesten Regionalkarten zählende kartographische Darstellung zeigt (gesüdet statt genodet) das oberdeutsche Gebiet vom Bodensee bis Basel und von der (Schwäbischen) Alb bis Straßburg
 Bad. Landesbibliothek Go 88

Die mannigfachen Verflechtungen zwischen „Humanismus und Reformation am Oberrhein“ sind das Thema eines Beitrags von Dieter Mertens (Universität Freiburg). Hermann Ehmer (Staatsarchiv Wertheim) stellt die Entwicklung in drei weiteren Regionen dar: „Die Reformation in der Grafschaft Wertheim und bei der Ritterschaft im Kraichgau und im Odenwald“. Anfänge finden sich hier schon 1518, ein gewisser Abschluß der Reformationsperiode wiederum in den ersten Jahren nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555.

Diese Zeit um 1556 steht auch am Ende des Beitrags von Gustav Adolf Benrath, Professor für Kirchengeschichte an der Universität

Mainz, der — parallel zur Ausstellungsabteilung E — auf die verschiedenen Entstehungsgeschichten des evangelischen Kirchenwesens eingeht, jedoch die Linien auch nach rückwärts auszieht. Sein Thema: „Die Reformation in der Kurpfalz und in den badischen Markgrafschaften“.

Die Veranstaltungen zur Ausstellung

Mit der Ausstellung sind während ihrer gesamten Dauer insgesamt vier Veranstaltungen verbunden.

Zur Ausstellungseröffnung, die Landesbischof Prof. Dr. Klaus Engelhardt (Karlsruhe) vornehmen wird, spricht am 25. Okto-

ber Dr. Heinz Scheible (Heidelberg) zum Thema „Luther und die Anfänge der Reformation am Oberrhein“ (vgl. das oben zum ersten Katalogaufsatz Gesagte). Die Eröffnungsveranstaltung wird durch Darbietungen eines Vokalensembles umrahmt, in denen mit Choralätzen zu Lutherliedern von Bach, Brahms und Mendelssohn-Bartholdy die Luther-Rezeption in der Musikgeschichte zu Gehör kommt.

Ein Konzertabend im November sieht Lutherchoräle in zeitgenössischen Vertonungen vor. In der ersten Dezemberhälfte spricht Prof. Dr. Marc Lienhard von der Universität Straßburg über „Straßburg und die Reformation am Oberrhein“. In der zweiten Januarhälfte, gegen Ende der Ausstellung, hält Prof. Dr. Gustav Adolf Benrath von der Universität Mainz einen Vortrag zum Thema: „Luther und das Luthertum am Oberrhein — Reformation, Union, Gegenwart“. Damit soll über den rein historischen Rahmen der Ausstellung hinaus die Verbindung zu unserer Zeit gezogen werden.

Die Ausstellung wurde eingangs als eine historisch-regionale Veranstaltung charakterisiert. Damit sind Möglichkeiten und Grenzen der Veranstalter und Bearbeiter bezeichnet. Manchem theologisch oder kirchlich und ökumenisch Interessierten mag das als zu wenig erscheinen. Wohl ist auch eine Darstellung der wesentlichen theologischen Anliegen und kirchenreformerischen Impulse der Reformation denkbar, wengleich schwieriger. Aber setzt diese nicht die historische Vergegenwärtigung der Geschehnisse zunächst voraus?

Die Fronten der Reformationszeit — zwischen Evangelischgesinnten und Altgläubigen, zwischen protestantischen Ständen und Territorialkirchen auf der einen und Kaiser, Papst und Bischöfen auf der anderen Seite, zwischen Lutherischen und oberdeutschen Reformierten — existieren heute nicht mehr. Wir leben in einer Zeit der Ökumene, gerade auch im Oberrheingebiet kirchlich in einer Zeit zahlreicher Begegnungen zwischen Ka-

tholiken und Evangelischen, zwischen badi-scher Landeskirche und Freiburger Erzdiözese und darüber hinaus in einer Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen, die in diesem Jahr in Baden-Württemberg ihr zehnjähriges Bestehen begeht.

Und Martin Luther, der von vielen Epochen beanspruchte und zurechtmanipulierte Reformator? Er wird wohl heute gerechter gesehen und beurteilt als zu anderen Zeiten — mit seinen Verdiensten und seinen Schwächen. Letztlich war er ein Mensch vor Gott und darin für uns alle ein „Vater im Glauben“ (Peter Manns).

Das sollte jedem bewußt sein, der in den kommenden Monaten die Ausstellung besucht, in ihrem Katalog blättert und liest und an ihren Veranstaltungen teilnimmt.



Kirchenordnung der Markgrafschaft Baden-Durlach 1556. Gedruckt Tübingen 1556. Mit dieser Kirchenordnung führte Markgraf Karl II., Sohn von Ernst von Baden, die Reformation ein.

Landeskirchl. Bibliothek Karlsruhe F 408

Melanchthons Heidelberger Tage

Lilli Fehrle-Burger, Heidelberg

Die furchtbare Tragik der Glaubensspaltung offenbarte sich bei diesen Verhandlungen in der Seele Melanchthons, eines ihrer unglücklichsten Opfer.

Ricarda Huch

(in „Luthers Glaube“ 1916, S. 177)

Am 25. September 1555, neun Jahre nach Luthers Tod, den Melanchthon, Sohn eines Heidelbergers, unter Tränen seinen Wittenberger Studenten mitteilte, errang dieser vierzehn Jahre jüngere, einfühlsame Freund des Reformators, dem er als sein Hauptmitarbeiter die Grabrede halten mußte, nach vielen erbitterten Kämpfen den Augsburger Religionsfrieden. Dieser, noch Jahrhunderte lang nicht eingehaltene Frieden besiegelte die Gleichberechtigung der Bekenntnisse, nachdem Melanchthon bereits 1530 mit der von ihm verfaßten „Augsburger Konfession“ erstmalig eine formal gesicherte Grundlage der Reformation geschaffen hatte. — Sein Aufstieg begann in Heidelberg. Im Herbst des Jahres 1509 machte er als ein Wunderkind von sich reden. Unter den neu immatrikulierten Studenten der Universität fiel ein zierlicher, blondlockiger Knabe auf, dessen sanfte Gesichtszüge sich in einem eigentümlichen Widerspruch zu seiner energisch vorgewölbten Stirne über klugen Forscheraugen befanden. Seine Professoren überraschte er immer wieder durch seine anmutige Wortgewandtheit, mit der er schwierige griechische und lateinische Texte zu übersetzen verstand. Am liebsten vertiefte er sich auf den Emporen der Heiliggeistkirche in die prächtig illustrierten Werke der Bibliotheca Palatina, die ihm nicht nur die biblischen Heilswahrheiten, sondern auch auf vielfältige Weise das klassische Altertum, seine geistige Heimat, erschlossen. Sein erstaunliches Wissen ermutigte ihn den-

noch nicht zu einem forschen Auftreten. Vielmehr wirkte er in seiner rührenden Bescheidenheit eher schüchtern, zuweilen fast zaghaft, aber niemals feige, wenn es galt, seinen Standpunkt zu verfechten und dabei mit seinem reizbaren Gemüt unbeirrbar durchzuhalten. In seiner Sehnsucht nach einer Laufbahn, die ihn nicht über die Menschen hinwegheben, sondern ihm ihre Herzen öffnen sollte, strebte er schon frühzeitig danach, streitende Parteien miteinander zu versöhnen. Auch pflegte der einer alten Heidelberger Familie entstammende Knabe die Blicke seiner Bewunderer mit einem feinen lebenswürdigen Lächeln zu erwidern, einem Lächeln, das den Charme der Landschaft seiner Vaterstadt ausstrahlte und noch nach Jahrzehnten Lucas Cranach den Jüngeren bezauberte, als er Melanchthon, Luthers treuesten Wittenberger Mitstreiter und „vertrautesten Freund“ in einem historischen Gruppenbild deutscher Reformatoren malte.

An der Heidelberger Universität trug er sich zunächst mit seinem bürgerlichen Namen „Philippus Schwarzerd de Bretten“ ein, denn Bretten, damals noch zur Kurpfalz gehörend, war seine Geburtsstadt. Sein Vater Georg Schwarzerd, ein kunstreicher kurpfälzischer Waffenschmied, war zuerst in Heidelberg ansässig gewesen, bevor er nach Bretten versetzt wurde, wo er sich mit Barbara Reuter, der Tochter des dortigen Bürgermeisters vermählte. — Bis zu seinem 10. Lebensjahr



Reformatorengruppe, Ausschnitt aus dem Epitaph des Bürgermeisters Meienburg, von Lucas Cranach d. J., Nordhausen, Blasikirche

verlebte Philipp mit seinen Geschwistern in seinem Elternhaus eine fröhliche Kindheit. Aber dann vollzog sich für ihn eine schicksalhafte Wende. Sein Vater starb 1507 und Philipp kam nach Pforzheim zu seiner Großmutter, einer Schwester des ehemaligen Prinzen Erziehers Johannes Reuchlin. Er galt damals neben Erasmus von Rotterdam als der bedeutendste Humanist nördlich der Alpen. Der vielgereiste weltkundige Gelehrte und Dramendichter, Sohn einer Griechin Erinna Elissa, selbst ein gebürtiger Pforzheimer, weilte oft und gerne im geselligen Haus seiner geistig aufgeschlossenen warmherzigen Schwester Elisabeth. Nach zweimaliger Vermählung kinderlos geblieben, nahm sich der heitere temperamentvolle Mann seit seinem

fünfundzwanzigsten Lebensjahr mit Freuden der Weiterbildung ihres vielversprechenden kleinen Enkels an. Zu seinem geistigen Vater und fürsorglichen Wegbereiter geworden, riet er ihm, durch die griechische Übersetzung seines deutschen Namens Schwarzerd mit „Melanchthon“ nicht nur seinem Leben einen neuen Nafang und ein neues Ziel zu setzen, sondern auch damit dem Klang seines Namens nach Humanistenart eine neue Würde zu verleihen. In der von Simler, einem späteren Tübinger Universitätsprofessor geleiteten Lateinschule in Pforzheim machte Philipp, von Privatunterricht unterstützt, überraschend schnelle Fortschritte. Den stärksten Antrieb seines zunehmenden Lerneifers empfing er nach wie vor durch die geniale Per-

sönlichkeit Reuchlins, dessen imponierender Charakterkopf ebenso von tiefem Ernst wie von dem geistreichen Humor eines welterfahrenen Menschenkenners geprägt war. Seine abenteuerliche Vergangenheit mußte für den Knaben etwas Faszinierendes gehabt haben. Nach erlebnisreichen Jahren in Freiburg, Basel und Paris, hatte er zwei Mal den Grafen Eberhard von Württemberg in stattlichem Gefolge nach Ferrara, Florenz und Rom begleitet, sich mit dem berühmten Lorenzo de Medici angefreundet und an glanzvollen Hoffesten, Turnieren und Theateraufführungen teilgenommen. An der Platonischen Akademie von Florenz lernte er Pico della Mirandola kennen, dessen philosophische Betrachtung „Über die Würde des Menschen“ das Lebensideal der Renaissance am schönsten und klarsten zum Ausdruck brachte. Für den darin angestrebten Zukunftsgedanken, das christliche Weltbild durch einen universalen Humanismus zu überhören, vermochte Reuchlin als beliebter Gesprächspartner gekrönter Häupter auch Kaiser Friedrich III. zu gewinnen, der ihn 1492 in den Adelsstand erhob. In Linz freundete er sich in einer kaiserlichen Hofgesellschaft von gebildeten Humanisten mit dem jüdischen Leibarzt des Kaisers an, dem gelehrten Jakob Jechiel Loans aus Mantua. Von ihm lernte Reuchlin als bahnbrechender deutscher Sprachforscher hebräisch, wodurch es ihm zugleich erstmals gelang, eine Methode zu entwickeln, die für seine Landsleute und so auch für den kleinen Melanchthon, diese alte Sprache überhaupt erst erlernbar machte. Für Luthers Bibelübersetzung wurde daher seine Freundschaft mit Reuchlin und Melanchthon, seinem späteren Mitarbeiter, von größter Bedeutung. Tügelang rang der sprachgewaltige Reformator in Wittenberg mit seinem jungen Kollegen oft nur um die Übersetzung eines einzigen Wortes.

Philipp war auf den Namen seines kurpfälzischen Landesvaters getauft worden, an dessen glänzendem Musenhof Reuchlin von



Kurfürst Friedrich der Weise (1463–1525). Gemälde von Lucas Cranach d.Ä., Kunstsammlungen Veste Coburg

1496 bis 1499 als Prinzenzieher wirkte. Der schlanke, elegante Kurfürst mit dem feingeschnittenen, von hellen Locken umrahmten Gesicht, war 1495 auf dem Reichstag von Worms freundlich lächelnd auf den berühmten kaiserlichen Gefolgsmann zugegangen, um ihn zu bitten, seine Söhne im Geist des klassischen Humanismus zu erziehen. Er sollte dafür ein fürstliches Gehalt, zwei Pferde und ein stattliches Hofkleid erhalten. Reuchlin willigte ein. 1498 entsandte der Kurfürst ihn nach Rom, um mit Papst Alexander VI. einen schwierigen Streitfall zu bereinigen. Nach seiner Rückkehr wirkte Reuchlin auch erfolgreich an einem neuen Aufschwung des Universitätslebens mit. Durch die Aufführung von „Henno“, einer seiner Komödien, von Bischof von Dalberg,



Papst Leo X. (1475–1521). Zeichnung von Sebastiano del Piombo. Devonshire Collection, Chatsworth

dem vielseitig befähigten Kanzler der Universität geistreich inszeniert, wurde erstmals ein Heidelberger Studententheater begründet. Aber noch vor dem Ende des Jahrhunderts nahm Reuchlin eine Stellung am Stuttgarter Hofgericht an, bis er als Universitätsprofessor nach Tübingen berufen wurde. Die vorprogrammierte Glaubenslehre der Scholastiker begann zu jener Zeit allzu sehr das geistige Klima der Universität zu beherrschen. Auch war die geistige Aufnahmefähigkeit der kurpfälzischen Prinzen begrenzt. Ludwig, der Erbprinz, interessierte sich nur für Jagd, Fischfang und Politik, während der achtzehnjährige hübschere Friedrich es darauf anlegte, der verwegenste Springreiter des Reichs zu werden oder als charmanter Frauenheld auf verlockenden Liebespfaden zu wandeln. Wolfgang, der bildungsfähigste Prinz, Luthers und Melanchthons späterer Freund, war damals erst fünf Jahre alt und

außerdem warf der bairische Erbfolgekrieg schon seine ersten Schatten voraus.

Als der zwölfjährige Melanchthon nach Heidelberg kam, war Kurfürst Philipp bereits gestorben und es lag noch die Trauer um die Opfer über der Stadt, die dieser unheilvolle Krieg gekostet hatte. Dennoch lebte das goldene Zeitalter der Heidelberger Renaissance in humanistisch gebildeten Bürgerhäusern weiter, so auch in dem Haus des mit Reuchlin befreundeten Universitätsprofessors Pallas Sprengel, der den Knaben liebevoll bei sich aufnahm. Ein besonderes Interesse erregte in Philipp der einst von den Römern eroberte Heiligenberg mit seinen Weinbergen, seiner südländischen Flora und seinen versunkenen Tempelheiligümern. Auf einer seiner Gipfelwanderungen entdeckte er zu seiner Freude an der Ruine des Michaelsklosters eine römische Inschrift, die auf ein ehemaliges Heiligtum der Römerzeit hinwies.

Am 11. Juni 1511, mit 14 Jahren, hatte Melanchthon an der Heidelberger Universität bereits die akademische Würde eines Baccalaureus artium erworben und damit die Voraussetzung für seine Dozentenlaufbahn. Er erhielt daraufhin den Auftrag vom kurpfälzischen Hof, die beiden jungen Grafen von Löwenstein-Wertheim, Enkel Friedrichs des Siegreichen zu unterrichten, nachdem die Familie dieses 1476 verstorbenen Kurfürsten aus seiner Verbindung mit der Hofsängerin Klara Dettin, nach ihrer jahrzehntelangen Verbannung auf der Burg Lindenfels, wieder in Klaras Haus am Bremeneck zurückkehren durfte.

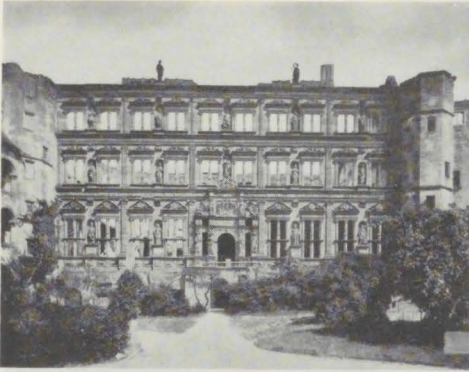
Als sich Melanchthon 1512 um die Würde eines Magisters bewarb, wurde er wegen seiner Jugend zurückgewiesen, fand jedoch als Schützling Reuchlins an der Tübinger Universität eine ermutigende Aufnahme. In einem anregenden Kreis jüngerer Humanisten konnte er dort bald eine erfolgreiche Lehrtätigkeit entfalten. — Spätestens zu diesem Zeitpunkt stand Luther mit Reuchlin in Verbindung; vielleicht aber hat er Melanchthon

schon im November 1510 kennen gelernt, als er während einer Pilgerwanderung von Wittenberg über Mailand nach Rom, sich erstmals in Heidelberg aufhielt, um im Auftrag des Generalvikars von Staupitz den Augustinermönchen Reformvorschläge zu unterbreiten, die für alle Klöster dieses Ordens verbindlich werden sollten. Luther, nach eigener Aussage damals noch „erzpapistisch“, betrat die Universitätsstadt bei dieser Gelegenheit als ein unbekannter, asketisch abgezehrter Barfüßermönch, — 1512 stand der mittlerweile zum Universitätsprofessor beförderte Bibelforscher Dr. Luther auf der Seite Reuchlins, als es darum ging, einen kulturgeschichtlichen Skandal zu verhindern. Entfesselt hatte ihn der zum Dominikanermönch bekehrte Jude Pfefferkorn, als dieser versuchte, von Kaiser Maximilian I. die Genehmigung zu erhalten, alles jüdische Schrifttum im deutschen Reich beschlagnahmen zu lassen, um es öffentlich zu verbrennen. Der Kaiser machte seine Zustimmung von dem Urteil anerkannter Universitätsprofessoren abhängig, die sich jedoch, wie Luther und Reuchlin, dagegen aussprachen. Die noch jahrelang heftig fortgesetzte Auseinandersetzung mit den Kölner Dominikanern, denen Luther 1512 persönlich gegenübertrat, hatte die berüchtigte Satire der „Dunkelmännerbriefe“ zur Folge, mit denen Reuchlins Freunde, vor allem der federführend daran beteiligte Ulrich von Hutten, den fanatischen Pfefferkorn der Lächerlichkeit preisgaben. Obgleich weder Luther noch Reuchlin für diese scharfzüngige Spottlust verantwortlich waren, scheint sich dieser Streit gegen den jugendlichen Melanchthon möglicherweise schon in Heidelberg nachteilig ausgewirkt zu haben, aber dann wohl auch noch in Tübingen. Jedenfalls wandte sich Reuchlin im Jahr 1518, vermutlich auf Anraten Luthers, an Kurfürst Friedrich den Weisen nach Wittenberg, um seinen Großneffen als Universitätsprofessor für griechische Sprache und Literatur zu empfehlen. Als der mittlerweile einundzwanzigjährige Melanchthon den Lehr-



Kaiser Karl V. (1500—1558) Gemälde von Jan van Orley, Budapest, Museum der Bildenden Künste

stuhl angeboten bekam, mag es ihm nicht leicht gefallen sein, aus der reichgesegneten lieblichen Neckarlandschaft in das weit entfernte Wittenberg überzusiedeln, das Luther einmal „den Hintern der Welt“ nannte. Reuchlin mußte daher den noch zögernden Philipp erst in einem eindringlichen Brief mit biblischen Donnerworten dazu ansprechen: „Ich will Dich jetzt nicht mit Dichterworten anreden, sondern mit der wahrhaftigen Verheißung Gottes an den glaubenden Abraham: ‚Gehe aus Deinem Vaterland und Deiner Freundschaft und aus Deines Vaters Haus in ein Land, das ich Dir zeigen werde. Und ich will Dich zum großen Volke machen und will Dich segnen und Dir einen großen Namen machen und Du sollst ein Segen sein.‘ — Dies sagt mir der Geist, dies hoffe ich von Dir, mein Philipp, Du, mein Werk und mein Trost . . . Das ist mein Rat.



Heidelberg, Schloßhof, Ottheinrichsbau

Sei unerschrocken, sei kein Weib, sondern ein Mann. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ (24. Juli 1518.)

Einen Monat später drängten sich in Wittenberg bereits über 400 Studenten zu Melanchthons Antrittsvorlesung „Über Universitätsreform“. Ihrem Kerngedanken zufolge müsse der abendländische Geist durch ein selbständiges logisches Denken aus seiner dogmatischen Erstarrung befreit werden, wobei man auf eine sprachkundige Erforschung antiker „Quellen nicht verzichten könne. Auch um Luther scharten sich seit seiner Aufsehen erregenden Heidelberger Disputation die aus ganz Europa herbeiströmenden Studenten wie „ein wimmelnder Ameisenhaufen.“ Wittenberg erhielt Weltruf.

Begeistert schrieb Luther an Reuchlin: „Unser Philipp ist ein bewundernswerter Mann, an dem geradezu alles übermenschlich ist und trotzdem habe ich an ihm meinen vertrautesten Freund.“

Damals bestand noch die Hoffnung, daß die drohende Glaubensspaltung vermieden werden könnte. Papst Leo X., aus dem mit Reuchlin befreundeten Fürstenhaus Medici, vermochte sogar noch mit dem flüchtig auftauchenden Gedanken zu spielen, den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen als künftigen deutschen Kaiser vorzuschlagen und Luther, den Marienverehrer, als seinen

Kardinal. Und dieser selbstherrlich regierende Kirchenfürst konnte es sich auch noch leisten, den ihm allzu geschäftstüchtig dienenden Ablaßkrämer Tetzl als einen „Schweinehund“ fallen zu lassen, der bald darauf, von dem ihm verzeihenden Luther getröstet, ins Grab sank. — 1522 starb Reuchlin, durch die Kabbala zum legendären „Geisterseher“ geworden und von sorgenvollen Zweifeln gequält, ob es seinem Philipp gelänge, die unaufhaltsame Kirchenspaltung und alle weiteren dogmatischen Zersplitterungen im Geist der christlichen Nächstenliebe zu überwinden. Hatte doch Luther, der kraftvolle, urwüchsige Steuermann, den zarten jungen, schon einmal zu Tode erschöpften Freund mit beschwörender Stimme ins Leben zurückrufen müssen!

Dennoch sind bereits 1524 Melanchthons erfolgreiche Bemühungen, auch um die Gründung von Lateinschulen für die heranwachsende Jugend, von der Heidelberger Universität durch ein ehrenvolles Geschenk anerkannt worden. „... Ich will mir Mühe geben zu zeigen, daß dieses Geschenk keinem Undankbaren zuteil geworden ist“ erwiderte der einstige Student der Ruperto Carola in seiner bescheidenen Art. Und sobald er nach sechs-jähriger Trennung seine kurpfälzische Heimat wiedersah, stieg er vom Pferd, kniete nieder und rief aus: „O, Vaterlandserde! Wie danke ich dir, Herr, daß ich sie wieder betreten darf.“ — 33 Jahre später, im Jahr 1557, weilte er zum letzten Mal in Heidelberg, als ihn Kurfürst Ottheinrich bei seiner lutherischen Reformierung der Kurpfalz zu Rate zog.

Er wohnte damals am Marktplatz im Gasthof zum Goldenen Hirschen, wo er gleich nach seiner Ankunft am 22. Oktober zu einem festlichen Empfang aufs Schloß in Anwesenheit des Kurfürsten, des Rektors der Universität und der Professoren der Artistenfakultät eingeladen wurde, um als „die Leuchte von ganz Deutschland“ und als „die Säule der Wittenberger Universität“ gefeiert zu werden.

An Deutschlands schönstem Renaissancecaplast, den Ottheinrich auf der höchsten Stelle seines Schloßhofs errichten ließ, hat er, ganz im Sinne Melanchthons, die Tugend der barmherzigen Liebe zur Zentralfigur des Skulpturenprogramms seiner Fassade gemacht. Sie erscheint über dem von flötenden Putten umrahmten Porträtmedaillon des musikliebenden Kurfürsten, denn für ihn gehörte ebenso wie für die beiden Reformatoren, Musik zum christlichen Evangelium. So strahlt heute noch auf die im Schloßhof vorüberströmenden Menschen der Geist herab, in dem sich Ottheinrich mit seinem Freund Melanchthon einig wußte: Die Überhöhung des christlichen Weltbildes durch einen universalen Humanismus, soweit die alles lenkenden Schicksalsmächte der Sterne die Verwirklichung dieses Ideals zulassen.

Die theologische Kritik an Melanchthon verstummte freilich nie, während Hans Holbein der Jüngere in einem idealisierten Rundbild um 1530 seinen gleichaltrigen Freund als deutschen Griechen aufgefaßt hat, indem er die beispielsweise von Dürer betonte Charakteristik seiner Gesichtszüge geglättet und harmonisiert wiedergab. Das Porträt ziert ein Kästchen, dessen Deckel auf der Innenseite mit einem Ornament aus Füllhörnern, Masken und flötenden Satyrn, die auf Delphinen reiten, auf Melanchthons antike Mythenwelt anspielt. Daran pflegte sich auch die Kritik an dem jüngeren Reformator zu entzünden. Selbst noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts glaubte der lutherische Theologe Gottfried Arnold ihm vorwerfen zu müssen, daß er die heidnischen Götter zur Hintertüre wieder hereingelassen habe, nachdem sie Luther zur Vordertüre hinausgejagt hätte.

Melanchthon ist dennoch als „Lehrer der Deutschen“ in die Geschichte eingegangen, obgleich er sich am Ende unverstanden fühlte, denn neben seinem Sterbebett waren am 19. April 1560 auf einem Zettel seine letzten Worte zu lesen: „Du wirst vom Elend

und der Wut der Theologen befreit werden. Du wirst ins Licht kommen . . .“



Heidelberg, Ottheinrichsbau, Portalfigur „Liebe“

Stühlinger Aufstehlied

*Steh auf, gemeiner Mann
Der Winter, der ist um
Jetzt mußt du ran, ran
Jetzt hilft nicht Bitten, hilft nicht Beten
Gerechtigkeit marschieret voran*

*Steh auf, gemeiner Mann
Da geht ein Frühlingswind
Jetzt mußt du ran, ran
Dies ist des Glücksrads Stund und Zeit
Gott weiß, wer oberst bleibt*

Der ersten Aufruer ain Anfänger

Eine Erinnerung an Hans Müller von Bulgenbach und die Schwarzwälder Erhebung. Zum Lutherjahr 1983

Wolfgang Duffner, Brigachtal

In der Schrift des „Oberrheinischen Revolutionärs“ aus dem Ende des Mittelalters heißt es, ein neuer Messias werde kommen, er werde aus dem Schwarzwald kommen, er und seine Bauern würden den Schlegel und die Haue hinlegen und das Eisen in die Hand nehmen, um dem Übermut der Herren zu wehren. Und in der „Reformatio Sigismundi“ wird ebenfalls ein Befreier angekündigt, der aus dem Schwarzwald kommt. Beide Flugschriften, die das Ende einer ausgehenden und den Beginn einer neuen Zeit markieren, dürften den Bauern wohl kaum bekannt sein, denn sie konnten nicht lesen, aber sie ahnten auch so, was die Stunde schlug und halfen sie kräftig einläuten.

„Uns ist eine Erde versprochen
Die ist wie der Himmel
Eine Stadt leuchtend in der Sonnen
Eine feste Burg der Frommen“,

sangen die frommen Bauern im Klettgau.
Und die Bauern im Hotzenwald übten sich schon lange im zivilen Ungehorsam:

„Da haben die Herren zu ihren Knechten gesagt: Nun also geht in die Felder und tut, wie euch geheißen. Da standen die Knechte auf und gingen einen anderen Weg. Und wenn sie einer fragte: Warum geht ihr nicht da und dort hin, wie euch geheißen, da lachten sie und sagten: Ja wer hätte uns denn etwas geheißen?“

Der Chronist Georg Keßler in seiner „Sabbata“:

„Ich habe mich schon lange gewundert, wie die Bauern das alles ertragen.“

Das sind: steigende und immer neue Abgaben (Zehnt, Zins, Zoll), der Verlust der Nutz- und Allmenderechte (Wald, Wasser, Feld), der Verlust von alten kommunal-politischen Rechten, die zunehmende Verarmung, vor allem aber: die Unfreiheit:

„Es ist aber ein unerhört Ding, ein Unrecht, über das man die ganze Christenheit die Augen öffnen muß, daß es also Leute gibt, die zu einem andern sagen: du bist mein eigen . . . Ist Christus denn umsonst gestorben?“
(Reformatio Sigismundi)

Was einmal Versuch, Geplänkel, Konspiration war, ist jetzt offener Ausbruch und Aufbruch gleich Jörg Ratgebs Aposteln, die ihre Heimat verlassen, um ein neues, ungesichertes Leben zu beginnen. Alles fängt sehr vorsichtig an, gewaltlos, Beschwerden werden vorgetragen, Schiedsgerichte werden eingesetzt (Stockach, Schaffhausen), Verhandlungen werden angesetzt, Artikelbriefe werden geschrieben. Die Bewegung im Schwarzwälder Raum radikalisiert sich indes schnell durch die Berufung auf das „göttliche Recht“ (Balthasar Hubmaier in Waldshut), ein dem Recht der Herren übergeordnetes Recht. Also wird Gott aus dem Tabernakel geholt, sein Wort, wie es uns im Evangelium überliefert ist, wird zur Grundlage eines neuen Contrat Social gemacht:

„Welch ein Wort dringt in mich ein?
Was kommt da zu mir her?“

Es ist das Wort vom göttlichen Recht
Wiegt zehnmaltausend Gulden schwer.“

Das also ist die Lösung, der theoretische Kniff, mit dem die Herren ausmanövriert werden sollen, und Hubmaier kann Gott zum direkten Eingreifen auffordern:

„Ach, Herr, steh doch deiner göttlichen Gerechtigkeit bei.“

Die explosive Verbindung von sozialem Anspruch mit religiöser Argumentation gibt dem Anliegen eine hohe, moralisch unangreifbare Qualität. Begreifen die Herren? „Es heißt sogar, sie wollten gleich sein“, schreibt Wilhelm von Fürstenberg an einen andern Herrn, und man kann sich sein erstauntes Gesicht gut vorstellen.

Also nicht das aufrührerische Handeln der Bauern im Bauernkrieg ist illegal, sondern das der Herren, das den Geboten des Evangelium keineswegs standhält: von wegen Freiheit eines Christenmenschen, Gleichheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit in Gott und so weiter. Also Kampf, will man nicht bis zum Jüngsten Gericht warten, Bundschuh gegen Ritterstiefel, der Knecht gegen den Herrn, die Knechte sind zuversichtlich, denn Gott wird zur rechten Zeit eingreifen, ist es doch auch seine Sache. Die Herren sind ratlos. Das haben sie noch nicht erlebt, auch nicht ihre Väter. Außerdem sind ihre Kassen leer. Also kommt es zu den üblichen Hinhaltenmanövern: vorgetäuschte Verhandlungsbereitschaft, leere Versprechungen, Verunsicherung der Gegenseite etc. Die Bauern fallen zunächst darauf herein. Daß es dann, im Frühjahr 1525, doch noch zum organisierten Aufstand im Schwarzwald, im Hegau, auf der Baar kommt, ist vor allem einem Manne zuzuschreiben: dem Hans Müller von Bulgenbach.

2

Sollte es wahr sein, daß der Deutsche Bauernkrieg von 1524/25, wie der Altmeister der deutschen Geschichtswissenschaft, Leo Ranke, meint, „das größte Naturereignis des deutschen Staates“ war, und hat dieser Krieg

wirklich, wie es erwiesen ist, im südlichen Schwarzwald seinen Anfang genommen, dann müßte sich bei Betrachtung dieses Ereignisses der Blick doch gleichzeitig auf jenen Mann richten, der die Schwarzwälder Bauern in diesen Krieg führte: auf Hans Müller von Bulgenbach.

Einigermaßen erstaunlich, wie wenig gerade von ihm die Rede ist, wenn der Bauernkrieg zur Sprache kommt, wie wenig man von ihm weiß, und selbst bei hochamtlichen Gedenkfeiern wie die des Jahres 75 war er bestenfalls eine Randfigur. Woran liegt es? Ist zu wenig überliefert? War er gar nicht so wichtig? Tatsache ist, daß sehr wenig überkommen ist. So weiß man nichts über seine Herkunft, über seine Familie, über seine soziale Stellung, keine Daten bis 1524, keine Zitate, keine Reden, keine Programme, die uns überliefert sind (zumindest sind sie nicht bekannt), man kennt nicht sein genaues Geburtsdatum und nicht sein Grab.

Die einzige Personenbeschreibung stammt von Andreas Lettsch, der Hans Müller gekannt hat. Er beschreibt ihn als einen stattlichen Mann, als einen hervorragenden Redner und als einen, den „alle Menschen forchtend.“ In Frankreich hatte er sich als Söldner militärische Kenntnisse angeeignet. Ihn machten die Stühlinger Bauern zu ihrem „obersten veldthauptmann“. Gerade die militärische Erfahrung (und auch Fähigkeit, wie sich später herausstellen wird) und seine Rednergabe dürften Hans Müller zu dieser frühen Führungsposition verholfen haben. Daß er später dann zum Führer des gesamten Schwarzwälder Haufens (und zeitweise auch Hegauer Haufens) aufstieg, und nach Lettsch, bei der Breisgauinvasion und Belagerung Freiburgs im Mai 1525 sogar den Oberbefehl über sämtliche Bauernhaufen hatte, zeigt, daß er ein sehr hohes Ansehen unter den Bauern gehabt haben muß.

In dem Bericht des Schreibens des Truchseß Georg von Waldburg, der ganz im Sinn des „Bauernhenkers“ geschrieben ist, wird Hans Müller als „ain gar aufrierischer bueb“ be-

zeichnet, als „der ersten aufruer ain anfänger“.

Während ein anderer Chronist, Heinrich Hug aus Villingen, zwar Müllers Zug im Frühjahr 1525 detailliert beschreibt — aus bauernfeindlicher Sicht — so enthält er sich doch jeglicher Darstellung und Wertung des Bauernführers.

Mehr als in Chroniken taucht in Korrespondenzen der Name des Schwarzwälder Bauernführers auf. Besonders in der großen Quellensammlung zum deutschen Bauernkrieg in Südwestdeutschland, von dem Freiburger Schreiber herausgegeben, finden sich eine Menge Briefe, die während des Kriegszugs geschrieben, deutlich die Handschrift Müllers tragen und von diesem auch signiert sind. Unter diesen Briefen, bei denen es sich weitgehend um Anschlußaufforderungen handelt, befindet sich auch der wichtige Artikelbrief an die Stadt Villingen. Bei den letzten in der Sammlung aufgenommenen Briefen handelt es sich um Hilferufe vor der Katastrophe. Auch hier in dieser großen Urkundensammlung nichts Privates über den Bauernführer, wenn man von jener Urkunde absieht, in der von der Gefangennahme durch den Waldvogt Ulrich von Habsberg und der bevorstehenden Hinrichtung berichtet wird.

Immer wieder taucht in amtlichen und hochamtlichen Schreiben der Name des Bauernhauptmanns auf, wobei stets auf die Gefahr hingewiesen wird, die von diesem Mann ausgeht. So heißt es in einem Schreiben des Erzherzogs Ferdinand vom 15. Dezember an die in Stockach tagenden Commissarien:

„Einer, gen. Hans Müllner (gemeint: Hans Müller), hat als Hauptmann und Rädeisführer etlicher aufrührischen vergangener Zeit sammt einer Anzahl dieser Bauern sich unterstanden, unangesehen, daß letztere gegen ihre Herrn vormals zu rechlichem Austrag veranlaßt worden sind, bei seinen Unterthanen im Brigital und in etlichen Dörfern seines Amts Tutlingen Praktiken zu machen,

diese auch zum Aufrur zu bewegen und, damit nicht zufrieden, mit seinem Anhange seine und seines Hauses Oesterreich erbliche Stadt Breunlingen einzunehmen. Auch soll derselbe noch weiter des Willens sein, Praktiken in seinen beiden Fürtenthümern Wirtenberg und Oesterreich vorzunehmen und Aufrur und Widerwertigkeiten ihm, seinen Landen und Leuten zu Nachtheil zu erwecken, was er, der Erzherzog, keineswegs länger gedulden will ...“

In einem weiteren Schreiben vom gleichen Tag wird beklagt, daß „sich gemeine Bauernschaft im Hegau, im Schwarzwald, in der Baar und an anderen Orten empören . . . daß der Ungehorsam gar überhand nehme“ und daß „erstlich“ dagegen vorgegangen werden müsse, und an anderer Stelle heißt es weiter, daß „Hansen Mullner als Hauptmann der Aufrüri gen“ vorgeladen werden soll. In einer Botschaft vom 13. Januar an die Grafen von Lupfen befiehlt der Erzherzog, Hans Müller als „ain radlfuerer und aufwigler aller aufruern streifen“ und denselben „on gros geschray insgeheim niederwerfen“ zu lassen. Alle diese Schreiben beziehen sich auf die Agitation Müllers im Winter 24/25.

3

Wer war Hans Müller? Was ist authentisch überliefert? Geboren ist er in Bulgenbach bei Staufen (heute Gemeinde Grafenhausen). Unter Kaiser Maximilian ist er für einige Zeit als Landsknecht in Frankreich. Im Sommer 1524 wird er während der Stühlinger Unruhen von den Bauern zu ihrem Hauptmann ernannt. Hans Müller schließt mit Waldshut ein Bündnis (Kirchweihbündnis) und versucht, weitere Orte zum Anschluß zu bringen (Christliche Vereinigung), er knüpft sogar Beziehungen zu dem aus seinem Land vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg. Bei den Verhandlungen zwischen den Bauern und den Herren im Herbst 1524 scheint er keine Rolle gespielt zu haben, sein Name

taucht selten auf. Statt dessen zieht er mit seinen Anhängern im Schwarzwald umher, wirbt, agitiert und organisiert im Winter 24/25 den Aufbau des Schwarzwälder Bauernhaufens. In einem erfolgreichen Kriegszug im Frühjahr 25 zieht er als Führer eines vereinigten Bauernheers „wie ein König oder Kaiser“ (Hug) über den Schwarzwald hinunter in den Breisgau, wobei ihm alle wichtigen Orte zufallen (ausgenommen Villingen). Der Höhepunkt dieses Zugs ist die Eroberung Freiburgs am 24. Mai 25 unter seinem Oberbefehl und der Anschluß der Stadt an die „Vereinigung“, dem auch andere Städte wie Breisach, Waldkirch, Kenzingen u. a. folgen. Hans Müller hat den Höhepunkt seiner Macht erreicht: fast der ganze (alemannische) Südwesten (heutiges Südbaden) ist in der Hand der Bauern. Doch beginnt sein Stern schnell zu sinken. Nach einem (zweiten) vergeblichen Versuch, das verhaßte Villingen zu erobern, zieht er mit seiner Armee zum Bodensee, wo die Bauern das strategisch wichtige Radolfzell belagern. Hier, am 1. und 2. Juli (unter Müllers Oberbefehl?) erleiden die Bauern die entscheidende Niederlage durch die Österreicher. Hans Müller gerät in die Gefangenschaft der Stadt Schaffhausen, wird aber freigelassen. Kurz darauf fällt er in die Hände des Waldvogts Ulrich von Habsberg, der ihn am 12. August in Laufenburg enthaupten läßt.

4

Bei der Betrachtung dessen, was uns von Hans Müller überliefert ist, fällt an ihm dreierlei auf:

1. die Mobilität, der Aktionismus, der agitatorische Umtrieb, der rastlose Eifer, der an den Bundschuhführer Fritz Joß erinnert;
2. die Bemühung, Einheit herzustellen, nicht nur unter den Bauern, sondern auch mit den Städten, unter Umständen sogar mit den sympathisierenden Herren (belegt ist die Beziehung zum Herzog Ulrich);

3. die militärische Option, für die sich Müller von Anfang an stark gemacht hat; darauf deuten seine offensichtliche Abwesenheit bei den Verhandlungen im Herbst 24, die militärische Organisation der Bauern im Winter 24/25 wie auch die entsprechende agitatorische Vorarbeit auf dem Land.

Hans Müller: ein wirkungsvoller Redner, ein erfolgreicher Agitator, ein fähiger Militär — wie aber siehts mit dem Politiker aus? Welche Ziele verfolgte er? Wie sah sein Programm aus (wenn er überhaupt eines hatte)? Wollte er nur Mißstände beseitigen oder wollte er mehr? Abschaffung der Landesherrschaften? Die freie Bauernrepublik nach eidgenössischem Vorbild? Oder wollte er für sich selbst die Herrschaft?

Diese Fragen sind nach dem, was über ihn vorliegt, nicht definitiv zu beantworten, man kann nur mutmaßen. Da helfen einem auch die Artikelbriefe nicht weiter, auch wenn sie manchmal, wie im Fall des Villingener Artikelbriefs, über taktische oder strategische Fragen hinausgehen. Da wird, im Villingener Artikelbrief (nachzulesen in der Hugschen Chronik), christlich-evangelische Luft immer spürbar, da wird der „gemeine christliche Nutzen“ beschworen, die Solidarität der Unterdrückten und Geknechteten (andernfalls der Bann!), da wird sogar zur Gewaltlosigkeit aufgerufen („ohne allen Schwertschlag und alle Blutvergiessung“), und da ist vom göttlichen Recht die Rede, das direkt vom Evangelium herkommt und daher dem gesetzten Recht der Herren überlegen ist. Es besteht kein Grund, daran zu zweifeln, daß Hans Müller von alledem durchdrungen gewesen war, wie hätte er sonst bis zum bittern Ende daran glauben können (wie seine letzten Hilferufbriefe es deutlich machen), daß die Sache mit Hilfe Gottes zu einem guten Ende kommen müsse, weil es ja Gottes Sache sei, bildhaft in jenem alten Hotzenlied beschrieben:

„Jetzt also will es Tag werden
Da werden die Herren sich beugen
Das singen die Vöglein von den Bäumen
Herr Jesu kommt dahergezogen
Mit einem schönen Regenbogen
Des soll unser Glück sein.“

Gleichwohl: von einem konkreten politischen Programm, einer Vorstellung, wie es denn nach einem Sieg der Bauern (oder auch einer Niederlage) weitergehen sollte, ist nichts vorhanden. Überhaupt scheinen sich die Bauernführer im Reich, wenn man von Wendel Hipler oder Michael Gaismaier absieht, wenig mit politischen Plänen befaßt zu haben.

Sicher und erwiesen ist, daß Hans Müller die Unruhen vom Sommer 24 in eine immer stärker werdende, disziplinierte Bewegung kanalisiert hat, nach Franz (Der deutsche Bauernkrieg) ist es sogar „vor allem ihm zuzuschreiben, daß aus einer örtlichen Bewegung der Bauernkrieg wurde“. Aber Bewegung wozu, wohin, wofür? Die Eroberung des Südwestens konnte ja kein Endziel sein. Nach der Eroberung des Breisgaus und dem Sieg über Freiburg, nach dem Triumph der plötzliche Rückzug in den Schwarzwald.

Warum? Hätte es nicht nahegelegen, die zwischen den verschiedenen Bauernhaufen geknüpften Beziehungen noch enger zu knüpfen, zu vertiefen, auszubauen, Absprachen zu treffen, gemeinsame Ziele zu setzen, solidarische Aktionen zu beschließen (z. B. Unterstützung der bedrohten Bauern im benachbarten Schwaben), vor allem aber die besiegten und angeschlossenen Städte im Breisgau, allen voran Freiburg, bedingungslos für die Sache zu verpflichten? (völlig unverständlich, wie die Bauern den Freiburgern ihren Optionsartikel gegenüber Österreich ließen!). Als der Schwarzwälder Bauernführer mit seinem Haufen den Breisgau wieder verläßt, scheint tatsächlich nichts gewonnen zu sein: Freiburg und die andern Städte halten sich nicht an das Bündnisversprechen; die vereinigte Bauernmacht löst sich wieder auf;

die Gegner, Österreich und der Schwäbische Bund, sind dabei, die Erhebungen überall in Süddeutschland niederzuschlagen.

Nach Freiburg weist der Weg nach unten. Müller belagert Villingen ein zweites Mal vergeblich, er verläßt überstürzt den Villingener Raum, „so daß sie (die Bauern) nicht wußten, was sie tun sollten“ (Hugsche Chronik), eilt zum Bodensee, wo die Hegauer Bauern vergeblich Radolfzell belagern. Welche Rolle er bei der Belagerung, bei der Schlacht und danach gespielt hat, bleibt unklar, sein Name wird nirgends erwähnt. Die katastrophale Schlacht bei Radolfzell am 1. und 2. Juli 25, in der die Bauern — trotz zahlenmäßiger Überlegenheit — hilflos und militärisch schlecht organisiert aussehen (die Schlacht dauert nur zwei Stunden), läßt die Vermutung zu, daß Müller keine höhere militärische Verantwortung trug. Waren die Bauernhaufen, die vor Radolfzell lagen, uneins geworden? War Müller bei der Schlacht gar nicht anwesend? Hatte er sich abgesetzt, weil er die Schlacht schon verloren glaubte, bevor sie überhaupt begonnen hatte? Hatte er sich einfach aus dem Staub gemacht, wie Engels annimmt? Hatte er Geld genommen, wie der St. Galler Chronist Sicker behauptet? Daß er sich davongemacht haben könnte oder gar bestochen war, ist bei dem bisherigen Verhalten des Bauernführers und angesichts seines Endes kaum vorstellbar. Das Ende: auch darüber ist wenig bekannt, mehr Vermutungen: geplante Flucht in die Schweiz (Schreiber), Beginn einer neuen Bewegung (Roder)? Unbekannt die Umstände, die zu seiner Festnahme durch den Vogt der vier Waldstädte führen, nichts über die Behandlung durch den Vogt (es ist anzunehmen, daß er — nach damaligem Usus — gefoltert wurde). Die letzte amtliche Erwähnung datiert vom 8. August, in der von Gefangenschaft und bevorstehender Hinrichtung die Rede ist. Keine Vernehmungs-, keine Hinrichtungsprotokolle. Am 12. August wird er in Laufenburg hingerichtet.

Hans Müller, die Historiker, die sich mit ihm beschäftigt haben, sind sich darin einig, war die Seele, die treibende Kraft, der unumstrittene Führer der Schwarzwälder Bauernerhebung. Franz wie Ranke weisen ihm sogar nationale Bedeutung zu. Roder sieht in ihm einen „weit über das Durchschnittsmaß hinausreichenden Volkstribunen, der seine ganze Lebenskraft für eine Sache einsetzte und verzehrte, von deren Gerechtigkeit er bis in die Tiefe der Seele durchdrungen war.“ Und die DDR-Historiker Bensing und Hoyer nennen ihn „eines der bedeutendsten militärischen Talente“ des ganzen deutschen Bauernkrieges.

Hans Müller von Bulgenbach: er kommt in keinen Liedern vor (nicht mal in den Geschichtsbüchern an baden-württembergischen Schulen!), kein Bild von ihm, keine Sprüche, keine Denkmäler, kaum eine Spur. Wenn man Luthers gedenkt, sollte man gerechterweise auch jene Zeitgenossen nicht vergessen, die weit über jene Grenze hinausgingen, hinter der der fürstenfreundliche Reformator stehengeblieben war.

Nachtrag

Im Jahr 1911 brannte das angebliche Geburtshaus von Hans Müller in Bulgenbach nieder (Alb-Bote und Schwarzwälder Zeitung vom 24. 8. 1911).

Im Mai 1962 wurde im Rahmen einer Gedenkfeier auf Initiative von Altbürgermeister August Ebner und dem Landesverein Badischer Heimat auf dem ehemaligen Grundstück Müllers ein Gedenkstein aufgestellt (Alb-Bote vom 22. 8. 1962). Über die Gedenkfeier schreibt der „Alb-Bote“ u. a.

„Zur Überraschung vieler brachte Herr Hasenfratz, Untereggingen, das Schwert des Hans Müller mit ...

und überreichte es der Gemeinde Bulgenbach.“

Sollte das Kurzschwert wirklich echt sein, wäre dies der einzig erhaltene Gegenstand aus dem Besitz des Bauernführers. Es befindet sich in dem von Ortsvorsteher Isele sorgsam behüteten kleinen „Archiv“ im Staufener Rathaus.

Literatur

Quellen:

- H. Schreiber, Der Deutsche Bauernkrieg, Urkundenbuch der Stadt Freiburg, Bd. 1–3, Freiburg, 1863–66
 Mone, Quellensammlung der bad. Landesgeschichte, III, Karlsruhe, 1854
 G. Franz, Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs, München 1963
 F.L. Baumann, Akten zur Geschichte des Deutschen Bauernkriegs aus Oberschwaben, Freiburg 1877
 H. Hug, Villingen Chronik, herg. v. C. Roder, Tübingen 1883
 Der Schreiber des Truchsessens Georg von Waldburg, in: Bibl. d. Literar. Vereinigt. in Stuttgart, Bd. CXXIX, Tübg. 1876

Darstellungen:

- G. Franz, Der deutsche Bauernkrieg, München 1933
 H. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, III, Freibg. 1882
 C. Roder, Villingen und der Obere Schwarzwald im Bauernkrieg, in ZGO N.F. Bd. XXXI, 1916
 J. Bader, Badische Landesgeschichte, Freiburg 1881
 Bensing/Hoyer, Der deutsche Bauernkrieg, Berlin-Ost 1982
 F. Engels, Der deutsche Bauernkrieg, Leipzig 1955
 V. Lötscher, Der deutsche Bauernkrieg in der Darstellung und im Urteil der zeitgenössischen Schweizer, 1943

Aus der Geschichte der evangelischen Kirchen in Karlsruhe

Zum Andenken an Otto Bartning

(geb. 12. April 1883 in Karlsruhe, gest. 20. Febr. 1959 in Darmstadt)

Gustav Adölf Benrath, Mainz

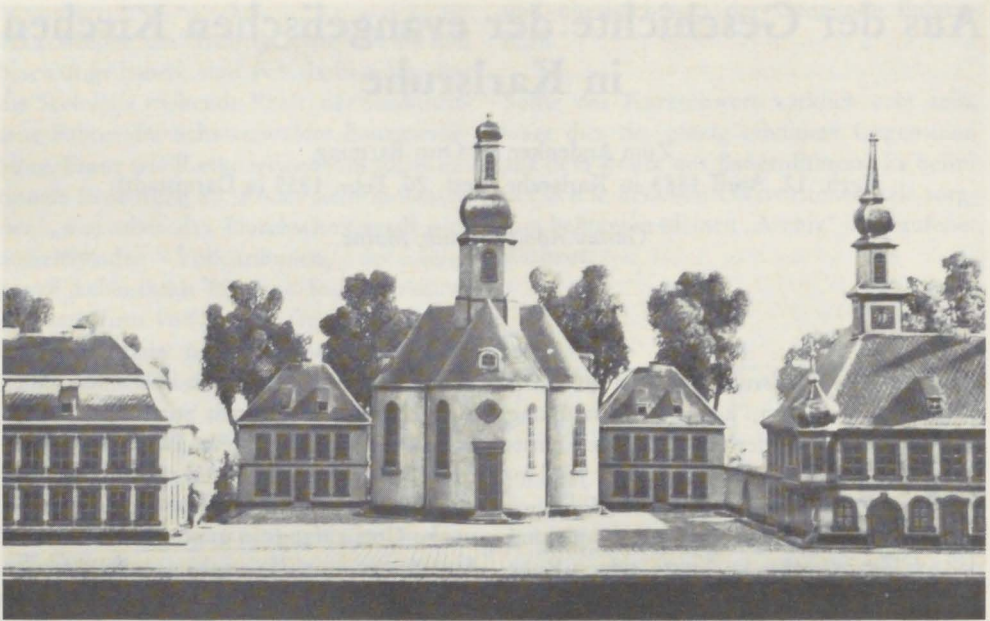
1

Jeder, der in Karlsruhe geboren und zur Schule gegangen ist, kennt die Erzählung von der Gründung der Stadt, wonach einstmals Markgraf Karl Wilhelm auf der Jagd im Hardtwald zwischen Durlach und Mühlburg ermattet in Schlaf und Traum versank und danach neugestärkt die Stätte seiner Ruhe zum Grund und Boden für die Erbauung eines neuen Schlosses und einer neuen Stadt ausersah. Weniger bekannt, obgleich besser verbürgt ist eine andere Nachricht, jene Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache von 1728, die über dem Portal des ältesten Schloßgebäudes angebracht war und die Billigung Karl Wilhelms fand: „Anno 1715“, — so spricht hier gleichsam die Stätte selbst — „war ich ein Wald, der wilden Tiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Ruhe wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben, in Betrachtung der Kreatur, die Eitelkeit verachtend, den Schöpfer recht verehren. Allein das Volk kam auch hierbei und baute, was du hier siehest. Also keine Ruh, solange die Sonne glänzt, als allein in Gott zu finden; welche Ruhe du, wann du nur willst, auch in der Welt genießen kannst.“

Nach diesen Worten erscheint Karl Wilhelm, an dessen Bild man gewöhnlich nur jene Züge fürstlicher Willkür hervorhebt, mit denen er sich über die strengen Sitten seines Volkes hinwegzusetzen beliebte, als ein Vertreter der damals sich verbreitenden christlichen Naturbetrachtung und Naturfrömmigkeit, für die der Rückschluß von der als Schöpfung verstandenen Natur auf den all-

mächtigen Schöpfer einen eindrucksvollen Beweis für die Güte Gottes und einen schier unerschöpflichen Antrieb zur lobpreisenden Verehrung Gottes bildete. Dabei hatte aber der Markgraf gleichsam eine Lektion zu lernen: Während ihm der Aufblick von der Natur zu Gott anfangs in ungestörter Stille und Einsamkeit möglich erschienen war, mußte er als Stadtgründer erkennen, daß er sich dem Getümmel seiner Untertanen nicht entziehen durfte, sondern die Ruhe in Gott auch inmitten der Unruhe der Welt und des Alltags suchen und finden mußte und konnte.

Mag es sich mit den kaum mehr voll auffhellbaren Gründen der Stadtgründung so oder anders verhalten, — es ist nicht zu viel damit gesagt, daß nach dem Willen des Gründers der Name der Stadt „Carlsruh“ nicht allein an jenen fürstlichen Rastplatz und an das Ausruhen des Leibes von Mühe und Lust erinnern sollte, sondern auch an die wahre Ruhe, an die Ruhe der Seele in Gott. Gedanken dieser Art christlicher Naturbetrachtung vertrugen sich im 18. Jahrhundert mit dem überkommenen, an die Heilige Schrift und an das kirchliche Amt gebundenen Luthertum durchaus. Man darf sie nicht verwechseln mit dem romantisch oder naturalistisch getönten Gottsuchertum des 19. Jahrhunderts, das die Offenbarung des Namenlosen in der Waldeinsamkeit zu erfahren meinte. Nein, das Luthertum der kleinen Markgrafschaft und ihres Fürsten stand am Anfang des 18. Jahrhunderts äußerlich und innerlich festgefügt da. Es war daher ganz selbstver-



Lutherische Konkordienkirche (Modellaufnahme)

ständig, daß das neue Residenzschloß sogleich auch einen würdigen Gottesdienstraum erhielt, dessen barock festlich gestaltete Einweihung sinnreich am Tag der 200-Jahrfeier der Reformation Luthers, am 31. Oktober 1717, stattfand. Die Festmusik wurde damals mit einer achtzeiligen Arie beschlossen, bei der die Anfangsbuchstaben zusammengenommen das mit „C“ geschriebene Wort „Carlsruh“ ergaben. Diese acht Zeilen lauten:

Christus und sein heiligs Wort soll in diesem Tempel blühen.
 Aber Jesu, Deine Stärke, Deines Geistes Wunderkraft,
 Rege mein erstorbnes Herz und erwecke das Bemühen,
 Lenke meines Geistes Trieb, daß Dein Wort im Segen haft'.
 So will ich nach diesen Zeiten
 Rühmen seines Namens Ehr
 Und bis an das letzten Leiden
 Halten seines Wortes Lehr.

So waren hier Reim und Ton, Wort und Musik, Gebet und Lied des frühen Luthertums mit dem Namen „Carlsruh“ buchstäblich und wie unauflösbar verknüpft, — ein Zeichen dafür, daß die neue Stadt und der evangelische Glaube von Anfang an zusammengehören sollten.

Diese kleine Schloßkirche von 1717 war die erste Kirche in Karlsruhe. Um eine möglichst große Anzahl von Siedlern in die Stadt zu ziehen, sicherte Karl Wilhelm bekanntlich den Anhängern aller drei im deutschen Reich öffentlich anerkannten Konfessionen — von drei „Religionen“ sprach man damals noch — die gleichen bürgerlichen, wenn auch nicht die gleichen kirchlichen Vorrechte zu. Und so kam es, daß neben der Schloßkirche, die für den Gottesdienst des Hofes und der Beamten bestimmt war, sogleich nicht nur die Erbauung einer Kirche für die lutherischen Stadtbewohner, sondern auch einer reformierten Kirche in Angriff genommen wurde. Diese erste lutherische Kirche der Stadt lag

an ausgezeichneter zentraler Stelle, in direkter Linie südwärts vom Schloßturm da, wo sich heute die Pyramide auf dem Marktplatz befindet. Ihr Name „Konkordienkirche“ sollte die Bewohner an die Notwendigkeit der Wahrung kirchlicher und bürgerlicher Eintracht erinnern. Nach dreijähriger Bauzeit verlegte man die Einweihung auf das Reformationsfest 1722. Im Grundriß war diese Kirche ein zierlicher, durch vier Apsiden zur Form eines einfachen Kleeblatts gestalteter Zentralbau, über dem sich in der Mitte der von einer welschen Haube gekrönte Turm erhob.

Die reformierte Kirche wurde östlich davon auf dem Platz der heutigen „Kleinen Kirche“ errichtet. Sie hatte einen rechteckigen, mit den Längsseiten von Norden nach Süden verlaufenden Grundriß und trug anstelle eines Turms einen unauffälligen Dachreiter. Das Fest ihrer Einweihung fand sogar noch vor der Einweihung der Konkordienkirche, im September 1722, statt.

Damit hatte nun Karlsruhe drei Kirchen, recht bescheidene Bauten, die sich von den Dorfkirchen draußen auf dem Lande allenfalls durch das eine oder andere künstlerische Ornament im Inneren unterscheiden haben dürften. Bei dieser Dreizahl sollte es über eineinhalb Jahrhunderte bleiben. Als der Stadtgründer, Markgraf Karl Wilhelm, im Jahr 1738 verstarb, wurde er in der Konkordienkirche beigesetzt.

Auf Karl Wilhelm folgte in der Regierung sein Enkel Karl Friedrich, wohl der bedeutendste badische Fürst überhaupt. Karl Friedrich war es, der in 65jähriger Regierungszeit sein Land zum „Musterland“ gemacht hat. Die lutherische Landeskirche setzte er dabei als die berufene Instanz zur religiösen Erziehung und Bildung der Bevölkerung in sein auf allseitigen Fortschritt bedachtes, aufgeklärtes Regierungsprogramm ein. Selbst streng religiös erzogen, verband Karl Friedrich einen treuen, wenn auch nicht unangefochtenen Offenbarungsglauben mit den Impulsen eines vernünftigen, einfachen, uner-

müdllich tätigen Christentums. Das überkommene Luthertum, an dem er festhielt, ging mit dem einen oder anderen rationalistischen und idealistischen Zug aus dem Denken und der Frömmigkeit seiner Zeit eine eigentümliche Verbindung ein. Über die Grenzen des Landes und der Konfessionen hinweg war der reformierte Theologe Johann Kaspar Lavater († 1801) in Zürich sein bevorzugter geistlicher Berater und Freund. Von Lavater stammen vielleicht auch die folgenden Verse, die Karl Friedrich viel bedeutet haben:

Immer an sich selbst arbeitet der Weise, der Christ stets, nie genügt ihm die Tugend, die er erreichte. Immer weiter strebt nach reinerer Reinheit die Demut. Echter Weisheit ist unerträglich jeglicher Stillstand.

Grundsätze dieser Art, die er für sich selbst notierte und zu Herzen nahm, suchte er auch den ihm anvertrauten Untertanen anzuerziehen. Er war fest davon überzeugt, daß nur bei engster Zusammenarbeit der besten Kräfte in Staat, Kirche und Schule das Ziel des Jahrhunderts, der äußere und innere Fortschritt oder, wie man damals sagte: die Wohlfahrt und Glückseligkeit der Bevölkerung, erreicht werden könne.

Der Wunsch Karl Friedrichs war es, wie er es anläßlich der auch außerhalb von Baden viel beachteten Aufhebung der Leibeigenschaft (1783) aussprach, „ein freies, opulentes (d. i. wohlhabendes), gesittetes, christliches Volk zu regieren.“ War die Fürsorge des Staates auf die Freiheit und Wohlhabenheit bedacht, so war es die Aufgabe der Kirche, Moral und Bildung zu verbreiten und die Sitte zu vertiefen, eine Aufgabe, die in den Augen Karl Friedrichs ohne christlichen Glauben und ohne Kirche undenkbar und unerfüllbar war. In diesem Sinne wandte er der zeitgemäßen Ausbildung der Theologiestudenten und der Fortbildung der Pfarrerschaft besondere Aufmerksamkeit zu. Nicht nur in der Philosophie sollten die jungen Theologen beschlagen sein, sondern auch in Mathematik und Physik, und auf vermehrten Pfarrsynoden

wurden die Pfarrer unablässig angespornt, an der Reform von Kirche und Schule und an der notwendigen „Weiterentwicklung des protestantischen Lehrbegriffs“ mitzuwirken. Doch wurde dann am Ende des 18. Jahrhunderts gegen den neutönenden Rationalismus der jüngsten Pfarrergeneration ausdrücklich „die richtige und feste Einprägung der geoffenbarten Religionswahrheiten in ihrem eigentümlichen, biblischen Gewand“ als Lehrnorm festgehalten.

So suchte die badische lutherische Kirche auf der für sie bezeichnenden „Mittelstraße“ zwischen einem starren Beharren am Alten, Überleben und einer rücksichtslosen Hingabe an das Neue, noch Unbewährte hindurchzusteuern, um hier wie dort alles zu prüfen und das zu Gute behalten.

Der Aufstieg des badischen Staates unter Karl Friedrich spiegelte sich in dem äußeren Erscheinungsbild der Residenzstadt eindrucksvoll wider. So wie der erste Schloßbau und die alten Häuser der Anfangsjahre nach 1750 allmählich und Schritt für Schritt durch gefälligere Bauten ersetzt wurden, so auch die Kirchen. Als erste wurde bei der Erweiterung des Schlosses (seit 1752) die alte Schloßkirche durch eine neue ersetzt. Sie wurde von dem markgräflichen Baudirektor Wilhelm Jeremias Müller in die Architektur des Ostflügels einbezogen und war als Kirche von außen her nicht kenntlich, — ein recht lehrreiches Sinnbild für die konsequente Einordnung der Kirche in das Staatsgebäude des absolutistischen fürstlichen Herrscherwillens. Nach der Schloßkirche wurde als zweite die reformierte Kirche, ebenfalls unter Wilhelm Jeremias Müller, im Jahre 1775 erneuert. An ihrer Nordseite, gegen die Lange Straße zu, — wie die Kaiserstraße damals hieß — erhielt sie jetzt einen gedrungeneren, vor dem kleinen Langhaus massig wirkenden quadratischen Turm mit zurückhaltenden frühklassizistischen Formen, wodurch sie sich von den etwas später erbauten, nur wenig kleineren Dorfkirchen

in Mühlburg und Rüppurr deutlich und vorteilhaft unterschied.

Das neue 19. Jahrhundert, das dem alternden Karl Friedrich den einmaligen, unerhörten Zuwachs an Land und Leuten vom Main bis zum Bodensee und die Erhebung Badens zum Großherzogtum (1806) von Napoleons Gnaden bescherte, setzte mit der grundlegenden Erweiterung und Neugestaltung des Stadtbildes unter seinem bekannten Baumeister Karl Friedrich Weinbrenner († 1826) ein. Weinbrenner stammte aus Karlsruhe, brachte aber von seinen künstlerischen Wanderjahren, die ihn über Wien und Dresden nach Berlin und danach für ein ganzes Jahrzehnt nach Rom führten, die als schlechthin klassisch empfundenen Bauformen der griechischen und römischen Antike, wie er sie erfaßte, in seine Heimatstadt zurück. Jetzt erhielt als dritte Kirche auch die alte lutherische Konkordienkirche eine größere, großartige Nachfolgerin: die Stadtkirche, die auf der Ostseite des Marktplatzes nach Osten hin verlaufend, nach fast neunjähriger Bauzeit errichtet (1807—1816), die Bürgerhäuser hoch überragte und der Hauptstadt des Großherzogtums eine neue, charakteristische Silhouette verlieh. Die alte Konkordienkirche ließ Weinbrenner abtragen. Er gestaltete das Zentrum der Stadt völlig neu, beließ aber die Gruft des Stadtgründers Karl Wilhelm an Ort und Stelle und überdeckte sie mit der Pyramide. Man kann sich leicht denken, daß der neugestaltete Platz mit der hohen evangelischen Stadtkirche, die in dem Rundbau der katholischen Stadtkirche St. Stephan, westlich vom Marktplatz, ein ganz andersartiges Pendant erhielt, auf die Zeitgenossen kühn und vielleicht zunächst fremdartig gewirkt hat.

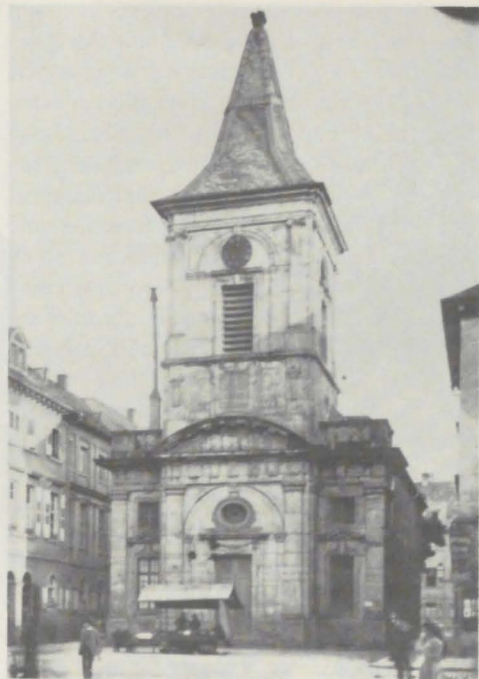
Aber bald gewöhnte man sich an die antikiisierende Pracht. Fünf Jahre nach ihrer feierlichen Weihe wurde in der Stadtkirche ein hochwichtiges kirchliches Ereignis eröffnet, die Generalsynode von 1821, auf der die Union der lutherischen Kirche der früheren Markgrafschaft mit der ehemals pfälzischen

reformierten Kirche beschlossen und die heute vereinigte evangelisch-protestantische Landeskirche begründet wurde, in der wir aufgewachsen sind. Bei diesem Anlaß sprach das Eingangsgebet der bekannteste, berühmte Repräsentant der geistigen und geistlichen Kräfte jener Zeit in Baden, der evangelische Theologe und Schulmann, Prälat und Dichter Johann Peter Hebel († 1826).

2

Schon bald nach 1821, dem Gründungsjahr der unierten badischen Landeskirche, begann sich im Rückblick das nunmehr vergangene Zeitalter Karl Friedrichs, obwohl es doch zuletzt in politischer Hinsicht so unruhig gewesen war, zur guten, alten Zeit Badens schlechthin zu verklären. Der Weg in die Zukunft des oberrheinischen Mittelstaates und seiner Landeskirche führte dagegen immer weiter von jener Zeit fort und durch schwere Belastungsproben hindurch.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verdoppelte sich die Einwohnerzahl des Großherzogtums von einer auf rund 2 Millionen, davon waren etwa 60% Katholiken, 38% Evangelische. Die Einwohnerzahl der größeren badischen Städte stieg zur gleichen Zeit bis auf das Neun- und Zehnfache an: Karlsruhe zählte 1812 knapp 14 000 Einwohner, 1863 waren es knapp 30 000, 1905 dagegen bereits 111 000. Die Aufgabe des 19. Jahrhunderts, das große Land, das sich von Wertheim bis Konstanz erstreckte und aus so verschiedenartigen politischen, stammesmäßigen, sprachlichen, kulturellen und konfessionellen Teilen zusammengewürfelt war, zu einer Einheit zusammenzuschließen, war um die Wende zum 20. Jahrhundert vollauf geglückt. Dasselbe gilt auch von den innerevangelischen Unterschieden der kirchlichen Vergangenheit; sie waren in der unierten Landeskirche sehr bald aufgehoben und wie vergessen. Doch ungeahnte neue Schwierigkeiten zogen herauf. Eine für heutige Begriffe zwar noch bescheidene, gleichwohl aber tiefgreifende Industrialisierung, von der die



Kleine Kirche

Städte erfaßt wurden, und mit ihr die Landflucht und Verstädterung, die äußere Mischung und innere Entwurzelung der Bevölkerung aus ihrer früheren Stammes- und Kircheng Zugehörigkeit. Soziale Gegensätze und politische Parteienungen brachen auf. Das ältere Staatskirchentum war so gut wie dahin. Seit 1860 war Zug um Zug, zum Teil als Folge des Ringens der katholischen Kirche um ihre Unabhängigkeit vom Staat, die enge Verbindung zwischen Staat und evangelischer Kirche gelockert worden. Die kirchliche Eheschließung war nicht mehr erforderlich; damit hörten die Pfarrer auf, staatliche Standesbeamte zu sein. Die seit der Reformation bestehende kirchliche Schulaufsicht wurden den Pfarrern entzogen. Vor 100 Jahren wurde die Konfessionsschule abgeschafft (1876) und die Simultanschule eingeführt. Die kirchliche Diakonie wurde zum Teil von



Markuskirche

der Sozialfürsorge des Staates abgelöst. Taufe, Konfirmation und kirchliche Bestattung verloren allmählich den selbstverständlichen Charakter evangelischer Bürgerpflicht. Im Jahre 1892 wurde die Kirchensteuer eingeführt, nachdem bis dahin die Ausgaben der Kirche, als Ersatz für das bei der Reformation eingezogene Kirchengut, unmittelbar vom Staat getragen worden waren. Zwar kam es damals zu keinem spektakulären Abfall der evangelischen Bevölkerung von ihrer Landeskirche: Es waren vor 80 Jahren nur 2% der Evangelischen des Landes, die Taufe und kirchliche Bestattung ablehnten. Aber die Teilnahme am Gottesdienst war im Rückgang begriffen. Immerhin besuchten in Karlsruhe-Stadt im Jahre 1906 noch immer im Durchschnitt 15% der Gemeindeglieder den Hauptgottesdienst; in den Dörfern des badischen Nordostens lagen die Zahlen bei 40%. Die Entfremdung der Menschen von ihrem Glauben und von ihrer Kirche blieb hinter diesen für heutige Begriffe noch relativ günstigen äußeren Ergebnissen weithin verborgen. Manchmal tröstete man sich etwas vorschnell, anderswo stände es auch nicht besser. Doch war von der Einheit von Staat, Kirche und Kultur, die in der alten badischen Markgrafschaft unter Karl Friedrich Wirklichkeit war, jetzt nur noch wenig zu spüren. Jener volksverbundene fromme Rationalismus, wie ihn Hebel und seine Freunde den Gemeinden vermittelt hatten, war inzwischen mit neuer Zielsetzung in den kirchlichen Liberalismus übergegangen. Dieser kirchliche Liberalismus bemühte sich, die Verfassung der Landeskirche möglichst freiheitlich zu gestalten, das Laienelement zu aktivieren und den kirchlichen Dienst in Stadt und Land im Anschluß an die Ergebnisse der modernen Wissenschaft und Weltanschauung zu intensivieren. Ein respektabler Vertreter dieses Liberalismus war Pfarrer Johann Georg Längin aus Buggingen im Markgräflerland, der 34 Jahre lang in Karlsruhe wirkte und der sich auch als Hebeforscher hervortat. Im Gegensatz zum Liberalis-

mus und in fortwährender Auseinandersetzung mit ihm standen die ihrer Zahl nach schwächeren konservativen, positiven Kräfte unter der Pfarrerschaft und in den Gemeinden, die der Konzentration auf die Bibel, auf das reformatorische Bekenntnis und auf die Kerngemeinde den Vorrang gaben. In ihrem Sinn wirkte Pfarrer Ludwig Mühlhäuser, der Neffe des Mitbegründers der badischen Inneren Mission, 17 Jahre lang in der Karlsruher Altstadt. Während die Liberalen auf die religiöse Bildung des Bürgertums in den Städten und Kleinstädten hinzuwirken versuchten, lag das besondere Verdienst der Positiven auf dem Gebiet der kirchlichen Vereinsarbeit und der Diakonie. Prinzipiellen Auseinandersetzungen, von denen die Landeskirche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrfach erschüttert worden war, gingen die beiden Richtungen im neuen Jahrhundert aus dem Wege, aber der Gegensatz zwischen ihnen bestand fort, und die Leitung der Kirche hatte ihn immer von neuem zu überbrücken. Daß dies gelang, war das Verdienst des allseits geachteten Karlsruher Pfarrers und späteren Kirchenpräsidenten Albert Helbing (gestorben 1914), nach dem man die Zeit zwischen 1900 und 1914 geradezu als die Aera „Helbing“ in der badischen Landeskirche bezeichnet hat. Helbing war ein Mann der Nüchternheit und Festigkeit. „Was unserer Kirche aufhelfen kann“, so schrieb er um die Jahrhundertwende, „das ist durchaus nicht die Wiederkehr der sogenannten guten alten Zeiten. Etwas Neues und Dauerhaftes will vielmehr entstehen.“ Dabei setzte er das Apostelwort (2. Kor. 4, 8) hinzu: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Doch die Umwandlung, der Umbruch und die Wende von 1918, die am Ausgang des Ersten Weltkrieges den Rücktritt des Großherzogs von der Regierung und das Ende des landesherrlichen Kirchenregiments mit sich brachte, reichte viel tiefer, als man ahnen konnte. Ganz gewiß hatte sich seit den Zeiten Karl Friedrichs die Stellung des Großherzogs als des Landesbischofs der badischen



Markuskirche, Inneres

Kirche wesentlich verändert. Die förmliche Übertragung der bischöflichen Rechte auf den Oberkirchenrat im Jahre 1918 war — von daher gesehen — nur der Schlußpunkt einer längeren Entwicklung. Aber nun war es auch um den wohlthuenden Schutz und um die nicht geringzuschätzende moralische Unterstützung geschehen, deren sich die Kirche von seiten ihres evangelischen Landesherrn so lange Zeit hatte erfreuen dürfen. Das Verhältnis der evangelischen Kirche zum neuen Staat erschien zunächst offen und ungeklärt. Manche Beobachter befürchteten sogar, die Landeskirche werde sich in verschiedene Landesverbände von mehr freisinniger oder bekennnisgebundener oder pietistischer Prägung auflösen. Gestalt und Idee der Volkskirche standen damals auf dem Spiel. Doch die Volkskirche hielt durch. Die aus der Vorkriegszeit übernommenen kirchenpolitischen Richtungen formierten sich jetzt aber gera-

dezu zu Kirchenparteien, die oftmals auch die Gemeinden aufzuspalten drohten. Zu den Liberalen, den Positiven und zu der vermittelnden „Landeskirchlichen Vereinigung“ gesellte sich damals eine vierte Gruppe, die kleine Schar der religiösen Sozialisten, unter ihnen Hanns Löw (gestorben 1967), der Pfarrer der Karlsruher Altstadtgemeinde. Doch gelang es den beiden kleineren Gruppen nicht, im Widerstreit der beiden großen einen Ausgleich zu erreichen. Nach den Kirchenwahlen ergriffen zunächst die Positiven das Ruder. Die bescheidene Hundertjahrfeier der unierten Landeskirche (1921) stand ganz im Schatten der Umbruchszeit.

Mit diesen großen, nur kurz skizzierten Wandlungen, ja Umwälzungen, von denen Karlsruhe in erster Linie betroffen wurde, hielt die kirchliche Organisation und der Kirchenbau in der Stadt nur mühsam Schritt. Zu den alten drei Pfarreien von 1722 trat erst im Jahre 1863, als Karlsruhe bereits etwa 30 000 Einwohner und 16 000 Evangelische zählte, eine vierte und fünfte Pfarrei hinzu. Die eine umfaßte in der Weststadt im wesentlichen das Gebiet der späteren Christuspfarre, die andere wurde für die Südstadt errichtet, wo jenseits des alten Bahnhofs im Augartenviertel infolge starker Zuwanderung konzentrierte kirchliche und soziale Hilfe besonders dringend notwendig war. Dann dauerte es aber noch einmal ganze vier Jahrzehnte, bis im Osten der Stadt die Lutherpfarre (1900), im Süden die Pauluspfarre (1902) und im Westen schließlich die Markuspfarre (1905) gegründet wurden, die sechste, siebente und achte Pfarrei der Stadt.

Erst lange nach der Erbauung der Stadtkirche (1816) erhielt Karlsruhe mit der Johanniskirche in der Südstadt seine vierte evangelische Kirche (1889), einen ursprünglich zweitürmig geplanten, in den Einzelformen romanisierenden Basilikabau. Über den drei gleichhohen Eingangsportalen befanden sich die Standbilder von Luther, Zwingli und Calvin — ein Zeichen dafür, daß in der unierten

Landeskirche alle drei theologischen Traditionen der Reformationszeit aufgehoben und gleichmäßig geachtet werden sollten.

Zur fünften evangelischen Kirche der Stadt wurde dann die Christuskirche von 1900, ein Zentralbau, der jene für die Jahrhundertwende so typische Mischung sämtlicher älterer Stilformen aufweist, auf deren Beherrschung man damals so stolz war. Ein namhafter badischer Pfarrer lobte an ihr die „gelungene Vereinigung von Schönheit und Brauchbarkeit.“

Die wuchtige Lutherkirche von 1907, die sechste Kirche der Stadt, zeigte dann schon unverkennbar einige Züge des Jugendstils. Um in den Fluten der immer schwerer überschaubaren städtischen Wohnviertel — der Pfarrer der Südstadt sprach 1902 drastisch von einem „Seelenmeer von 12000 Seelen“, in dem er schwimmen müsse — ein echtes Gemeindezentrum zu schaffen, schloß man an die Lutherkirche ein Gemeindehaus, Konfirmandensaal und Pfarrhaus als Gruppenbau an.

3

Nach der Wende von 1918 erhob sich in den 1920er Jahren eine wahre Welle von Gründungen neuer Kirchengemeinden. So wurde bereits 1920, verbunden mit der Lutherkirche, die Errichtung einer weiteren, der Gottesauerpfarrei, notwendig. Zur gleichen Zeit verselbständigte sich im Südwesten die Matthäuspfarrei, die verhältnismäßig rasch (1927) zu einem eigenen, bescheidenen Kirchenneubau kam. Die Matthäuskirche, eine Notkirche, die ursprünglich nur als Zwischenlösung gedacht war, wurde zur siebenten Kirche der Stadt. Die Jahre 1928 bis 1930 bildeten dann einen Höhepunkt in der Vermehrung der Pfarreien. Zunächst trat mit der Eingemeindung von Mühlburg eine ursprünglich dörflich bestimmte, von eigener Tradition geprägte Kirchengemeinde in den Kreis der städtischen ein. Ihre einst unter Karl Friedrich erbaute Dorfkirche (1786)

war 1903 erweitert und in Karl-Friedrich-Gedächtniskirche umbenannt worden; sie wurde nunmehr zur achten Kirche der Stadt. Kurz darauf (1929) verselbständigten sich drei Gemeinden: die Melancthonpfarrei, die Beiertheim und Bulach umfaßte, die Albpfarrei und die Lukaspfarrei, zunächst alle drei ohne eigenes Gotteshaus, während die Vorortgemeinde Rintheim, die bis 1930 als Filiale von Hagsfeld noch nicht zur Stadt gehört hatte, eine eigene kleine Kirche von 1871 besaß, — nunmehr die neunte evangelische Kirche in Karlsruhe.

Jetzt waren inzwischen schon 25 Jahre seit dem Bestehen der Markuspfarrei vergangen, und noch immer fehlte der Gemeinde eine eigene Kirche. Das 1903 erbaute Gemeindehaus in der Blücherstraße konnte je länger, desto weniger einen befriedigenden Ersatz bieten. Als Architekt für den geplanten Kirchenneubau wurde der in Karlsruhe geborene Otto Bartning (1883—1959) gewonnen, bei dem tiefgehende religiöse und musische Interessen mit einem selbständig schöpferischen Bauwillen und großem technischem Können in besonderer Weise zusammentrafen. Bartning war damals bereits als führende Kraft des modernen evangelischen Kirchenbaus über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Schon der Vater seines Vaters, ein Schüler des preußischen Baumeisters Schinkel, hatte einst als Baumeister auch Kirchen entworfen. Bartnings Mutter war die Tochter des Pfarrers Karl Wilhelm Doll, der 1877—1894 als Prälat an der Spitze der badischen Landeskirche stand. So ergänzten und steigerten sich von beiden Seiten her die Begabungen, die der Vater Bartnings, ein weitgereister, weltoffener Kaufmann, bei seinem Sohn förderte und frühzeitig lenkte, als dieser seine Augen noch an den Weinbrennerbauten seiner Vaterstadt ergötzte und schärfte. Siebzehnjährig entschloß sich der junge Bartning bereits zum Studium der Architektur, als Zwanzigjähriger durfte er eine Weltreise unternehmen, die ihn durchs Mittelmeer ostwärts über Ceylon und Japan um

ganz Nord- und Südamerika herumführte und deren geistige Anstöße bis in sein Alter hinein fortwirken sollten. Es war das Erlebnis des Raumes und seiner Proportionen, was ihn erfüllte und was ihn über die „Einhelligkeit“ oder „Vielspältigkeit“ des Raumgefühls immer wieder nachdenken ließ. Erst 23 Jahre alt, begann er dann mit dem Bau mehrerer evangelischer Diasporakirchen in Österreich, Böhmen und Schlesien, was ihn zu grundsätzlichen Überlegungen über das Wesen evangelischen Kirchbaus bewog. Seine Schrift „Vom neuen Kirchbau“ (1919) enthält eine Besinnung auf die im Protestantismus vernachlässigte Sakralität des Kirchenraums: „Das Individuum, das durch die Reformation mündig gewordene, in die Heimatlosigkeit der Aufklärung ausgewanderte, in die Wüste des Materialismus verirrte. Ich will Buße tun und heimkehren. Es schaut aus, wo es am Horizont die Kuppeln sieht, daß es aufmerke und in die Heimat gehe.“ Nach Bartning führt die bloße Zweckbestimmung des Raumes für den Gottesdienst keineswegs etwa schon automatisch zur Schaffung eines sakralen Raumes, vielmehr gilt umgekehrt: „Nur wo eine Idee ist, entsteht ein lebendige Form.“ An diesem idealen, idealistischen, aber religiös gefüllten Grundsatz seines Bauens hat Bartning zeitlebens festgehalten: „Bauen heißt sichtbar machen, heißt bekennen, nicht mit Worten, sondern mit Steinen.“ In immer neuen Anläufen suchte er die Idee des Sakralbaus zu erfassen, und in immer neuen Versuchen von beachtlichem Reichtum an Spielarten und von erstaunlicher Beweglichkeit der Formen brachte er sie zur Darstellung. Besonderes Aufsehen erregte er im Jahr 1928 mit der Stahlkirche, die, zunächst auf einem Ausstellungsgelände in Köln errichtet, in Essen ihren endgültigen Standort fand. Völlig anders gestaltete er bald darauf seine Rundkirche von 1930 in Essen. Es konnte scheinen, als hätte es ihn zur Meisterschaft über verschiedene Formen geradezu gereizt. Mit der Gustav-Adolf-Kirche in Berlin-Charlotten-

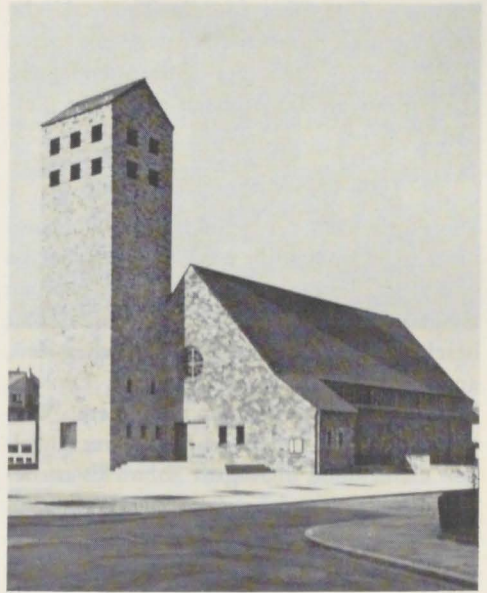
burg (1933) legte er eine weitere, andersartige Probe seines Könnens ab.

Bereits weithin anerkannt, schon im Jahre 1924 mit dem theologischen Ehrendoktor der Universität Königsberg ausgezeichnet, stand Bartning nun auf der Höhe seiner Schaffenskraft, als er die Markuskirche in Angriff nahm. „Die äußere Erscheinung soll Ausdruck des inneren Lebens sein, ohne Trug, ohne Prunk, werbend, einladend durch ihr stilles Sein, ohne reklamehaften Schein“, so formulierte er in jenen Jahren seine kirchenbauliche Zielsetzung. Anlässlich der Einweihung der Markuskirche am Erntedankfest (6. 10.) 1935 (erster Spatenstich: 13. 3. 1934; Grundsteinlegung: 22. 7. 1934) bekannte sich Bartning mit ausdrücklichen Worten zur Einfachheit und Eindeutigkeit dieses Raumes und seiner Gestaltung. Die Verbindung und Bewegung zwischen dem Raum der Gemeinde und hin zu dem Altarraum sollte auf der einen Seite die Sammlung der Gemeinde zum Altar versinnbildlichen, umgekehrt sollte von der Apsis im Altarraum die einende Umfassung der Gemeinde ausgehen. Wenn sich der Blick des Betrachters auf die unverkleidete Holzdecke und auf die unverdeckten Orgelpfeifen richten durfte, so sollte in dieser Unverhülltheit ein Stück Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zur Geltung kommen. Angesichts dieser Beschränkung konnten dann die wenigen Beispiele der bildenden Kunst und des Kunsthandwerks, von dem großen Altarkreuz und dem Altar mit Markuslöwe und Lukasgreif über Altarbehang und Kanzel hinweg bis hin zu den Opferstöcken und den Keramiken in der Vorhalle umso leichter ihre Wirkung entfalten. Über die in goldenes Mosaik gesetzten Evangelienworte der Altarwand sprach sich Bartning nicht aus. Sie unterstreichen aber ohne Zweifel die grundlegende Bedeutung des Wortes der Heiligen Schrift in der evangelischen Kirche. Die Altarwand entfaltet mit diesen Worten ein stärkeres Eigenleben, als es vielleicht beabsichtigt war. Denn die Wand beginnt gleichsam selbst zu reden. Als

Hauptthema und Leitmotiv zieht sich die Botschaft von der Erlösung durch sie hindurch. Auf den Heilandsruf (Matth. 11 28—30) folgen (von links nach rechts) die Bedingungen der Nachfolge Jesu (Mk 8,34 f.), danach, in der Mitte hinter dem Altarkreuz, die Verheißung und Seligpreisung vom Abendmahl (Offenbarung 3,20 und 19,9), sodann das Wort vom Reich Gottes mitten unter den Menschen (Luk. 17,20) und der Spruch vom suchenden und seligmachenden Menschensohn (Luk. 19,10) sowie schließlich eine fast gleichbedeutende Aussage (Joh. 3, 16f.). Ernste Frohbotschaft und reine evangelische Gnadenerheißung spricht sich in diesen Worten aus. Auf irgendeine biblische Abrundung oder gar systematisch-theologische Ausgewogenheit war hier offensichtlich kein Wert gelegt. Das alte Testament fehlt völlig.

Noch auffälliger ist indessen, daß selbst ein Wort des Apostels Paulus fehlt, von irgendwelchen Symbolen oder gar Figuren aus der Geschichte der Kirche ganz zu schweigen. Es ist, als lautete das geheime Motto der Altarwand: „Es soll nur Jesus sein.“ Vor dem Betrachter erheben sich damit also nicht etwa zwei Gesetzestafeln, sondern gleichsam eine einzige, fünffach entfaltete Gnadentafel. Diese Gnadentafel bildet den hellen Hintergrund des hohen, dunklen Kreuzes. Auch ohne eine Abbildung des Gekreuzigten versichert sie unüberhörbar: „Das tat ich für Dich.“ Wer sich in sie hineinversteht, dem wird sie unversehens zum großen Spiegel, auf dem ihm nicht nur die fünffache Zusage Jesu immer wieder neu entgegenleuchtet, sondern auch die Rückfrage Jesu: „Was tust Du für mich“?

Versucht man, die Markuskirche äußerlich in das kirchenbauliche Schaffen Bartnings einzuordnen, so wird man sie in einem bestimmten Sinn in die Mitte rücken dürfen; nicht so, als ob ihr eine Schlüsselstellung zukäme oder gar so, als ob sie sein zentrales, bedeutendstes Werk wäre; das ist nicht der Fall. Doch in der Mitte zwischen den küh-



Thomaskirche

nen, gewollten baulichen Vorstößen der ersten Hälfte seines Lebens und Schaffens einerseits und den späteren, infolge der Kriegs- und Nachkriegszeit notgedrungen beschränkten Entwürfen der zweiten Lebenshälfte andererseits, nimmt die Markuskirche eine Art Zwischenstellung ein. Man kann ihre grundsätzliche Verwandtschaft mit den früheren Bauten und, vielleicht deutlicher noch, mit den späteren erkennen; doch unabhängig davon trägt sie in der Mitte einen eigenartigen und selbständigen, unverwechselbaren Charakter.

In der Blücherstraße und in der Yorckstraße, durch die sich am Einweihungstage vor bald 50 Jahren der Festzug bewegte, flatterten hunderte und aberhunderte von großen und kleinen Hakenkreuzfahnen. Kein Mensch konnte ahnen, was die Bewohner der Stadt unter diesem Zeichen fünf und zehn Jahre später erleben und erleiden mußten.

Zur Erbauung einer elften evangelischen Kirche sollte es vor dem 2. Weltkrieg nicht mehr

kommen. Den Plan für die Thomaskirche der Albpfarrei hatte Otto Bartning entworfen (1937), aber nach der Grundsteinlegung (1939) mußten die Arbeiten eingestellt werden.

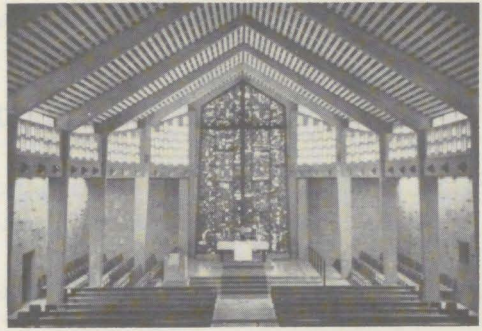
4

Die Frage nach der Schuld des Volkes und der Kirche war es, die nach der Katastrophe von 1945 alle ernsteren Gemüter unter den Gemeindegliedern und in der Pfarrerschaft beschäftigte, während man zur gleichen Zeit, angesichts der wiedergewonnenen Freiheit, hoffnungsvoll den äußeren und inneren Wiederaufbau der Landeskirche und ihrer einzelnen Gemeinden in Angriff nahm. Es ist bewundernswert, mit welcher Tatkraft man mitten im Elend gleichsam alles auf einmal anpackte: Tagesfragen ebenso wie Grundsatzfragen, tätige materielle Hilfe ebenso wie die geistliche Erneuerung, Jugendarbeit, Schülerarbeit, Männerwerk, Frauenwerk, Suchdienst für Vermißte, Hilfswerk, — auf allen Seiten gab es zu raten und zu tun. Vom Wohnungsbau bis zur evangelischen Akademiarbeit, von der Katecheten- und Religionslehrerausbildung bis hin zur Veranstaltung von Geistlichen Wochen in den Städten, von der Bahnhofsmission bis zur Kirchenmusik, — alles bedurfte des Wiederaufbaus von Grund auf. Im Unterschied zu 1918 stand während des Umbruchs von 1945 die Idee der Volkskirche und der landeskirchlichen Verfassung nicht grundsätzlich in Frage. Gleich als wäre das selbstverständlich, vollzog sich die Arbeit der vergangenen drei Jahrzehnte erneut im landeskirchlichen Rahmen. Der Staat, auch das seit 1952 bestehende Land Baden-Württemberg, ist der Landeskirche bisher wohlwollend—fördernd zur Seite gestanden. Offene Kirchenfeindlichkeit findet sich unter der Bevölkerung kaum. Die Zahl der Kircheng Austritte hat freilich in den letzten Jahren zugenommen. Immer wieder wird sich mit der landes- und volkskirchlichen Arbeit der verständliche Wunsch verbinden, den größeren Teil der

evangelischen Bevölkerung eines Landes im evangelischen Glauben und Wandel lebendig zu erhalten. Die zählbaren Erfolge sind hier hinter den Erwartungen der Nachkriegszeit weit zurückgeblieben. Landesbischof Bender bemerkte dazu bereits im Herbst 1946: „Die seelische Lage unseres Volkes ist keine einheitliche. Gewiß haben die schweren Erlebnisse der Kriegszeit und des Zusammenbruchs manche aus der Gleichgültigkeit aufgerüttelt und die Bereitschaft zum Hören des Wortes Gottes geweckt. Aber viele sind innerlich hart geworden; schon regen sich da und dort die ersten Anzeichen einer neuen bewußten Ablehnung der Kirche und ihrer Botschaft. Wie gut, daß die Arbeit der Kirche unabhängig ist von der Beurteilung der Erfolgsaussichten . . .“ Wer sich übrigens die Augen nicht verschließt vor den besonderen Möglichkeiten der landeskirchlichen Arbeit und vor ihrer Leistung, wird ihr die fortdauernde innere Berechtigung zu diesem Dienst nicht bestreiten.

In Karlsruhe waren die äußeren Möglichkeiten der kirchlichen Arbeit in der Kriegs- und Nachkriegszeit besonders eng begrenzt. Von den zehn evangelischen Kirchen der Stadt war nur eine einzige, die zehnte und jüngste, benutzbar geblieben: die Markuskirche. Dies war, am Erntedankfest 1945, am 10. Jahrestag ihrer Erbauung, gewiß ein besonderer Grund zur Dankbarkeit. Nach den Aufräumarbeiten, die in Karlsruhe rasch und tatkräftig angepackt wurden, konnte man nach 1948 Schritt für Schritt an den Wiederaufbau der zerstörten oder schwer beschädigten Kirchengebäude herangehen. Die älteste, die Schloßkirche, wurde allerdings nicht wieder errichtet. Während sich die Zahl der selbständigen Stadtpfarreien inzwischen auf 24 erhöht hat, sind zu den älteren 10 Kirchen 7 neue Kirchen hinzugetreten, so daß es heute in Karlsruhe 17 evangelische Kirchen gibt, eine von ihnen, die Paul-Gerhardt-Kirche, wird übrigens von den Mauern eines Profanbaus von Weinbrenner umschlossen. Zwei der neuen Kirchen sind noch

von Otto Bartning entworfen worden, die Friedenskirche im Weiherfeld (1949) und — nach neuen Plänen — die Thomaskirche der Albpfarrei (1969). Bartning hat die Fertigstellung der letzteren nicht mehr erlebt. Die Friedenskirche im Weiherfeld gehört in die Reihe der insgesamt 48 Notkirchen, die seit 1946 nach seinen Plänen zwischen München und Stralsund und zwischen Aachen und Dresden errichtet wurden. Hier mußte sich, nach dem Goethewort, in der Beschränkung seiner Mittel der echte Meister erweisen. Die vorgefertigten Holzteile für die Notkirchen entstammten einer Spende amerikanischer protestantischer Kirchen, u. a. der Evangelical and Reformed Church, die als Kirche der Union zwischen deutschen Lutheranern und Reformierten in Nordamerika eine gewisse kirchliche Verwandtschaft mit der unierten badischen Landeskirche besitzt. Der Begriff der Notkirche sollte bei Bartning nicht bedeuten, daß es sich hier um bauliche Not- und Übergangslösungen handelte, die möglichst rasch durch solidere Gebäude hätten ersetzt werden müssen. Der Begriff der Notkirche spielte bei ihm vielmehr schon in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg eine wichtige Rolle. So schrieb Bartning im Jahre 1924: „Die geistige Not bedarf heute stärker der Kirche als unsere gestrige Sache. Und wenn aus dieser geistigen Not heraus Kirchen entstehen, so kann gerade die Notkirche ein ehrenvolles Zeichen geistiger Überwindung materieller Not werden.“ Ein Vierteljahrhundert später, nach dem Zweiten Weltkrieg, erwies dieser Satz seine Gültigkeit ein zweites Mal und erst recht. Ja, Bartning gab ihm nunmehr noch einen tieferen, bleibenden Sinn: „Jede Kirche ist oder sollte doch eine Notkirche sein, d. h. aus der innersten Not und Notwendigkeit erstehen. Wir wissen auch, was für eine besondere und vielleicht für unser heutiges Christentum bedeutsame Aufgabe es ist, Notgemeinde zu sein: nicht zu singen und zu beten, weil es üblich ist, sondern in Notgesang und Notgebet auszuberechnen, so wie auch die Notpredigt aus



Friedenskirche in Karlsruhe-Weiherfeld

tiefstem Grunde aufsteigt. So brechen wir durch zur Einfalt und damit zum Reichtum der Not.“ Diese besondere Fassung des Begriffs „Notkirche“ verdient unsere Beachtung und unser Nachdenken umso mehr, als Bartning nicht nur von der „Wüste des Elends“ sprach, sondern ebensowohl bereits auf „die Wüste des Überflusses“ hinwies und einen Weg aus ihr zu finden bemüht war. Die „Wüste des Überflusses“ und des Überdrusses ist, wie wir wissen, immer mehr zur Not der Gegenwart geworden.

Lenken wir zur „Gnadentafel“ der Markuskirche und von da zum Anfang zurück. Die fünffache Gnadentafel in Gestalt der Altarwand der Markuskirche kann mit ihrem Zuspruch letztlich nur demjenigen verständlich und zur lebendigen Wirklichkeit werden, der sich in Not befindet und sich dieser Not auch bewußt ist. Es ist nicht möglich, daß ihre Worte zu sprechen beginnen und zu wirken vermögen, ohne daß der Gottesdienstbesucher aus Not heraus in die Markuskirche eintritt und sich unter diese Gnadentafel begibt, sagt sie es doch selbst, daß sie für die Mühseligen und Beladenen da ist, die ihr Leben um Jesu willen preisgeben, die ihm die Tür auftun, wenn er anklopft und die da verloren sind ohne ihn. Ihnen gelten die Worte der Heiligen Schrift, gleichgültig, ob es sich nun um viele handelt, die sich in der Markuskirche versammeln, oder um

zwei oder drei. Bartning hat es mit dem Wort „Notkirche“ deutlich bezeichnet: Not und Heiland, Heil und Kirche gehören zusammen. Eben dies war auch dem Dichter je-

ner achtzeiligen Strophe bewußt, der einst bei der Einweihung der ersten evangelischen Kirche in Karlsruhe die Bitte um das Heil in den Wendungen seines Zeitalters aussprach.

»Vergil in seinen Bucolica und Georgica kann niemand verstehen, er wäre denn zuerst fünf Jahre Hirt oder Bauer gewesen. Cicero in seinen Briefen — zum andern — versteht niemand, er habe denn zwanzig Jahre in einem bedeutenden Staatswesen verbracht. Die heilige Schrift soll niemand meinen genügend geschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre zusammen mit den Propheten die Gemeinden geleitet. Deshalb ist das erste ungeheure Wunderereignis Johannes der Täufer, das zweite Christus, das dritte die Apostel. Diese göttliche Äneis suche nicht zu ergründen, sondern neige dich davor und bete die Fußspuren davon an. Wir sind Bettler. Das ist wahr. — Das sind die letzten Gedanken Doktor Martin Luthers gewesen am Vortage seines Sterbens.«

Weimarana, Abt. Tischreden

Minerva im Karlsruher Schloß

Biographische Skizze zum 200. Todestag der Markgräfin Karoline Luise von Baden

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Am 6. April 1783 starb in Paris die Markgräfin Karoline Luise von Baden. Vermutlich wäre die 200. Wiederkehr dieses Todestages allein für ein paar Kenner der badischen Geschichte ein bedeutsames Datum, hätte nicht Jan Lauts, weiland Direktor der Karlsruher Kunsthalle, mit seiner überaus lesenswerten Biographie „Karoline Luise von Baden. Ein Lebensbild aus der Zeit der Aufklärung“, wieder die Aufmerksamkeit auf Leben, Schicksal und bleibende Verdienste dieser badischen Markgräfin geweckt. Denn diese „Minerva im Karlsruher Schloß“, Gattin des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, eines der trefflichsten deutschen Duodezfürsten, konnte es zwar mit Maria Theresia nicht an politischer Bedeutung, mit Katharina der Großen nicht an Macht aufnehmen: an Verstand, Kunstsinn, Wissenshunger und enzyklopädischem Fleiß aber brauchte sie hinter diesen gekrönten Frauen so wenig zurückzustehen wie hinter vielen männlichen Geistesheroen ihrer Zeit.

Intelligenz und künstlerisches Talent, Charakterstärke und Herzensadel waren die Mitgift vieler Frauen aus dem Hause Hessen-Darmstadt, dem Karoline Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig VIII., Kusine und später Schwägerin der „Großen Landgräfin“ Karoline Henriette, geboren 1723 zu Darmstadt, entstammte. Und Karoline Luise brauchte diese Mitgift notwendiger denn Vermögen und Aussteuer, als sie 1751 dem um fünf Jahre jüngeren und von dieser, mehr aus Konvention als aus Neigung, geschlosse-

nen Mariage wenig begeisterten Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach vermählt wurde. Nicht daß der Markgraf die neue Herrin im Karlsruher Schloß schlecht behandelt hätte, wie es viele seiner fürstlichen Standesgenossen mit den ihnen angetrauten Frauen taten; doch der Dreiundzwanzigjährige blieb — wenigstens noch für eine geraume Zeit — hübschen Töchtern seines klei-



*Markgräfin Caroline Luise von Baden
(1723—1783)
(Pastell von J. E. Liotard)*

nen Landes hold und nützte zunächst jede Gelegenheit, sich auf längere Reisen zu begeben. Karoline Luise nahm dies alles in Gelassenheit hin und obsiegte schließlich. Ihr Gatte fand an ihrer Seite und dank ihrer natürlichen Begabung, insbesondere auf dem Gebiet der Nationalökonomie, sowie dank seiner religiös fundierten Pflichtauffassung zu jener Haltung, die er einmal in die schönen Worte kleiden sollte: Das Wohl des Regenten müsse mit dem Wohl des Landes innig vereinigt sein, so daß beider Wohl- oder Übelstand in Eins zusammenfließe.

Hätte Karoline Luise nur dies allein erreicht — sie wäre schon als Gattin eines bedeutenden Fürsten eine ebenso bedeutende Frau gewesen. Aber die Frau Markgräfin war nicht nur eine kluge Gemahlin, welche die Achtung und Liebe des fürstlichen Gemahls gewann und ihm, nach manchen Fehlgeburten, wie sie damals auch in fürstlichen Wochenbetten an der Tagesordnung waren, drei Söhne gebar; sie war auch eine zärtliche Mutter, sie stand dem Haushalt im Karlsruher Schloß als genaue und sparsame Wirtschaftlerin vor — und sie fand daneben noch die Zeit, mit ihren Talenten zu wuchern, was den noch recht unreifen Reisebegleiter des sachsen-weimarischen Herzogs Karl August, Johann Wolfgang Goethe, Anno 1779 zu der flapsigen Bemerkung veranlaßte, „die Frau Markgräfin in Künsten und in mancherlei guten Tätigkeiten bewandert, wollte mit anmutigen Reden eine gewisse Teilnahme beweisen; wogegen wir aber . . . zu Hause ihre schlechte Papierfabrikation und Begünstigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeheckt ließen.“

Was der junge Fant nicht wußte, oder nicht wissen wollte, war dies: Seit ihrem Einzug in die badische Residenz hatte Karoline Luise aus dem, sich in einen soliden steinernen Bau wandelnden Karlsruher Schloß einen Museumsitz gemacht. Ihre Gemächer waren mit Büchern förmlich tapeziert, die Wände mit Gemälden der von ihr besonders geliebten Niederländer bedeckt, und aus den Samm-

lungen, die sie mit unermüdlichem Eifer und mit Hilfe fleißiger Agenten füllte, entstand eine stattliche Bibliothek, eine naturwissenschaftliche Sammlung, die den Grundstock der Landessammlungen für Naturkunde (Museum am Karlsruher Friedrichsplatz) bilden, und ein „Malereykabinett“, aus dem die Karlsruher Kunsthalle hervorgehen sollte. Inmitten dieses Parnasses wirkte Karoline Luise, korrespondierte mit Wissenschaftlern wie dem Botaniker Linné und mit gelehrten Gesellschaften, empfing und schrieb sie Tausende von Briefen an Fürsten und Fürstinnen, an Künstler und Kunsthändler, an Philosophen und Forscher und an eine ausgebreitete Verwandtschaft — nicht zuletzt an den Maler Jean-Etienne Liotard, der sie so trefflich in der Malerei ausbildete, daß sie für mehr als eine Dilettantin gelten durfte.

Liotard war nicht der einzige Gast im Karlsruher Schloß. Markgraf und Markgräfin empfingen Dichter wie Klopstock und Herder, den Astronomen Cassini de Thury, den Komponisten Gluck, den Theologen Lavater, den Historiker Schöpflin, den französischen Nationalökonom Dupont de Nemours und mehrmals den Dichter-Philosophen Voltaire, der von der Markgräfin enthusiastisch war und ihr in einem Huldigungsgedicht Größe ohne Stolz, Sanftmut ohne Schwäche, Reiz der Schönheit und eine Stirn voll Weisheit nachrühmte. Daß Voltaire meinte, Karoline Luises Reiz und Schönheit preisen zu müssen, war Übertreibung eines Charmeurs, alle anderen Prädikate aber gebührten der Markgräfin, die auch ihren Gatten mit Kenntnissen und Wissen bei der Gründung von allerlei Manufakturen wie jener für Uhren in Pforzheim unterstützte, sich selbst nicht ohne Erfolg als „Geschäftsfrau und Unternehmerin“ betätigte, und dennoch nie das Interesse an den neusten Kreationen der Pariser Mode verlor. Dieses Interesse und der Wunsch neue Kunstwerke zu erwerben, bewog Karoline Luise im April 1783 zu einer Reise nach Paris, wo sie, zeitlebens von labiler Gesundheit,

nach einem Schlaganfall in den Armen ihres jüngsten Sohnes verschied. Ihrer Schwägerin, der 1774 verstorbenen „Großen Landgräfin“ Karoline Henriette von Hessen, hatte Friedrich der Große in einem Nachruf geschrieben, sie sei zwar von Geschlecht eine Frau, von Geist aber ein Mann gewesen. Karoline

Luise hat zu ihren Lebzeiten ebenfalls manchen Apologeten, in unseren Tagen den berühmten Biographen gefunden. Ihre Verdienste aber sind der Nachwelt in der Karlsruher Kunsthalle und in den Karlsruher Landesammlungen für Naturkunde fruchtbar und lebendig geblieben.

*Voltaire schreibt am 9. August 1758
an Karoline Luise:*

„Madame, erst heute treffe ich in Straßburg ein, nachdem ich mich bis jetzt in der Nachbarschaft auf dem Lande aufgehalten habe. Meine erste Pflicht ist es, Ew. Durchlauchtigsten Hobeiten meinen Respekt, meine Dankbarkeit und mein Bedauern zum Ausdruck zu bringen. Man hat mir nicht zuviel erzählt, Madame, als man mir sagte, ein Reisender auf der Suche nach dem Schätzenswertesten auf dieser Welt müsse Ihnen seine Aufwartung machen: ein Botaniker kann in Ihrem Garten mit den dreitausend exotischen Pflanzen vor Entzücken außer sich geraten, ein Liebhaber der Architektur kann Ihr Schloß bewundern, in welchem guter Geschmack mehr Gewicht besitzt als äußere Pracht; Ew. Durchlauchtigste Hobeit müssen trotz Ihrer Bescheidenheit ahnen, was Kenner der Malerei denken, wenn sie gewisse Pastelle sehen: ich vor allem, Madame, bin mehr als jeder andere von der Anmut dieser schönen Kunst berührt, denn mein Haus soll ja mit einem Werk geschmückt werden, das einem Liotard zur Ehre gereichen würde . . . Rasch komme ich noch zu dem, was mich am meisten berührt hat und meinem Herzen für immer eingegraben bleiben wird: das ist die Güte, mit welcher Ew. Durchlauchtigste Hobeiten mich überschüttet haben, es ist die edle, ungezwungene Höflichkeit, der Charme Ihrer Konversation und der Geschmack, welcher in allem herrscht, was Sie tun und sagen. Ew. Durchl. Hobeit müssen spüren, daß ich dies mit einer deutlichen Aufrichtigkeit und Direktheit ausspreche; sollten Sie mir darin etwa nicht zustimmen wollen, so muß ich Ihnen erklären, daß niemand auf der Welt Ihre Meinung teilen würde . . . Mit dem tiefsten Respekt bin ich, Madame, Ew. Hochfürstl. Durchl. ergebenster Diener . . .“

Aus: Jan Lauts, Karoline Luise
von Baden, Verlag C. F. Müller
Karlsruhe, 1980

Der Begriff „Heimat“ in progressiver Definition (III. Folge)

Orte — Erinnerung — Topographie

1. Erinnerung ist immer verortet. Glück ist örtlich und Leiden ist örtlich, gern haftet Andacht an Plätzen. Selber der Einfall liebt, wo er sich hingewohnt hat und das reine Denken verschmäht nicht, sich zu verorten, im Oberengadin, in Görlitz, im Schwarzwald. Also, worauf sollen wir uns verlassen, wir sind doch Kinder der Erde? Wodurch den Himmel ansaugen? Wodurch schauen, wenn nicht durch die farbigen Gläser aus Erde?

Erhard Kästner,
Die Lerchenschule, 1964, S. 25

2. In kleinen Räumen wird der Stil einer Epoche geboren; das Gesetz braucht den Herd, dessen Wärme das Feuer erhält. Auf dem Sinai, nicht in der Leere der Wüste, schrieb Moses den Namen des Herrn auf die Tafeln; die Mauern Athens bewahrten die Gebote der Klassik. Roms vierzehn Bezirke prägten das Gesicht von Jahrhunderten; am Hof des Sonnenkönigs und am Frauenplan, in Heidelberger Bürgerhäusern und Berliner Ateliers wurden, wie selbstverständlich, die -ismen geschaffen. Einerlei, ob die von Delos heimgekehrten Schiffe Sokrates' Tod mit sich führten oder ob ein Gewitter den Himmel über Golgatha zerriß: was sich in der Zeit behaupten will, braucht das Zeichen einer unwiederholbaren Stunde so gut wie die Genauigkeit der Topographie. Nicht Ubiquität, sondern das Lokalkolorit schafft den Stil; das Große beginnt klein; Überschaubarkeit und Provinzialität sind mit im Spiel, wenn etwas dauern will. Was den Nachkommen als klassisch erscheint, ist anspielungsreich, setzt Vertrautheit voraus, gründet sich auf Einverständnis und verlangt den kleinen Kreis: Aischylos tritt für die Rechte des Areopags ein; Euripides warnt, in den ‚Troerinnen‘, vor der sizilianischen Expedition; Kallimachos spricht zu gebildeten Leuten.

Walter Jens,
Die deutsche Literatur der Gegenwart,
1961, S. 9

Briefe des Johann Rudolf und Carl Friedrich ISELIN in Basel und Kopenhagen

an die Markgräfin CAROLINE LOUISE von BADEN 1765/6,
ihr Naturalienkabinett betreffend

Gaston Mayer, Karlsruhe

Die Markgräfin Caroline Louise (1723 bis 1783, erste Gemahlin des Markgrafen und späteren Großherzogs Carl Friedrich von Baden (1728—1811) war naturwissenschaftlich sehr interessiert und eine leidenschaftliche Sammlerin von Naturalien aller Art. Bemüht, ihre Sammlung durch Kauf oder Tausch laufend zu bereichern, unterhielt sie eine rege Korrespondenz mit Gelehrten und Sammlern ganz Europas, aber auch mit anderen ihr bekannten Persönlichkeiten, die sie damit beauftragte, einzelne Sammlungsobjekte oder ganze Sammlungen zu beschaffen. Zu ihnen gehörte der Professor der Institutionen und des öffentlichen Rechts an der juristischen Fakultät der Universität Basel und markgräfllich durlachische Hofrat Johann Rudolf ISELIN (gest. 19. 6. 1705 Basel, begr. 6. 3. 1779 ebenda)¹⁾ und dessen Sohn Carl Friedrich ISELIN (geb. 3. 10. 1743 Basel, gest. 30. 11. 1804 Kiel)²⁾, Kaufmann und königlich dänischer Justizrat in Kopenhagen. In Band 65 der Korrespondenz der Markgräfin Caroline Louise im Generalandesarchiv Karlsruhe (Großherzogliches Familienarchiv) findet sich ein Brief J. R. ISELINs an einen Beamten des Karlsruher Hofes, zwei weitere in Band 12 an die Markgräfin und schließlich im gleichen Band ein Brief C. F. ISELINs ebenfalls an die Markgräfin. Sie seien im folgenden mitgeteilt (aus dem Französischen):

Mein Herr

Ich hatte die Ehre, Ihnen vor 15 Tagen ein Paket zu schicken, das eine Arbeit des Herrn Dr. Lang³⁾ enthielt, seitdem habe ich auch ein Paket an ihre erlauchte Hoheit die Frau Markgräfin gesandt um ihr die Mitteilung, die ein Freund in Luzern mir über den Verkauf des Kabinetts dieses Gelehrten machte, anzuzeigen. Ich bin ungeduldig zu erfahren, ob ihre erlauchte Hoheit darauf reflektiert, wenn nicht, rechne ich damit, daß sie mir die zwei Bände mit Zeichnungen, die ich beigelegt hatte, zurückschickt; Im Falle, daß diese würdige Prinzessin Lust hätte die Anschaffung zu machen, hielt ich es für das Beste, jemanden zu entsenden, der den Preis auszuhandeln soll. Ich glaube, daß sie diese Erwerbung nicht bedauern wird. Mein Herr geben Sie mir Mitteilung von dem was Sie in Erfahrung bringen. Herr J. J. ROUSSEAU⁴⁾ hat die Auflage, die Insel S. Pierre⁵⁾ zu verlassen. Ich habe die Ehre mit respektvoller Anhänglichkeit zu sein

mein Herr

Ihr sehr ergebener und gehorsamer Diener
JRIselin

In Basel diesen 26ten Okt. 1765.

In Eile.

Madame

Ich habe gezögert Eurer erlauchten Hoheit den Erhalt der liebenswürdigen Briefe, wel-

che Sie geruhen mir zu schreiben, zu bestätigen. Es war allein deswegen, weil ich die Antwort des Herrn Dr. Lang in Luzern abwarten wollte wegen des Vorschlags, welchen ich ihm gemacht habe, Eurer erlauchten Hoheit die Stücke zu überlassen, welche Sie aus seinem Kabinette wünschen würden. Da er so lange zögert, sie mir zu senden, vermute ich, daß er nicht gesinnt ist, seine Sammlung zu zerteilen. Ich bin umsomehr überzeugt von diesem Gedanken, da ich mich entsinne, von Herrn Vautravers⁶⁾ erfahren zu haben, daß er das gleiche Kabinett gesehen hatte und daß er daraus bestimmte Stücke ausgewählt hatte für die er freiwillig 50 bis 60 Louis d'or gegeben hätte, aber es gelang ihm trotzdem nicht, sie einzeln zu erhalten. Also habe ich die Hoffnung aufgegeben, irgend eine Erwerbung machen zu können ohne die ganze Sammlung, welche man indes zu einem sehr vernünftigen Preis haben könnte.

Mein Sohn, welcher die Ehre hat, Patenkind Seiner erlauchten Hoheit des Herrn Markgrafen⁷⁾ zu sein und welcher glücklich in Kopenhagen angelangt ist, wo er gedenkt einen genügend langen Aufenthalt zu haben und vielleicht sich dort niederlassen zu können, ist glücklicher als ich, denn er schreibt mir, daß er sich schmeichle, mit Leichtigkeit die Stücke finden zu können, die Eure erlauchte Hoheit durch Herrn Schmid⁸⁾ befohlen hatte, zu beschaffen und daß er sie mir bei der ersten Gelegenheit schicken werde. Er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn er das Glück haben könnte, Ihnen etwas von Nutzen zu sein und dadurch Eure Gnade zu erlangen.

Es ist schließlich sehr ruhmreich für unsere Stadt, daß Eure erlauchte Hoheit geruhen, ihr Gerechtigkeit willfahren zu lassen, worüber sie sich sehr glücklich schätzt, Eure Hoheit zu besitzen und ihre hohen und seltenen Verdienste zu bewundern.⁹⁾

Wenn Ihr Aufenthalt weniger kurz gewesen wäre, hätte man sich beeilt, Sie von den Gefühlen aller zu überzeugen. SE Debari¹⁰⁾ und

Gemahlin¹¹⁾ bitten Sie, von ihrem tiefen Respekt überzeugt zu sein. Was mich betrifft, so wäre es der Gipfel meiner Wünsche, wenn Sie geruhen, mich mit Ihren Aufträgen zu beehren und den tiefsten Respekt anzunehmen, mit dem ich die Ehre habe zu sein

Madame

Eurer erlauchten Hoheit

sehr ergebener und sehr gehorsamer

Diener

JRIselin.

Basel 21. 11. 1765.

Madame

Eure erlauchte Hoheit wird mich vielleicht eines bösen Willens bezichtigen, weil ich so lange gezögert habe, Ihnen Nachricht zu geben von dem was mein Sohn in Bezug auf Ihre Aufträge unternommen hat. Er war auch bemüht, sich seines Auftrags pünktlich zu entledigen und ich war es nicht minder, den Versand zu veranlassen.

Er hat mir in einem seiner Briefe die Rechnung von dem was er erhalten hat geschickt und schließlich ist die Schachtel in der alle diese Stücke enthalten sind angekommen. Ich zweifle nicht, daß Eure erlauchte Hoheit von diesem kleinen Versuch seiner respektvollen Treue zufriedengestellt sind.

Er teilt mir außerdem mit, daß er diese Kuriositäten von einer Person erhalten habe, die alle Achtung verdiene, nämlich von Herrn Spengler¹²⁾, welcher eines der schönsten und reichsten Kabinette von Europa besitzt, aber da er eine zahlreiche Familie hat, wäre er nicht abgeneigt, es zu veräußern, sei es im ganzen, sei es in Teilen und zu diesem Zweck bietet er an, einen Katalog zu versenden, in der Hoffnung Käufer zu finden.

Eure erlauchte Hoheit hätte ohne Zweifel Gelegenheit, ein gutes Werk zu tun, wenn Sie geruhen, sich an diesem Geschäft zu beteiligen.

Es wäre sehr rühmlich für meinen Sohn, wenn er das Glück haben sollte, Erfolg zu haben und wenn er sich in Zukunft der gro-

ßen Gnade Eurer erlauchten Hoheit würdig erweisen könnte, er wagt es Ihnen seinen tiefen Respekt zu erbieten. Der Vater dieses Sohnes wünscht nichts sehnlicher, Gelegenheiten zu finden, die Fortsetzung der besondern Gnade zu verdienen, mit welcher ihn Seine erlauchte Hoheit der Markgraf beehrt und zu welcher der Schutz Eurer erlauchten Hoheit beitragen könnte. Ich wage Sie inständig zu bitten, die Ehre zu haben mit unserm tiefsten Respekt zu sein

Madame

Eurer erlauchten Hoheit
sehr ergebener und sehr gehorsamer
Diener

JRIselin.

Basel 26. 1. 1766

Madame

Wenn Eure erlauchte Hoheit zufrieden waren mit meinen Bemühungen, die Aufträge zu erledigen, mit welchen Sie mich beehrten, nämlich mit der Lieferung einiger Kuriositäten dieses Landes, bin ich am Ziel meiner Wünsche und ich tue das umso mehr im Hinblick auf die liebenswerte Weise mit welcher Eure erlauchte Hoheit diesen kleinen Beweis meiner respektvollen Bemühungen anzunehmen geruhen. Auch wage ich Ihnen zu versichern Madame, daß der geringste Teil in Eurer Erinnerung weitaus schmeichelhafter für mich ist, als es die Gewißheit wäre, meinen Namen der fernsten Nachwelt weiterzugeben. Dienstfertig wie ich bin, die große Gnade Eurer erlauchten Hoheit zu verdienen, glaubte ich nicht besser darauf zu antworten, als sehnlichst zu wünschen, oft Ihre Aufträge zu erhalten und diese mit der größtmöglichen Perfektion auszuführen. Zu diesem Zweck wandte ich mich an einen sehr intelligenten, in der Naturgeschichte sehr bewanderten Freund¹³⁾, der mir die in beiliegendem Katalog¹⁴⁾ verzeichneten Stücke liefern will und meine Antwort wurde nur verzögert durch dringende Geschäfte mit welchen mein Freund überhäuft war.

Ich hoffe, daß Eure erlauchte Hoheit in diesem Katalog einige Stücke finden wird, würdig Ihres schönen Kabinetts und ich verspreche Ihnen, alle meine Sorgfalt anzuwenden, sie gut zu verpacken und zu versenden.

Ich habe die Ehre mit tiefem Respekt zu sein

Madame

Eurer erlauchten Hoheit
sehr ergebener und sehr
gehorsamer Diener
Chs Fred Iselin.

Kopenhagen, den 26. August 1766.

Anmerkungen:

¹⁾ Über ihn siehe HEITZ F., Johann Rudolf ISELIN (1705—1779), Basel 1949. Für die Mitteilung von Personalien und Literaturhinweisen bin ich Herrn Staatsarchivar Prof. Dr. Andreas STAEHELIN Dank schuldig.

²⁾ Das Sterbejahr 1801 in der Genealogie von F. WEISS-FREY, Heinich Iselin von Rosenfeld und sein Geschlecht, Basel 1909, ist falsch, wie der Eintrag im Kieler Sterberegister beweist. Er lautet:

„Am 30. November 1804 gestorben und am 13. Dezember 1804 begraben. Der königl. Justizrath und Kaufmann Carl Friedrich Iselin hieselbst, geb. in Basel 1743 d. 3. October, alt 61 Jahr 1 Monat und 27 Tage, hinterläßt seine Witwe Anna Catharina Christiana geb. Jürgensen, ohne Kinder.“

³⁾ Beat Franz Maria LANG (1713—1792), Dr. phil. et med., Stadtarzt in Luzern.

⁴⁾ Jean-Jacques ROUSSEAU (1712—1778), schweizer Schriftsteller und Philosoph.

⁵⁾ Insel im Bieler See, wohin ROUSSEAU am 6. September 1765 nach Verfolgung durch die Bevölkerung geflohen war, sie aber auf Befehl der Berner Regierung bereits am 25. Oktober wieder verlassen mußte.

⁶⁾ Johann Rudolf VAUTRAVERS, geb. 1723, Hauslehrer in London, seit 1762 Kunsthändler in Biel.

⁷⁾ Carl Friedrich (1726—1811), Markgraf von Baden-Durlach, 1806 Großherzog von Baden.

⁸⁾ Friedrich Samuel SCHMIDT von ROSSAN (1737—1796), Hofrat und Direktor der „Müntz = Alterthümer und Naturalien = Kammer“ sowie der öffentlichen Bibliothek in Karlsruhe.

⁹⁾ Laut Protokoll des Kleinen Rates von 1765 kam

der Markgraf in Begleitung seiner Gemahlin und seines Sohnes, des Erbprinzen Karl Ludwig (1755—1801) am Donnerstag, 5. September gegen Mitternacht in Basel an. Er wünschte seinen Aufenthalt „inkognito“ zu gestalten und bat deshalb, das sonst übliche Zeremoniell zu unterlassen. Er empfing aber am Samstag, 7. September doch eine Abordnung des Rates und anderer Persönlichkeiten. (Briefl. Mitteilung von Herrn Staatsarchivar Prof. Dr. A. STAEHELIN, Basel).

¹⁰⁾ Johannes de BARY (1710—1800), 1760 Oberstzunftmeister, 1767 Bürgermeister von Basel.

¹¹⁾ Agnes de BARY geb. FREY (1716—1779). (Briefl. Mitteilung von Herrn Staatsarchivar Prof. Dr. A. STAEHELIN, Basel).

¹²⁾ Lorenz SPENGLER (1720—1807) aus Schaffhausen, Kunstdrechsler, Elfenbeinschnitzer und

Verwalter der königlichen Kunstkammer in Kopenhagen.

¹³⁾ Zweifellos der vorerwähnte Lorenz SPENGLER.

¹⁴⁾ In den Archivalien der Landessammlungen für Naturkunde Karlsruhe befindet sich u.a. ein Schriftstück „Extractus aus Coppenhagen etc. Verzeichnis derer für S. Hochfürstliche Durchlaucht Frau Markgräfin von Baden Durlach etc. bestimmten Natur Seltenheiten“. Die Schrift zeigt eine gewisse Übereinstimmung mit der Schrift SPENGLERS. Da das Verzeichnis jedoch weder ein Datum trägt noch den Namen des Schreibers verrät, kann es nicht mit letzter Sicherheit identifiziert werden. Das beidseitig beschriebene Blatt führt 11 Nummern „Conchylien“ auf (A—L), ferner 13 Nummern „Corallen und Seegewächse“.

Am 8. Dez. 1758 schreibt Voltaire an Karoline Luise:

„Ew. Durchl. Hobeit, Madame, hat geruht, mir die Ehre eines einzigartigen Geschenks zu erweisen; keine andere Fürstin, so scheint mir, wäre fähig, ein gleiches zu geben. Ich werde dieses Denkmal Ihrer Talente und Ihrer Güte mein ganzes Leben lang mit respektvollster Dankbarkeit bewahren. Nur wünschte ich mir noch ein wenig mehr Gesundheit, damit ich Ew. Durchlaucht. Hobeit noch einmal persönlich dafür danken und mich Ihnen und dem Herrn Markgrafen noch einmal zu Füßen werfen könnte. Immer noch spreche ich ständig von meinem Aufenthalt in Karlsruhe. Die Natur hat diesen Ort angenehm geschaffen. Sie verschönen ihn noch durch Ihre Kunst. Wer auch immer seine Fürstin gesehen hat, wünscht sich leidenschaftlich, ihr noch einmal seine Aufwartung machen zu dürfen. Als ich die Ehre hatte, im Schlosse Ew. Hobeiten zu weilen, fühlte ich mich in meinen Gedanken bestätigt, Deutschland sei jetzt das, was Italien einmal zur Zeit der Herzöge von Ferrara und der Medici war. Müssen denn so viele Schicksalsschläge ein Land heimsuchen, das man mit solchen Mühen verschönt hat? Die Frau Markgräfin von Bayreuth, welche wie Sie die Künste liebte und deren Verdienste den Ihren nahekommen, stirbt nach schwerstem Kummer in der Mitte ihres Lebens, die Herzogin von Gotha sieht ihr Land verwüstet, Sachsen ist die Beute aller Greuel des Krieges. Ganz Deutschland leidet, nur Karlsruhe trägt in diesen schrecklichen Zeiten seinen Namen zu Recht. Es ist wirklich ein Asyl der Ruhe; möchte es dies lange bleiben, und möchten Sie, Madame, Sie, der Herr Markgraf und Ihre ganze erlauchte Familie sich einer Ruhe erfreuen können, welche so viele Fürsten verloren haben, und möchten Sie so glücklich sein, wie Sie es verdienen . . .“

Aus: Jan Lauts, Karoline
Luise von Baden, Verlag
C. F. Müller, 1980

Jakob Lindau — Kaufmann und Politiker

Zu seinem 150. Geburtstag am 10. Mai 1983

Helmut Bender, Freiburg

„Politiker und Kaufmann“ wäre freilich die sinngemäßere und berechtigtere Apostrophierung dieses ungewöhnlich zielstrebigem Mannes, andererseits es sich aus chronologischer Sicht ergibt, daß das Bürgerliche zuerst und ohne sein persönliches Herkommen und seine persönliche Ausgangsbasis kein Politiker aus ihm geworden wäre.

Laut „Bibliographie der badischen Geschichte“ (VI/2 von 1973) wurde der „Zentrumspolitiker“ Jakob Lindau am 10. Mai 1833 in Heidelberg geboren, er verstarb ebenda am 15. August 1898, demnach vor jetzt 85 Jahren. Nach wie vor maßgeblich die 1906 erstmals und 1913 bereits in 3. Auflage erschienene Biographie „Jakob Lindau. Ein badischer Politiker und Volksmann in seinem Leben und Wirken geschildert von Franz Dor“, der wir, was die Fakten angeht, in unsern Ausführungen auch primär folgen. In seinem „Geleitwort“ (von 1909) führt Theodor Wacker, der „Zähringer Löwe“ und indirekte Mitnachfolger Lindaus u. a. aus: „Geraume Zeit ist kein anderer Name landauf landab vom katholischen Volke Badens häufiger und mit größerer Verehrung genannt worden als der Name Jakob Lindau ... Obwohl sein öffentliches Wirken nur kurze Zeit gedauert hat, ist es für die Geschichte der politischen Parteien des Landes doch von der allergrößten Bedeutung gewesen ...“. Wenngleich solch massive Wertungen aus der Feder eines Gleichgesinnten mit einiger Vorsicht und genügend Distanz zu beurteilen sind, kann man Wackers Worten

nicht generell widersprechen, wenn man sich über die nähere Situation sowie über entsprechende Einzelheiten informiert hat.

Detaillieren wir Vita und Wirken dieses Jakob Lindau, dessen Vater 1827 aus Rohrbach bei Sinsheim nach Heidelberg übersiedelt war und am dortigen Marktplatz ein Kurzwarengeschäft eröffnet bzw. die bisher von Friedrich Schévé Witwe betriebene Handlung übernommen hatte. Als „Bändelkrämer“ war Lindau Senior bald eine stadtbekannte Persönlichkeit, der es gelang, das Ganze bald auch als En-Gros-Geschäft weiterzuführen. Der Ehe mit der Heidelberger Speditionsfirmatochter Josephine Herdegen entstammten fünf Kinder, wovon Jakob (eigentlich Johann Jakob) der Erstgeborene war. Nach vierjährigem Besuch der Volksschule absolvierte der junge Lindau die Heidelberger Bürgerschule mit bestem Erfolg, er wollte — nicht zuletzt auf Grund seiner mathematischen Begabung — Architekt oder Ingenieur werden, doch der Vater wünschte sich seinen Erstgeborenen als Kaufmann fürs eigene Geschäft. Nach fünfjähriger solider und gewiß auch strenger Lehrzeit begab sich Jakob Lindau nach Lausanne, von dort kehrte er 1854 ins elterliche Geschäft zurück, dem er nunmehr seine Initiative und Schaffenskraft widmete. Vor allem vertrat er die Firma nach außen, was zahlreiche Reisen erforderte. 1858 verstarb der Vater, und das Geschäft ging auf die beiden Brüder Jakob und Theodor über. Aus Neckarsulm holte er sich Karoline Elisabeth Stahl, die Tochter ei-

nes frühverstorbenen Assessors, zur Frau (1860), die Ehe war glücklich, blieb jedoch kinderlos.

Den ersten Impuls zu seinem späteren politischen Wirken empfing Jakob Lindau anlässlich eines Besuchs der 1862 stattfindenden Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Aachen. Dieser Katholikentag, der u. a. zur Gründung geselliger Vereinigungen, sog. Kasinos, aufgerufen hatte, sowie die zunehmend schwierige Lage der Katholiken im badischen Großherzogtum (was mit der Säkularisation begonnen, in der 48/49er Revolution und mehr noch im zunehmenden Liberalismus seine Mitursachen hatte) bestimmten Lindau zur Aktivität. Zunächst war es das Schulwesen, dessen Verstaatlichung dem Katholizismus zuwider sein mußte. Es ist hier nicht der Ort, über Schulstreit und Schulfreiheit zu referieren und Stellung zu beziehen. Lindau begann auf lokaler Ebene: er sorgte dafür, daß ein Großteil der Heidelberger Katholiken die Wahlen für den Ortsschulrat am 4. November 1864 boykottierten. Im Auftrag einer Versammlung angesehenen Katholiken hatte er ein Flugblatt für die absolute Gewissensfreiheit eben dieser Katholiken abgefaßt und sich als Sprecher an die Spitze einer Heidelberger Delegation gestellt, die den Großherzog ersuchen sollte, den Schulfrieden nicht einseitig zu wahren. Die damit verbundene äußerst freimütige „Adresse“ hatte ebenfalls Lindau zum Hauptverfasser. Darin wurden u. a. Schulen „auf religiöser Basis“ gefordert, der Religionsunterricht selbst sollte nicht „zum einfachen Lehrgegenstand“ degradiert werden. Aus heutiger Perspektive können solche Forderungen freilich nur im Kontext mit anderweitigen Regierungserlassen und massiven Bemühungen um weitgehende Verdrängung, wenn nicht Ausschaltung insbesondere der katholischen Kirche und ihres „Ultramontanismus“ verstanden werden. Der Kulturkampf hat bekanntlich gerade im Badischen eine beachtliche gegenseitige Eskalation betrieben, und es brauchte im nach-

hinein Jahrzehnte, die Folgelasten einigermaßen abzubauen.

„Die Adresse der Heidelberger Katholiken an den Landesherrn . . . hatte noch ein gerichtliches Nachspiel“, berichtet Dor in seiner oben zitierten Lindau-Biographie: die gegnerische, d. h. Lindau nicht wohlgesonnene Presse bewirkte, daß Lindau gegen den Verleger des „Heidelberger Journals“ Klage erhob, es kam, nachdem man Lindau die Fenster eingeworfen und ihm anonym mit Erschießen gedroht hatte, am 8. März 1865 zu einer Verhandlung vor dem Schöffengericht, worin der Verleger freigesprochen wurde, jedoch gelang es Lindau auf Grund seiner beim Hofgericht eingelegten Berufung, den Gegner mit einer Geldstrafe zu belangen.

Nach solchen Querelen entwickelte Lindau nunmehr besondere Aktivitäten hinsichtlich der Gründung der in Aachen geforderten katholischen Kasinos. In Wirklichkeit handelte es sich — aus heutiger Sicht — um Vereine und Institutionen, deren Veranstaltungen (meist mit Bewirtung) politisch-religiöse Reden und Aussprachen zum Mittelpunkt hatten. Die sog. „wandernden Kasinos“ hatten zwar keine Statuten, doch waren sie auf Selbstbehauptung und Antiliberalismus ausgerichtet. Lindau zeigte sich auch bestrebt, auswärtige Kasinos (das erste in Mosbach) zu gründen und eine Art Protestversammlung (etwa gegen die von der Regierung angestrebten Schulreformen) zu inszenieren. Nach und nach mußte auch die gegnerische Presse und die Regierung selbst solche Maßnahmen für ernst nehmen. Lindau war und blieb die Seele dieser Bewegung, die sich aus Notwehr und Opposition gebildet hatte. Er gewann dafür auch maßgebliche Redner, in Freiburg etwa den Freiherrn von Andlaw, in Achern den Stadtpfarrer Förderer. Besonders turbulent gestalteten sich die Ereignisse anlässlich der Mannheimer Kasino-Affäre am 23. Februar 1865: „Das wandernde Kasino ist kein Verein und es ist keine Volksversammlung — es ist einfach eine gelegentliche

Zusammenkunft von Männern, welche in dem Schulgesetz vom 29. Juli 1864 einen Angriff auf die Rechte der Kirche und auf die verfassungsmäßige Gewissensfreiheit sehen und welche sich besprechen wollen über die gesetzlichen Mittel, um beide zu wahren . . .“ heißt es dazu im „Mannheimer Journal“ vom 20. Februar. Auf den Vortag hatten die Kasino-Gegner eine allgemeine Versammlung einberufen, in der die liberalen Kräfte (auch seitens der Katholiken, nicht nur der Protestanten und Israeliten) ihre diesbezüglichen Vorstellungen massiv entwickelten. Daß man dabei nicht vor gröblichen Beleidigungen und was mehr zurückschreckte, beweist u. a. ein Pressehinweis wie der folgende: „Heute nachmittag trifft eine Partie Schwarzwildbret zum Aushauen ein“ (Anzeige im „Mannheimer Journal“ vom 23. Februar; damit gemeint die sich in der Kasino-Versammlung treffenden Katholiken). Es kam nachgerade nicht nur zu Redeschlachten, sondern auch zu allerlei Schlägereien innerhalb und außerhalb der eigentlichen Veranstaltungsräume, wobei auch der Pöbel mit Kot und Pflastersteinen eingriff, die Polizei konnte nicht Herr der Lage werden (daß man bei solchen Schilderungen unwillkürlich Parallelen zur jüngsten Gegenwart zieht, besonders wenn man diese und jene beidseitig gewiß gefärbte Detaillierung liest, sei da nur ganz am Rande vermerkt!). Aus Mannheim langten noch in derselben Nacht in Heidelberg zahlreiche Verwundete aus der „dortigen Schlacht“ ein; verwunderlich war, daß Lindau selbst unversehrt, was allerdings wohl darauf zurückzuführen ist, daß er auf Umwegen über Karlsruhe nach Heidelberg zurückgekehrt war. Einen Monat später verbot die Regierung aus begrifflichen Gründen eine in Freiburg anberaumte Kasino-Veranstaltung, ähnlich erging es den angekündigten Treffen in Ladenburg und Malsch bei Wiesloch. Notgedrungen mußte man sich nunmehr im „Ausland“, im Hessischen, versammeln. Am 18. April traf man sich in Neckarsteinach, wo ein Freiherr von Dorth die Schloßterrasse



Jakob Lindau, Kaufmann und Politiker

zur Verfügung gestellt hatte. Es erschienen ein gutes Dutzend Geistliche und über 500 Laienteilnehmer, Lindau eröffnete die Versammlung mit gewohntem Elan, und nach der Rede des vorgeschlagenen Versammlungspräsidenten von Andlaw kam es zu erneuten Resolutionen, in denen man sich u. a. auch „die Zügellosigkeit der Presse gegen die Katholiken“ verbat. Nach beendigter Versammlung traktierte man einen Teil der Heimkehrer im badischen Neckargemünd mit Steinwürfen. Zunehmend wurden danach die Kasinos verboten, doch fand Lindau immer wieder andere Möglichkeiten des Treffens einer größeren Anzahl von strenggläubigen Katholiken, und weder das „Saalabtreiben“ noch das Getöse seiner Gegner konnte ihn verdrängen.

1865 in die Kreisversammlung gewählt (als Vertreter des Kreises Wiesloch), konnte er

1867, nachdem er sich 1865 gegen seinen Opponenten und allerlei Intrigen nicht hatte durchsetzen können, als Abgeordneter des Bezirks Walldürn in die Zweite Kammer des Badischen Landtags einziehen. Als Einzelgänger reagierte er in seiner Jungferrede vom 5. September dieses Jahres auf die Thronrede des Großherzogs, in der er u. a. zu bedenken gibt: „Betrachte ich die Thronrede, so fällt es mir vor allem auf, wie rosenfarbig sie unsere deutschen und badischen Zustände behandelt.“ Lindau sprach sich trotz des eben vorangegangenen preußischen Sieges über Österreich keinesfalls für ein Zusammengehen mit dem Siegerstaat aus. Er vermißte gewissermaßen eine Anteilnahme an der Niederlage der „deutschen Brüder in Österreich“, gab sich den neuen Zollgesetzen und der damit verbundenen preußischen Majorität im Bundesrat und Zollparlament gegenüber recht skeptisch und stellte sein Anliegen nach Erfüllung der katholischen Forderungen in puncto Schule und Kulturpolitik bewußt in den Vordergrund, zudem verlangte er eine entschiedenere Sparsamkeit im Staatshaushalt. Die heftigen Angriffe der Opposition erwiderte er mit Schlagfertigkeit. Dankadressen aus dem Volk waren ihm sicher. Dem am 8. Oktober 1867 vorgelegten Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen stimmte er als einziger nicht zu. Heftig reagierte er auf Beratungen über Steuererhöhungen, er verwies in diesem Zusammenhang auf die mäßige wirtschaftliche Situation im ganzen Land.

Zusammen mit führenden Katholiken seiner Zeit begründete Lindau schließlich die Katholische Volkspartei, die laut Volksaufruf im Mai 1869 primär die Wohlfahrt des badischen Vaterlandes verlangte und die Auflöschung der bisherigen Ständeversammlung sowie die Einberufung eines außerordentlichen Landtages zwecks Schaffung eines neuen Direktwahlverfahrens empfahl. Am 9. Mai fand eine Bruchsaler und am 17. Mai (Pfingstmontag) eine Freiburger Volksparteiversammlung großen Stiles statt. Lindau wurde

durch Zuruf zu deren Präsident gewählt. Am 23. Mai kam es dann zu einer weiteren Versammlung in Engen, auf der bekanntlich Heinrich Hansjakob seine politische Jungferrede gehalten hat, die ihm eine spätere Festungshaft in Rastatt eintrug. Das heikelste Thema war ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Jolly und seine liberale Regierung. Anekdotisch wird von der Engener Versammlung u. a. berichtet: die liberalen Gegner hatten das Lokal noch vor der Eröffnung der Versammlung durch die Volkspartei besetzen wollen. Wegen der großen Hitze wollte man die Anhänger der Volkspartei jedoch nicht bis in den Nachmittag hinein warten lassen, so daß man sich dazu entschloß, die Versammlung schon um 12.30 Uhr zu eröffnen. Die auf solche Weise zu spät gekommenen Liberalen postierten sich mit viel Getöse in den Nebenräumen, und plötzlich riefen sie in den überfüllten Saal hinein: „Rette sich, wer kann! Der Fußboden gibt nach, und die Wände stürzen ein!“ Zugleich warfen sie Tische, Bänke und Gläser um und drängten dem Ausgang zu „in der Hoffnung, die Versammlung auf diese Weise zu sprengen. Aber Lindau zeigte sich auch hier als Herr der Situation; mit seiner gewaltigen Stimme übertönte er den Lärm und verhinderte eine Panik . . .“ (nach Dor; vgl. o.). Mit den neuerlichen Wahlen vom 24. August 1869 bildete sich dann seitens der Volkspartei das sog. „Festungsviereck“: Lindau, bereits zwei Jahre in der Kammer, konnte als seine Mitstreiter für Rastatt-Land den Dekan Lender, für Offenburg den Oberhofgerichtsrat Roßhirt sowie für Freiburg-St. Peter und Säckingen den Publizist Reinhold Baumstark begrüßen (die Bezeichnung Festungsviereck galt als eine Anspielung auf die vier im Jahr 1859 für die Franzosen und Italiener uneinnehmbaren Festungen in der Lombardei: Legnano, Mantua, Peschiera und Verona). Wengleich die Mehrheit der Liberalen sich gegenüber den Motionen der Volkspartei in der Regel mühelos durchsetzte, stimmt es doch befriedigend, daß Jolly und seiner

selbtherrlichen Regierung eine mehr und mehr ernstzunehmende Opposition gegenübergetreten war. Lamey bezeichnete Lindau und seine Parteifreunde sogar als die „sogenannte katholische Volkspartei“, die sich jedoch auch in den Angelegenheiten der Zivilehe und eines neuen Stiftungsgesetzes auf ihre Weise wacker hielten. Unentwegt ging es Lindau — und mit ihm vor allem auch Baumstark — um großangelegte Aufklärungskampagnen für das einfache katholische Volk: entsprechende Versammlungen wurden von Fall zu Fall in den verschiedenen Landesteilen immer wieder einberufen und nicht nur rhetorisch bewältigt.

Der 70er Krieg veranlaßte die badische Regierung zur Einstellung des Parteienkampfes, zudem war mit dem 1. Juni 1870 das neue Gemeindegesetz in Kraft getreten, es bedeutete die Neubildung sämtlicher Bürgerausschüsse und Gemeinderäte sowie eine Neuwahl der Bürgermeister bis spätestens Jahresende. Erstrebt wurde eine größere Kompetenz sowohl der Bürgermeister als auch der Gemeinderäte. Auf Grund erster örtlicher Wahlergebnisse rechnete man auch seitens der Regierung und der Liberalen mit einem kräftigen Zuwachs der katholischen Volkspartei. Schwierig gab sich die Lage der Partei in Bezug auf die bevorstehende Reichsgründung und der damit verbundenen Abtretung großherzoglicher Rechte an den künftigen deutschen Staat. Angesichts der Möglichkeit eines noch heftigeren Aufflackerns der Kulturkampfprobleme entschied man sich schließlich für eine Billigung der Verträge hinsichtlich der Rechtsstellung und Regierungsgewalt des neuen Deutschen Reiches. Eine nachträgliche Erklärung der Volkspartei-Abgeordneten sollten die Vorbehalte erläutern und genügend publik machen.

Lindau ließ sich in den darauffolgenden vier Jahren aus persönlichen, geschäftlichen und vor allem gesundheitlichen Gründen nicht als Landtagskandidat aufstellen. Bei den Wahlen von 1875 unterlag Lindau als Kandidat des Bezirks Eberbach — Buchen mit 52 gegen

63 Stimmen, doch rückte er als Ersatzwahlkandidat des Wahlbezirkes Bruchsal-Land mit 109 Stimmen in den neuen Landtag ein. „Doch kaum ein Jahr konnte er sein Mandat ausüben; seine Gesundheit war erschüttert“ (Dor; vgl. o.). Noch einmal, 1889, ließ sich Lindau dann bewegen, eine neue Kandidatur anzustreben, doch er unterlag im Bezirk Wiesloch — Heidelberg mit 64 gegen 97 Stimmen.

Parallel zu seiner Zugehörigkeit zur Zweiten Kammer des Badischen Landtags gehörte Lindau zeitweise dem deutschen Zollparlament an. Interessanterweise fielen hier der katholischen Volkspartei — hauptsächlich, weil in diesem Fall direkt gewählt wurde — sechs von vierzehn Wahlkreisen zu. In diesem Zusammenhang sollte die Bühler Affäre nicht unerwähnt bleiben: Lindau hatte seine Wähler besuchen wollen, doch war die von ihm angesetzte Versammlung „wegen Befürchtung von Ruhestörungen“ vom großherzoglichen Bezirksamt Bühl im voraus verboten worden. Lindau erhob Einspruch und reichte beim großherzoglichen Innenministerium eine Beschwerde ein, die jedoch als unbegründet abgewiesen wurde. Mit einem öffentlichen „Sendschreiben“ an den Staatsminister Jolly entgegnete Lindau ziemlich hart, nachdem sich ihm kein anderer Weg gewiesen hatte. Verärgert war er besonders über die Zustellungsart des Regierungsschreibens „Dem J. Lindau zu eröffnen“, und er entgegnete u. a.: „Würde ich als Privatmann Ihnen gegenüberstehen, ich könnte den Mangel an Takt . . . im Hinblick auf Ihre Parteistellung übersehen. Allein hier handelt es sich um eine amtliche Geringschätzung meiner Stellung als Zollparlamentsabgeordneter . . . Noch vor wenigen Jahren gehaltloser Professor und ohne Zuhörer, haben Sie die höchste Stufe der Staatsdienerleiter in kurzer Zeit erklimmen. Sollten Sie, was mir nicht unwahrscheinlich dünkt, bald wieder herabsteigen, so wünsche ich Ihnen von Herzen, daß Ihre Nachfolger nicht gleiches mit gleichem vergelten.“ — Lindau fuhr allem zutrotz nach

Bühl und wurde stürmisch begrüßt, er erklärte daraufhin, daß dies keine Volksversammlung, sondern ein Bankett wäre, und daß man keine Ruhestörung zu erwarten hätte . . . Nicht nur in der badischen, sondern allgemein in der deutschen Presse erregte dieser Vorfall so und so einiges Aufsehen. Es kam zu einer Anklage Lindaus wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Die Staatsbehörde beantragte drei Monate Festungshaft, seine Verteidigung war qualifiziert, dennoch verurteilte man ihn zu einer sechswöchigen Festungsstrafe sowie 50 Gulden (= ca. 1000 DM) Geldstrafe. Lindau legte Berufung ein und erreichte Freispruch, „weil mit Unrecht unterstellt worden sei, daß das Sendschreiben an den Staatsminister Jolly eine Schmähung enthalte“ (Dor; vgl. o.). In Berlin beteiligte sich Lindau an den Sitzungen des Zollparlaments mit Eifer, ohne allerdings auf Grund der eigentümlichen Geschäftsordnung zu Wort zu kommen. Im April 1870 mußte er sein Mandat ebenfalls aus Gesundheitsgründen niederlegen. Dafür übernahm er zum Frühjahr 1871 ein Mandat für den neuen Deutschen Reichstag. Er wohnte der feierlichen Eröffnung am 21. März in Berlin bei, mußte jedoch bereits nach drei Wochen sein Mandat wiederum aus Gesundheitsgründen aufgeben.

Eigens widmet Dor (vgl. o.) dem „Orgelprozeß“ ein besonderes Kapitel. In Heidelberg besaßen die Katholiken in der protestantischen Chorkirche zum Heiligen Geist ein Recht, gewisse gottesdienstliche Verrichtungen vorzunehmen, vorausgesetzt daß man sich an den Bau- und Unterhaltungskosten beteiligen und keinen regelrechten Gottesdienst, sondern nur Privatandachten u. ä. darin abhalten würde. In diesem Sinn hatte man seitens der katholischen Akademischen Kongregation eine neue Orgel aufgestellt. Nun erfuhr man, daß die Regierung bzw. das großherzogliche Bezirksamt den Altkatholiken das Mitbenutzungsrecht des katholischen Teiles der Heiliggeistkirche einräu-

men wolle. Damit war man im katholischen Pfarramt begreiflicherweise nicht einverstanden. Vierzehn Tage danach, am 16. September 1874, forderten zwei altkatholische Gemeindevertreter die Schlüssel, die man ihnen verweigerte. Mit Hilfe von Polizei und herbeigerufenen Schlossern gelang schließlich die gewaltsame Öffnung der Chorkirche. Doch die Orgel fand man nicht mehr vor, sie war, wie sich später herausstellte, auf Vermittlung Lindaus an die katholische Gemeinde Dilsberg verkauft worden. Es kam zu einer Klage der Altkatholiken, und das Ministerium entschied, daß die Orgel in jedem Fall von Dilsberg nach Heidelberg zurückzuschaffen sei. Doch der dortige Dekan verweigerte die Demontage, man nahm Protokoll, zumal der Dekan die Kaufurkunde vorwies, alsdann sollte der Abtransport unter Polizeischutz beginnen. Es brauchte jedoch alles, bis man bespannte Wagen zur Verfügung hatte, danach wollte niemand beim Aufladen behilflich sein, so daß die Beamten selbst Hand mitanlegen mußten. Zu allem hin beschlagnahmte einen knappen Monat später ein Mannheimer Untersuchungsrichter sämtliche Gegenstände in der katholischen Jesuitenkirche, die ehemals in der Heiliggeistkirche gewesen waren. Wie von ungefähr kam Lindau dazu, als man eben eine Marienstatue und eine Monstranz mit Gewalt in Besitz nahm. Lindau erhob Einspruch, doch der Untersuchungsrichter zwang ihn, die Kirche zu verlassen. Der Kirchendiener von der Jesuitenkirche war verhört worden und gestand, wo die gesuchten Gegenstände verborgen gehalten wurden. Insgeheim schickte man dann doch zu Lindau, dessen Proteste aber nicht halfen. Erst drei Monate später erhielt die Gemeinde ihre Kultgegenstände zurück. Gegen Lindau jedoch stellte man Strafantrag wegen Wegnahme und Verkaufs der Orgel. Die Mannheimer Strafkammer verurteilte Lindau zu vier und den Dilsberger Dekan Benz zu drei Monaten Gefängnis. Eine Prozeßrevision brachte keine neuen Urteile. Unter Protest trat Lindau

nach einer Italienreise, die ihm auch eine päpstliche Privataudienz gewährt hatte, am 27. August seine Strafe an, und erst nach Weihnachten kehrte er, ohne daß ihm auch nur ein Tag Haft erlassen worden wäre, nach Hause zurück. Der Gesundheit soll dieser Aufenthalt sehr geschadet haben, Lindau „pflegte in seinem späteren Leben zu sagen, seit den Tagen seiner Gefängnishaft sei er einem ausgebrannten Krater ähnlich ...“ (Dor; vgl. o.).

Neben seinen politischen Erfolgen und Mißerfolgen wirkte Jakob Lindau nicht nur als Organisator der Casinos und des katholischen Vereinslebens, vielmehr auch als Mitbegründer der Heidelberger Volksbank und als Förderer des katholischen Studentenvereins „Palatia“ sowie als Wohltäter mancher in Not und Bedrängnis gelangter Mitbürger. Doch zunehmend litt er an einem Nervenübel, mit Schwermutsanfällen verbunden. Die frühere Heiterkeit und Zuversicht wich langanhaltenden Depressionen, wovon ihn auch häufige aufmunternde Besuche nicht befreien konnten. Eine Wassersucht machte seinem Dasein Mitte August 1898 ein Ende. Seine Beerdigung am 17. August wurde zu einer großen Manifestation der katholischen Sache, und „neben den Vertretern des Adels sah man über 50 Geistliche, welche dem Sarge folgten“ (Dor; vgl. o.); u.a. legten auch die Mitglieder der deutschen Zentrumspar- tei — deren Keimzelle die badische katholische Volkspartei gewesen — Kränze mit Worten des Dankes und der Anerkennung nieder. J. Dorneich nennt Lindau in seinem Band „Franz Josef Buß und die katholische Bewegung in Baden“ („Abhandlungen zur oberrheinischen Kirchengeschichte, 7. Band“, 1979) einen „hinreißenden volkstümlichen Redner und unermüden, geschickten Organisator, diesmal ein Mann aus dem Mittelstand, während bisher die katholischen Führer meist Akademiker und Adlige waren“. Unbestritten war Jakob Lindau die Triebfeder, der die „Katholische Bewegung“ zur Gründung der „Katholischen Volkspar-

tei“ führte. — Mit dem Untertitel „Wandernde Casinos‘ und Parteigründung“ würdigt O. B. Roegele („Die Laien in der Kirche“, vgl. den Sammelband „Das Erzbistum Freiburg 1827–1977“, Freiburg 1977) Lindau als den wahrscheinlich „populärsten“ Politiker Badens. Kaffeetassen und Pfeifenköpfe trugen sein Bildnis. Wo er auftrat, fast zwei Meter groß und mit gewaltiger Stimme begabt, strömten die Zuhörer von weither zusammen. Mit der Gründung einer Art Club (Casino) im Hotel ‚Pariser Hof‘ hatte er so gute Erfahrungen gemacht, daß er auf die Idee kam, damit auf Wanderschaft zu gehen. In vielen badischen Städten wurden ähnliche Einrichtungen getroffen, die den Katholiken Gelegenheit zur freien Aussprache, zur Lektüre der wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften, zu Vorträgen und geselligen Zusammenkünften boten . . . Standesunterschiede wurden nicht beachtet, jedermann hatte Zutritt, auch für das leibliche Wohl war gesorgt, nach Lindaus Parole ‚Vom Magen zum Herzen‘ . . .“. — Dor, auch Verf. des Lebensbildes „Prälat Dr. Franz Xaver Lender“ (1918), resümiert im 7. Kapitel „Veränderte politische Lage“ u.a.: „Während des Sommers 1871 trat Lender im 8. Wahlbezirk für den erkrankten Jakob Lindau als Kandidat auf und wurde Mitglied des deutschen Reichstages.“ Und weiter unten: „Ehrevoll und mit Ruhm bedeckt stand einstens die kleine Kerntruppe, das sog. Festungsviereck, im Landtage da . . . Doch nur kurze Zeit dauerte diese Glanzperiode . . . Zuerst rückte Reinhold Baumstark im Jahre 1871 ab; er war ein Gegner der Zentrumspar- tei im deutschen Reiche. Im Jahre 1881 kehrte er als ‚Wilder‘ in den Landtag zurück und bekämpfte die katholische Volkspartei außerordentlich scharf . . . Auch Lindau trat mit einer gewissen Verbitterung im Jahre 1876 vom politischen Leben zurück . . .“. Die „Unstimmigkeiten im katholischen Heerlager“ mußten zu einer Niederlage und schließlich auch zu Lenders Austritt aus der Landespar- tei führen. — Für den Landtagsabgeordneten

Hansjakob ist Lindau großteils schon historisch gewesen. Wie bereits gesagt, hier soll in keiner Weise auf die fernere Geschichte der Volkspartei bzw. des Zentrums eingegangen werden, vielmehr ist Lindau im Zusammenhang mit seinem Wirken nur als ein Mann der ersten Stunde zu würdigen gewesen. Hätte er anno 1871 sein Mandat nicht bzw. den Parteivorsitz an Lender abgegeben bzw. gesundheitlich abgeben müssen, wäre vielleicht einiges oder vieles anders gelaufen. Doch ist es mühsam, den Treppenwitz und das Als-ob mit Phantasie zu drangsalieren. Lindau war in der Situation der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts eindeutig der rechte, wenn nicht der große Mann für die badischen Katholiken. Er hatte seine Grundsätze, seinen Durchsetzwillen und seine christlich-religiöse Überzeugungen. Solange er körperlich gesund, leistete er seinen Gegnern und allen damit verbundenen Herausforderungen genügend Widerstand und entsprechende Opposition, die nun einmal vonnöten war. Daß er seinen grimmigsten Gegner, den Minister Jolly, dann stürzen sah, mußte ihm Genugtuung geben, wengleich er sich darüber keineswegs taktlos äußerte. Nicht minder gerechtfertigt mußte Lindau

seine politischen Bestrebungen im zunehmenden Einfluß der Zentrumsnachfolgepartei sowie dem Ende der nationalliberalen Kammermehrheit befriedigt sehen. Es wäre in jedem Fall verfehlt, die Leistungen Lindaus in schwieriger politischer Zeit totzuschweigen oder leichtfertig zu vergessen, selbst wenn man persönlich im andern Lager postiert. In diesem Zusammenhang es auch verwundert, in einem Band „Badische Geschichte — Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart — Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg“ (Stuttgart 1979; vgl. Rezension Badische Heimat, H. 1, März 1980) Jakob Lindau überhaupt nicht aufgeführt zu finden.

Mit dem Schlagwort Ultramontanismus — selbst wenn dieses gewissermaßen verfremdet und aus der Zeit heraus als fehl angewandtes Schimpfwort zitiert wird — ist es keinesfalls getan: ein Regierungskurs kann historisch nur ausgelotet werden, wenn man auch die Opposition gebührend zu Wort kommen läßt — und daß es eine solche damals gab, dürfte der vorliegende Abriss des Lindauschen Lebens und Wirkens genügend beweisen haben.

Das Turenne-Denkmal in Sasbach

Reiner Haehling von Lanzenauer, Baden-Baden

Ziel des Sonnenkönigs war es, am Rande des Krieges gegen Holland durch einen Feldzug im Elsaß die Reichstruppen über den Rhein zurückzudrängen. An die Spitze der französischen Truppen hatte Ludwig XIV. einen seiner bewährtesten Feldherrn gestellt: Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne. 1611 als zweiter Sohn des Duc de Bouillon und seiner Ehefrau Elisabeth von Nassau in Sedan geboren, war Turenne mit 19 Jahren in die Armee eingetreten, hatte nach mancherlei Kriegstaten bereits 1643 den Stab eines *Maréchal de France* erlangt. Im Jahre 1675 zwang nun Turenne nach Kämpfen bei Belfort, Altkirch, Mülhausen und Türkheim die kaiserlichen Truppen, auf die rechte Rheinseite abzuziehen. Am 8. Juni 1675 folgten ihnen die Franzosen über eine Schiffsbrücke, die sie bei Ottenheim über den Fluß geschlagen hatten. Eine Begegnung der feindlichen Heere im Raum Bühl-Achern zeichnete sich ab. Am 27. Juli 1675 besetzten die Kaiserlichen die Höhen bei Obersasbach und Sasbachwalden. Ihr Heerführer Montecuccoli ließ auf einer Anhöhe noch eine österreichische Batterie in Stellung bringen, gab sodann ermüdet das Kommando an den Markgrafen Hermann von Baden ab. Unterdessen stellte Turenne seine Soldaten nahe dem Dorf Sasbach zum Kampfe bereit. Da rief man ihn an die vordere Frontlinie, denn es war verdächtiges Vorgehen kaiserlicher Infanterie beobachtet worden. Mit General St. Hilaire in seiner Begleitung ritt der Marschall auf einen Hügel, hielt unter einem Nußbaum. In diesem Moment soll der badische Markgraf in der kurz zuvor eingerichteten Geschützstellung sein Gegenüber erkannt und einen Kanonier be-

fragt haben, ob er sich zutraue, dem da drüben auf dem Schimmel eine Kugel zuzusenden. Die Batterie schoß eine gezielte Salve. Hartnäckig hält sich die Überlieferung, eine Kanonenkugel habe zu Häupten der französischen Offiziere einen mächtigen Ast abgeschlagen, der im Herabfallen den Marschall tödlich verletzte. Demgegenüber berichtet ein Augenzeuge, General St. Hilaire habe gerade auf die fragliche Infanteriekolonnie gedeutet, als auf der gegnerischen Seite zwei Stücke feuerten. Eine der Kugeln habe den erhobenen linken Arm des Generals abgerissen, sodann Turenne in die linke Brustseite getroffen. Sein Pferd habe noch etwa 20 Schritte getan, dann sei Turenne tot herabgesunken¹⁾. Dieses Ereignis entschied die Schlacht, noch ehe sie recht begonnen; unter dem Eindruck des Todes ihres Anführers strömten die Franzosen auf das elsässische Rheinufer zurück.

Den Leichnam seines ruhmreichen Marschalls ließ Ludwig XIV. nach Paris überführen und in der Abtei von Saint-Denis bestatten. Nach der Französischen Revolution wurden die Gebeine aus der Totenruhe gerissen und 1794 im Musée d'Histoire Naturelle zur Schau gestellt. Im Jahre 1800 ordnete Napoleon die Verbringung in ein Ehrengrab im Invalidendom in Paris an²⁾. Der Legende nach soll das Herz Turennes in der Nikolauskapelle in Achern beigesetzt sein³⁾. Französische Quellen lassen indes keinen Zweifel, daß dieses Organ in einem herzförmigen Bleigefäß mit vergoldetem Namenstäfelchen alsbald bei den Karmeliterinnen in der Rue Saint-Jacques in Paris, ab 1693 dann in der Abtei von Cluny aufbewahrt wurde⁴⁾. Im



*Turrens Denkmal bei Sasbach,
errichtet am 27^{ten} Juli 1829.*

Das Denkmal von 1829 (Abb. Generallandesarchiv Karlsruhe, J/Cs 10)

Jahre 1819 wurde die Reliquie der Nachkommenschaft, nämlich dem Grafen de la Tour d'Auvergne Lauraguais, ausgehändigt. Sonach können in der Acherner Nikolauskapelle lediglich die Eingeweide, die beim Einbalsamieren anfielen, belassen worden sein⁵⁾. Allerdings wurde dort bei Nachforschungen im letzten Jahrhundert kein entsprechendes Behältnis gefunden. Grabungen beim Einbau einer Heizung im Jahre 1973 blieben gleichermaßen ohne Erfolg⁶⁾.

Ein Naturstein kennzeichnete bereits im Todesjahr Turennes den Platz, wo der Marschall sterbend zu Boden gesunken war. Dieser Stein wurde später durch eine etwa 1,65 m hohe Stele ersetzt. Sie trägt auf einer Seite die Inschrift: „Hier ist Turennius ver-toetet worden“, auf der nächsten Seite: „Ici fut tué Turenne“ und schließlich auf der dritten Seite: „Hic cecidit Turennius 27 Julii anni 1675“. Der Straßburger Fürstbischof de Rohan faßte den Plan, unmittelbar neben der Stele eine würdigere Gedenkstätte zu schaffen. Im Herbst 1779 erstellte daher der Bildhauer Parisot ein Denkmal in drei Aufsätzen⁷⁾. Nach einer zeitgenössischen Darstellung muß es aus einem liegenden Quader, daraufgesetzt einem stehenden Quader mit dem Relief zweier allegorischer Frauengestalten, einen Lorbeerkranz über eine Gedenktafel haltend, und einem oben darüber gesetzten gezackten Abschlußstein bestanden haben. Nähere Schilderungen fehlen, meldete doch schon unter dem 7. Februar 1780 das Amt Renchen, „... dass heute abend zwischen 4 und 5 Uhr die Turennesche Pyramide durch einen angeprallten heftigen Windstoß übereinandergeworfen und bis auf das unter Stück zerschmettert worden seyn“⁸⁾. Nunmehr beabsichtigte man, anstelle des zerstörten Quaderaufbaus einen Obelisken zu errichten. Zu diesem Zweck erwarb Kardinal de Rohan drei Achtel Joch Feld, unter der Leitung von Parisot machten sich ortsansässige Handwerker um 1786/88 ans Werk. Nordwestlich vom Denkmal er-



Das erste Monument aus dem Jahre 1779
(Abb. Generallandesarchiv Karlsruhe, J/Cs 11)

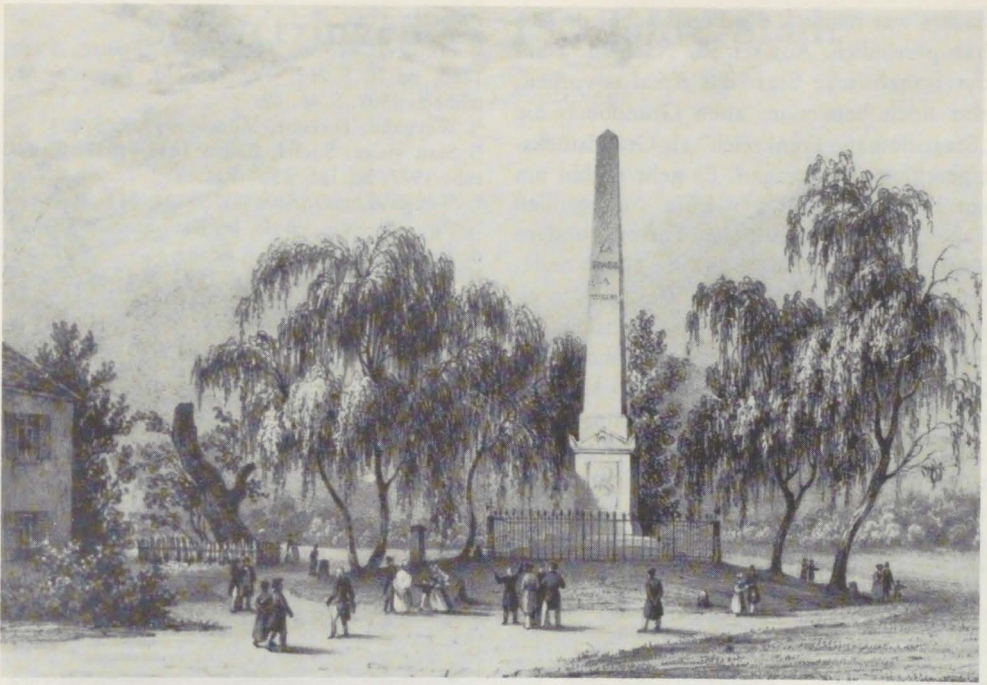
stand ein Wächterhaus als Bleibe für einen Invaliden des Regiments Turenne. Die kriegerischen Ereignisse von 1796/97 ließen Spuren an Haus und Obelisk. In den folgenden Jahren wurden diese Schäden behoben und das Grundstück durch Zukauf vergrößert, um eine gefällige Anlage zu schaffen⁹⁾. Als Wächter zog im Jahre 1802 der französische Korporal Brazy ein, dem die Erlaubnis erteilt wurde, Besuchern des Monuments Wein und Bier auszuschenken¹⁰⁾. Handwerkerrechnungen für die Reparaturen standen indes lange offen, ein Teil des erworbenen Feldes war nicht bezahlt und daher von den Sasbacher Bürgern wieder in Besitz genommen und angebaut worden. Erst im Jahre 1810 beglichen die Straßburger Behörden die rückständigen Forderungen¹¹⁾. Der schlanke Obelisk dürfte recht bald baufällig geworden sein, denn schon im Jahre



*Turennes Tod am 27. Juli 1675 bei Sasbach
(Abb. Generallandesarchiv Karlsruhe, J/cdS 10)*

1826 nahm die Festungsdirektion in Straßburg seine Neuerrichtung in Angriff. Granit aus einem Steinbruch in der Nähe von Sasbachwalden sollte verwendet werden, doch die einheimischen Handwerker zögerten, sich auf schleppende Zahlungsweise beim früheren Auftrag berufend. Erst ein nachhaltiger Wink der Karlsruher Regierung brachte die Arbeiten in Gang, bei denen übrigens auch sechs Insassen des damaligen Zuchthauses Bruchsal eingesetzt worden waren¹²⁾. Im Sommer 1828 war der neue Obelisk weitgehend fertiggestellt. Auf der Vorderseite trug er Turennes Medaillon, darüber den Text: „La France à Turenne“, auf der rech-

ten Seite die Orte seiner Schlachten: „Arras, Les Dunes, Seinsheim, Entzheim, Turckheim“, auf der linken Seite: „Ici Turenne fut tué le 27 juillet 1675“ und auf der Rückseite den Vermerk: „Erigé 1829“. Der Denkmalsockel war von einem schmiedeeisernen Gitter umgeben. Am 28. September 1828 weihte der französische König Charles X. das Monument in Gegenwart des badischen Großherzogs Ludwig feierlich ein. Bereits während der Bauzeit waren Kaufverhandlungen für Grundstücke geführt worden, um unten vom Fuße der Straße von Sasbach nach Achern eine breite Allee heraufzuführen bis an die Gedenkstätte hin. Aus dem alten Grundbuch der Gemeinde Sasbach¹³⁾ wissen wir, daß Bürgermeister Xaver Ketterer am 24. November 1843 an die königliche französische Staatsdomäne 58 Schuh Acker am Gottesackerfeld für 25 Gulden verkaufte, weitere 25 Gulden zugesichert erhielt als Entschädigung für den Schatten, den die anzupflanzenden Alleebäume an der Grenze auf sein verbleibendes Grundstück werfen würden. Französische Pionieroffiziere aus Straßburg überwachten die Anlegung der Allee, die im Jahre 1844 in der heute fortbestehenden Form abgeschlossen war¹⁴⁾. Von nun an wurde die Stätte zum beliebten Ausflugsziel, kein Reiseführer ließ sie unerwähnt¹⁵⁾. Die unheilvollen deutsch-französischen Kriege gingen am Monument Turennes nicht spurlos vorüber. Glimpflich verlief dank Dazwischentretens Besonnener am 24. August 1870 der Versuch einiger aus Karlsruhe angereicherter politischer Hitzköpfe, den Obelisk umzustürzen¹⁶⁾. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges bemühte sich das Stellvertretende Generalkommando des XIV. Armeekorps in Karlsruhe unter dem 11. Dezember 1914 um Eintrag eines Veräußerungs- und Belastungsverbots für das Grundstück, da es sich um Vermögen der französischen Republik handle. Der Bürgermeister der Gemeinde Sasbach wurde Zwangsverwalter. Im Zweiten Weltkrieg wiederholte sich der Vorgang, das Grundstück wurde beschlagnahmt



Das Denkmal von 1829 (Abb. Generallandesarchiv Karlsruhe, J/Cs 12)

und ein entsprechender Vermerk am 5. Oktober 1940 im Grundbuch angebracht. Schon ein paar Tage zuvor, nämlich am 26. September 1940, hatten die braunen Machthaber die stille Gedenkstätte in einem Willkürakt zerstört. Als am nächsten Tage die Steine abgetragen wurden, fand man eine Urkunde, die in einer Holzhülle steckte und mitsamt einer Bleiumfassung eingemauert war. Sie tat kund, daß dieses Denkmal zur Erinnerung an den Marschall Turenne von 1826 bis 1829 mit Granit aus dem Kappeler Tal zum Preise von 40000 Francs erstellt worden war¹⁷). Das Schriftstück wurde im Generallandesarchiv in Karlsruhe verwahrt, nach dem Kriege durch den damaligen badischen Staatspräsidenten Wohleb an Frankreich zurückgegeben. Das Denkmal selbst ist wenige Monate nach Kriegsende in seiner früheren Form neu erstellt und am 5. Oktober 1945 durch den General de Gaulle eingeweiht worden. Das

Wächterhaus hatte unversehrt die Kriegsläufe überstanden. Es wird heute wieder von einem französischen Bediensteten bewohnt. Im Erdgeschoß befindet sich ein kleines Museum mit Fahnen und Erinnerungsstücken, Bildern und Plänen der Kriegszüge Turennes. Auch kann man dort eine der Kanonenkugeln betrachten, die auf Turenne abgefeuert worden waren. Wer allerdings das tödliche „fatal boulet“ sehen will, der muß das Armeemuseum in Paris aufsuchen . . . Die gesamte Denkmalanlage umfaßt eine Grundfläche von etwa 115 Ar. Immer wieder begegnet man der Auffassung, sie sei eine französische Enklave innerhalb deutschen Gebietes¹⁸). Dann müßte es sich um einen getrennten Teil des französischen Staatsterritoriums handeln, auf dem der ausländische Staat Hoheitsrechte ausüben kann. Dafür fehlt jeglicher Anhalt. Ursprünglicher Eigentümer der Denkmalstelle und des Wächter-

hauses war nämlich der Fürstbischof de Rohan persönlich. Aus seinem Nachlaß¹⁹⁾ hat der französische Staat das Areal erworben, war doch bereits im alten Grundbuch die „Staatsdomäne Frankreich“ als Grundstückseigentümer eingetragen. Es geht mithin um ein Privatgrundstück, das im vorliegenden Falle nicht einer natürlichen Person, sondern eben einer Körperschaft — hier einem anderen Staate — gehört. So heißt es auch in einem Bericht des Badischen Staatsministeriums in Karlsruhe vom 10. Oktober 1891 zur Rechtslage des Denkmals, daß keinerlei besondere oder öffentliche Rechte eingeräumt worden seien, mithin nur Privateigentum und Privatverhältnisse in Frage stünden²⁰⁾. Evident ist man auf offizieller französischer Seite davon stets in gleicher Weise ausgegangen.

Neubauten sind heute rings um die Anlage herumgewachsen, ohne deren Stille zu stören. Besucher von jenseits und diesseits des Rheines wandern wieder jahraus, jahrein zu dem Hügel mit dem Obelisken. Symbolhaft spiegelt so die Geschichte des Turenne-Denkmal die wechselhafte Beziehung zwischen Franzosen und Deutschen wider, die nach jahrhundertlang flackerndem Streit in Versöhnung mündete.

Anmerkungen

¹⁾ Bordier/Charton, Histoire de France, Paris 1860, Bd. II, S. 262; Trunkenbold, Turenne, Altenheim 1908, S. 46, 49.

²⁾ Weygand, Turenne, München 1937, S. 204.

³⁾ Statt vieler: Stiefel, Baden 1648—1952, Karlsruhe 1977, Bd. I, S. 45.

⁴⁾ Weygand, aaO (Anm. 2), S. 204, 211.

⁵⁾ Roy, Turenne, sa vie, les institutions militaires de son temps, Paris 1884, S. 383.

⁶⁾ Schneider, Die Ortenau, 1974, S. 172.

⁷⁾ Döbele, Geschichte der Pfarrei Sasbach, Bühl 1950, S. 333.

⁸⁾ GLA (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 229/91 729.

⁹⁾ Einzelheiten bei Döbele, aaO (Anm. 7), S. 335.

¹⁰⁾ GLA 229/91 771.

¹¹⁾ Haas, Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins 1901, S. 260.

¹²⁾ Bericht der Zucht- und Correctionshaus Verwaltung in Bruchsal vom 7. Mai 1827, GLA 337/53.

¹³⁾ Band 2, S. 298.

¹⁴⁾ GLA 233/130.

¹⁵⁾ Statt vieler: Schreiber, Baden-Baden, die Stadt, ihre Heilquellen und Umgebung, Stuttgart 1840, S. 204; ders., Handbuch für Eisenbahn-Reisende durch das Grossherzogthum Baden, Karlsruhe 1846, S. 181; Jensen, Der Schwarzwald, Berlin 1890, Bes. Teil, S. 39.

¹⁶⁾ GLA 233/25 939, S. 26; Neu, Badische Heimat 1962, S. 118.

¹⁷⁾ Abdruck der Urkunde in GLA 229/91 732.

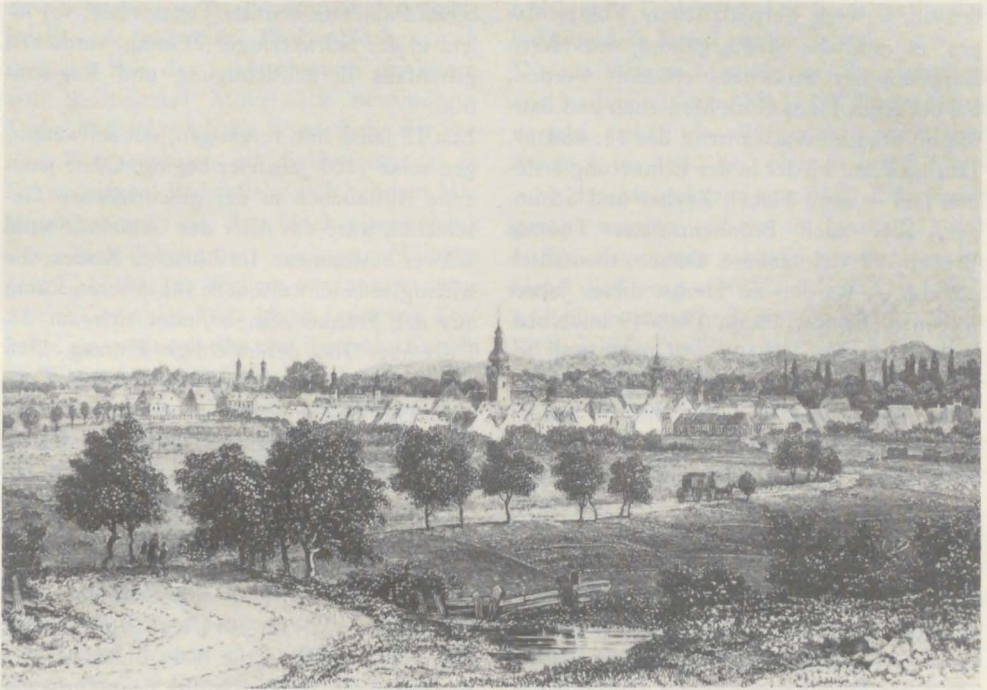
¹⁸⁾ Bender, Baden, Konstanz 1977, S. 137.

¹⁹⁾ Vgl. dazu auch Batzer, Die Ortenau, 1923, S. 30; 1924, S. 77.

²⁰⁾ GLA 233/25 939.

Schwetzingen — 150 Jahre Stadt

Karl Wörn, Schwetzingen



Stadtansicht um 1840. Lithographie von Anton Verhas

Vor 150 Jahren erhielt die Gemeinde Schwetzingen das Prädikat Stadt — Gedanken und Bemerkungen zur Geschichte der Stadt — zusammengetragen zu einem Vortrag am 5. Juni 1983, im Palais Hirsch am Schloßplatz.

Wenn zum Abschluß der Festlichkeiten anläßlich der „150. Wiederkehr der Verleihung des Prädikates Stadt an den Marktflecken Schwetzingen“ ein Vortrag steht, sollte dieser nochmals eine Möglichkeit zur Rückbesinnung geben, aber auch im Schlußwort des Bürgermeisters einen konkreten städteplane-

rischen Ausblick erlauben und „Zukunftsperspektiven“ aufzeichnen, die zu diskutieren, sowohl den Mitgliedern des Gemeinderats aber auch der Einwohnerschaft im insgesamt aufgegeben sind.

Zugleich darf ich vorweg bemerken, daß meine Darlegungen im Kontext mit einer Reihe von Veranstaltungen der Bezirksgruppe Schwetzingen des Landesvereins „Badische Heimat“ zu sehen sind, die bereits hinter uns liegen oder im Verlauf des Jubiläums noch vorgesehen sind. Es soll u. a. erinnert werden an den Beitrag von Herrn

Landesarchivdirektor Dr. Zier, Karlsruhe, „Der Übergang der Kurpfalz an Baden“, der Einblick in die Verhandlungsmethoden an den beteiligten fürstlichen Höfen gewährte; Prof. Dr. Kollnig, Heidelberg, sprach über „Die Pfälzer“, eine bemerkenswerte Charakteristik unseres kurpfälzischen Volksschlages; es muß die Stadtbegehung mit Herrn Bürgermeister Stratthaus erwähnt werden, bei der RKR Hans Götz Menschen und Bauten im Stadttinnern während des 18. und 19. Jahrhunderts wieder in der Erinnerung erstanden ließ — etwa Hebel, Zeyher und Schimper, aber auch Brunnenmeister Thomas Breuer und viele andere. Diesen, thematisch zugehörig, werden im Herbst dieses Jahres folgen: „Die Revolution 1848/49 im Nordbadischen“ (Dr. Zier) und „Goethe und Johann Peter Hebel“ (Ludwig Vögely, KA, einem Kenner Hebels). Alle diese Vorträge dienen und dienen der Erschließung der heimatgeschichtlichen Dimension Schwetzingens, unserer Heimatstadt.

Aber auch eine historische Ausstellung im „Palais Hirsch“, die in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung von der „Badischen Heimat“ arrangiert wurde, trägt zum Geschichtsverständnis bei. Zur Ergänzung dieser Ausstellung haben Schüler der Schimper-Realschule das Modell Schwetzingens, das schon zur 1200-Jahrfeier angelegt wurde, erneuert.

Selbstverständlich gilt es, Brücken zu schlagen zu Ausstellungsstücken, welche am Ende die geschichtlichen Vorgänge in ihrem konkreten Ablauf transparent werden lassen. Nicht zuletzt sind dabei auch Veröffentlichungen zu beachten, die der Stadt, ihrer Vergangenheit und Gegenwart gewidmet sind, so der von der Stadtverwaltung, Stadtkämmerer Wilhelm Heuß u. a. m. als Verfasser geschaffene Bildband zum 150jährigen Jubiläum.

Ein komplettes Verzeichnis aller Druckwerke, die sich ausschließlich mit Schwetzingen befassen, ist als wichtiger Teil darin aufgenommen. An die hundert Buchtitel kom-

men aus dem 18., 19. und dem 20. Jahrhundert zusammen, ohne daß jedoch Werke, die größere Zusammenhänge umfassen oder solche interpretieren, genannt werden. In dieser Hinsicht wird man in Zukunft weitere Forschungsarbeit ansetzen können. Die historischen Publikationen der Tagespresse, vor allem in der Schwetzinger Zeitung, verdienen gleichfalls Berücksichtigung und Registrierung.

Erst 17 Jahre sind vergangen, seit Schwetzingen seine 1200-Jahrfeier beging: Ohne jenes erste Auftauchen in der geschriebenen Geschichte, wäre das Alter der Gemeinde wohl schwer bestimmbar. Im Lorscher Kodex, die wichtigste Nachweisquelle für unseren Raum aus der Frankenzeit, befindet sich am 21. Dezember 766 der wichtige Eintrag. Daß dann bald ein Ober- und ein Unterdorf genannt werden, die erst spät zusammenwachsen, mag nicht unerwähnt bleiben. Die Klammer zwischen beiden Siedlungskernen bilden erst die Burg, dann die Kirche mit dem Kirchhof, das Schloß und ab dem 18. Jahrhundert Schloß und Park. Damit wird aber auch baulich eine Linie festgeschrieben, die nach Westen hin für die Überbauung bis zur Gegenwart gilt und die nicht ohne weiteres übersprungen werden kann: Beim Ortsetter muß man die Vorgaben akzeptieren, bei Umgehungsstraßen ebenso.

Die Wittelsbacher — Pfalzgrafen bei Rhein —, deren Schicksalsstädte vor allem Heidelberg, aber auch Mannheim werden, gewinnen schon früh, spätestens im 12. Jahrhundert Besitz und Eigentum in Schwetzingen und behalten ihn über den Wegzug des Kurfürsten Carl Theodor hinaus. Ihn erreichte der Ruf zur Erbfolge im Jahre 1777, am 30. Dezember aus München. 448 Jahre hatte die Teilung des wittelsbachischen Hauses in die bayerische und in die pfälzische Linie bestanden. Es ist nicht die Absicht, die unermeßlichen Verdienste der letzten kurpfälzischen Wittelsbacher um Schwetzingen zu loben — es geschah oft. Es soll auch keine soziale Ausdeutung der Menschenschicksale im Ab-

solutismus jener Tage — und keine machtpolitische Darstellung der absolutistischen Herrschaftsperiode erfolgen.

Eine Spiegelung des Stadtwappens sei gestattet.

Vor Tagen wollte es ein Glücksumstand, daß eine Schwetzingener Studiengruppe der Volkshochschule im Palazzo Pitti in Florenz in einem der Säle des Silbermuseums ein kunstvoll gearbeitetes Möbelstück bewunderte. Dabei entdeckte ich die Wiedergabe der beiden Wappensäulen am Schloßeingang zu Schwetzingen. Es handelte sich bei dem Mahagonischrank um das Hochzeitsgeschenk des Pfalz-Neuburgers Johann Wilhelm (1690—1719), Jan Wellem genannt, an seine zweite Gemahlin Anna Maria Luise von Toscana, einer Medici. Ihr sind die sechs Kugeln im Wappen der Medici zuzuordnen, die fünf roten und die sechste blaue mit den von Ludwig XIV. verliehenen Lilien. Das andere Wappen ist das der Kurpfälzer, wobei der pfälzische Löwe nach rechts schaut. Welch ein guter Zufall zur rechten Zeit! Und gleich noch ein weiterer nicht allgemein bekannter Hinweis. Adalbert Prinz zu Bayern läßt in seinem 1979 erschienenen Werk „Die Wittelsbacher“ wissen: Seit dem Jahre 1240 übernimmt die Familie der Wittelsbacher die blau-weißen Rauten — heraldisch richtig Wecken genannt — durch Heirat von den Grafen von Bogen und behält sie bei, bis sie vom Freistaat Bayern in die Gegenwart gebracht werden und auch das Silber-Weiß/Blau im Raume der ehemaligen Kurpfalz bleibt.

Dieses Silber-Weiß findet man auch im Schwetzingener Stadtwappen wieder; der helle, silberne Ring liegt auf dem blauen Grund der unteren Schildhälfte. Der pfälzisch-goldene Löwe, rot bewehrt und rot bezungt, wachsend und nach links schauend steht vor schwarzem Grund. Ihn kümmert der heraldische Streit um die Blickrichtung nicht.

Eine ebenso und durchaus bemerkenswerte Tatsache betrifft das Siegel der Stadt Schwetzingen. Seine Entwicklung ab dem

15. Jahrhundert hat Wilhelm Heuß mehrfach geschildert. Seit dem Jahre 1891 führte die Stadt ein Siegel mit der Umschrift „Bürgermeisteramt Schwetzingen“, mit welchem das Großherzogliche Badische Generallandesarchiv indessen nicht zufrieden war. Es stellte heraldische Fehler fest. Die Stadt mußte das beanstandete Siegel zurückziehen.

Die fünftürmige Mauerkrone, die eigentlich erst Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern zusteht, behält das Bürgermeisteramt aber dennoch bis 1960 bei, obwohl seit Einführung der Mauerkrone erst 5600 Einwohner gezählt wurden und erst im Jahre 1933 der 10 000. Einwohner geboren worden war. Im Siegel ließ man die Mauerkrone ab 1960 schließlich weg, und die Umschrift „Stadt Schwetzingen“ trat anstelle von „Bürgermeisteramt“. Eine Stadtmauer hat es in Schwetzingen nie gegeben, weder um das Dorf, noch um die Stadt. Allenfalls waren dies Holzabgrenzungen wie große und kleine Planken.

Blieben einige Worte über die Stadtfahne anzufügen: Bei ihr werden die heraldischen Farben Silber-Weiß/Blau der Kurpfalz übernommen. Nach meinem Wissensstand wurde es bis jetzt jedoch nicht offenkundig, ob und wann eine Stadtfahne offiziell verliehen wurde. Schwetzingen hat jedenfalls die weiß-blaue Flagge.

Mit der Verlegung der kurfürstlichen Residenz von Heidelberg nach Mannheim rückte Schwetzingen mit seinem Schloß vorübergehend für kurze Zeit in den Mittelpunkt der Kurpfalz. Doch bewirkten die dem Tode des Kurfürsten Karl Philipp (1742) folgenden Jahre unter seinem Nachfolger Carl Theodor Schwetzingen eine goldene Epoche.

Für unser Thema sind zwei Punkte von absoluter Bedeutung. Erstens: Für die Bebauung des Dorfes, dann des Marktfleckens, letztendlich der Stadt bis hinein in unsere Tage und wohl darüber hinaus in die Zukunft stehen folgende Vorgaben fest: das Schloß, der Park, der Schloßplatz, die Prachtstraße nach Heidelberg, als Maulbeerallee von Ost nach

Großherzoglich Badisches Staats- und Regierungs-Blatt.

Carlsruhe, den 2ten April 1833.

V e r o r d n u n g .

(Die Einsendung der Holzbedarfs-Listen der Gemeinden betreffend.)

Da die Forstämter angewiesen sind, die Waldungen der Gemeinden in den Monaten Mai bis Juli zu visitiren, dabei aber nach der Bestimmung des §. 13. der Verordnung vom 31sten August 1832. sich von der richtigen Ausführung des vorjährigen Wirthschafts- und Hiebplans zu überzeugen und insbesondere die Holzbegebrlisten für das nächste Wirthschaftsjahr an Ort und Stelle zu prüfen, so findet man sich veranlaßt, den Termin zur Einsendung der Holzbedarfslisten der Gemeinden auf den Monat April mit dem Anfügen festzusetzen, daß die Uebergabe der Liste an den Förster in doppelter Fertigung geschehen müsse.

Die Kreis-Regierungen sind mit der Sorge für den Vollzug dieser Verordnung beauftragt. Carlsruhe den 22sten Merz 1833.

Ministerium des Innern.

Winter.

Vdt. v. Stengel.

B e k a n n t m a c h u n g e n .

(Die Ertheilung des Prädikates: „Stadt“ an den Marktflecken Schwellingen.)

Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben gnädigst geruht, dem Marktflecken Schwellingen das Prädikat: „Stadt“ zu ertheilen, was hierdurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird. Carlsruhe den 15ten Merz 1833.

Ministerium des Innern.

Winter.

Vdt. Stemmler.

West angelegt und zu Anfang Carl-Theodor-Straße geheißen, und die Lindenallee, welche als Nord-Südachse von Mannheim in die Gemeinde hineinführt, nach Karlsruhe am Leimbachkanal abbiegt und mit einem Arm nach Oftersheim eilt. Dieses Grundmuster für alle weiterführenden Bebauungen wurde schon damals vorgegeben.

Zweitens: erfährt die Sommerresidenz eine bedeutsame politische Aufwertung durch die Verleihung der Marktrechte. Am 10. November 1759 wurde das Privileg zur Abhaltung von Wochen- und Jahrmärkten und zur Erhebung eines Wegegeldes erteilt. Damit wurde der Marktflecken Schwetzingen aus dem Kreise der nachbarlichen Ortschaften des Oberamtes Heidelberg herausgehoben und konnte so die schweren wirtschaftlichen Einbußen, die der Wegzug des Hofes nach München mit sich brachte, auf Dauer besser überwinden. Sommerresidenz und Marktrechte hatten in handwerklichen, bäuerlichen, gesamtwirtschaftlichen Bereichen Impulse gegeben, die weit in das folgende Jahrhundert und in die Gegenwart noch wirken; man denke nur an den Anbau von Spargeln und deren Konservierung oder an den Hopfenanbau — Schwetzingen hatte ein eigenes Hopfensiegel —, die vielen Braustätten und nicht zuletzt den Tabakanbau, der bis in unsere Tage ein bedeutsamer Wirtschaftsfaktor geblieben ist. Die Wirtschaftsgeschichte Schwetzingens, die auch die Geschichte einzelner ansässiger Betriebe widerspiegelt, ist als Diagramm in „Schwetzingen, lebendige Stadt“ beschrieben. Was wurzelhaft angelegt war, entfaltete sich im 19. Jahrhundert zu gutem Wachstum.

Aber, Sorgen hatten die damaligen Einwohner des Marktfleckens natürlich auch. Auswanderer gab es, die in die Neue Welt und nach England zogen und die dort nach ihrem Herkommen einfach „Pfälzer“ genannt wurden. Um 1790 notierte man für Schwetzingen noch lediglich 1500 Seelen (Einwohner). Die Kurpfalz wurde in dieser Zeit von München aus regiert; von 1799 an von Max IV.

Joseph, der ab 1806 König von Bayern wurde (Pfalz-Birkenfeld).

In Paris aber war längst die Französische Revolution ausgebrochen, welche nach dem Ende der Kriegswirren eine einschneidende politische Neuordnung unseres Raumes notwendig machte. Bei der Vorbereitung zum Reichsdeputationshauptschluß 1803 als Ergebnis des Friedens von Lunéville (1801) hatten die Unterhändler Napoleons ein relativ leichtes Spiel, die Kurpfalz von Bayern wegzuholen, weil sie doch recht weit von den Stammländern entfernt lag und die Verwaltung „schlampig“ geworden war. Daneben gab es aber auch machtpolitische Erwägungen! Schwetzingen kam mit Heidelberg und Mannheim an die Markgrafschaft, nach dem nachmaligen Großherzogtum Baden. — Daß in der Mentalität echter Schwetzingen bis zur Stunde eine große Anhänglichkeit an die kurpfälzische Epoche zu verspüren ist, mag man an freiwillig gewählten Bezeichnungen vieler Vereine oder z. B. auch Gastwirtschaften mit und aus dem Wort Kurpfalz ablesen. In den Organisationsedikten der badischen Großherzöge nach dem kurpfälzischen Gebietszuwachs wird spür- und ablesbar, daß die Einbindung der Neuerwerbungen an das ehemals markgräfliche Staatsgefüge sich von Nord nach Süd vollzieht, der Orientierungspunkt wird die neue Residenz und Hauptstadt Karlsruhe, wogegen die kurpfälzisch-bayerische Verwaltungslinie eindeutig von Ost nach West verlief. In dieser Zeit aber wird Schwetzingen Sitz eines Bezirksamtes; ein Amtsgericht, Finanz- und Zollamt werden eingerichtet. Außer den damaligen Bezirksamtämtern sind sie bis heute noch in der Stadt. Das Bezirksamt Schwetzingen wurde am 1. 4. 1924 aufgehoben und mit dem Bezirksamt Mannheim vereinigt, das 1939 die Bezeichnung „Der Landrat“ erhält, aus dem dann das Landratsamt mit gewähltem Landrat wurde.

Die eben beschriebene Zentralfunktion führte fast zwangsläufig zu einer Konsequenz: Am 15. März 1833 erhält der Markt-

flecken durch Entschließung des badischen Großherzogs Leopold das Prädikat „Stadt“ auf dem Wege einer innerministeriellen Bekanntmachung. In diesem Zusammenhang sind die Aktivitäten von Bürgern zu erwähnen, die als „Achtuhrgesellschaft“ im „Wilden Mann“ zusammenkam. Die Verleihung des Prädikates Stadt ist in der neuen Publikation „150 Jahre Stadt Schwetzingen“ samt den betreffenden Anträgen lückenlos dokumentiert. 1833 rücken ein Bürgermeister und als Bürgervertreter ein Gemeinderat an die Spitze der Stadt und lösen den Vogt ab. Sie bleiben es bis in unsere Tage mit Ausnahme der Nazizeit, während welcher sie vorübergehend nach dem Führersprinzip zu Ratsherren umfunktioniert wurden.

Die badische Epoche bringt ein stetes Wachstum, vor allem in der Gründerzeit. Bemerkenswerte Umwandlungen ergibt die Revolution von 1848/49, die restaurative Epoche. Nach 1871 und dem gewonnenen deutsch-französischen Krieg vollzog sich ein kontinuierlicher Aufbau in einer langen Friedenszeit bis 1914, dem Ausbruch des ersten Weltkrieges, welcher die Niederlage des kaiserlichen Deutschlands brachte.

1919, nachdem der letzte Reichskanzler, Prinz Max von Baden, abgedankt hatte, entstand so die Republik Baden. Während der Weimarer Republik, die viel Sorgen und Nöte im Grenzland Baden hervorrief, stagnierte die Entwicklung der Stadt trotz vieler Anstrengungen aus begreiflichen Gründen. In die Tage der „Machtübernahme“ fällt 1933 schließlich die Jahrhundertfeier der Stadterhebung von Schwetzingen, 1833 bis 1933.

Von Bürgermeisterstellvertreter Leopold Stratthaus, nebenbei einem Großonkel vom amtierenden Bürgermeister Gerhard Stratthaus, hatte in schweren Tagen nach erfolgter Wahl Dr. Trautmann am 4. 11. 1929 das Amt des Bürgermeisters übernommen. Er eröffnete die Hundertjahrfeier, an die sich noch manche der älteren Bürger werden erinnern können, mit einem Vortrag über „Das Jahr

im Zeichen der Heimat“. Weitere Vorträge bestritten damals der Ehrenbürger der Stadt, Ministerialrat Dr. Fritz Hirsch, Karlsruhe, Redakteur Oswald Zenkner, Regierungsrat Blank, Dr. Otto Kleinschmitt und Dr. Martin vom Landesverein „Badische Heimat“. Andere mehr trugen zum Gelingen bei. Am 10.–13. Juni 1933 fand die eigentliche Jahrhundertfeier in Form eines Heimattages mit Fackelzug, Stadtbeleuchtung, Bürgerbankett und dergleichen mehr statt. Aber weder dieses Fest, noch die vergangenen Feiern konnten den totalen Umbruch im innenpolitischen Bereich vertuschen, ja man wollte dies auch gar nicht. Als der Landesverein „Badische Heimat“ am 24. September 1933 den „Hebeltrunk“ zusammen mit der Stadt ausrichtete, war Dr. Trautmann am 14. 8. 1933 bereits durch Festnahme aus dem Amt geschieden. Nach dem Krieg war er dann von 1948 bis 1966 wie schon zuvor Bürgermeister in Walldürn und ist 1974 in Offenburg verstorben. —

Die Zeichen der neuen Machthaber waren gesetzt und im Herbst 1933 rückte Artur Stober auf den Sessel des Bürgermeisters unter nazistischen Vorzeichen. Am 22. 12. 1933 wurde er in Anwesenheit des Bürgerschaftsausschusses, der 28 Mitglieder zählte, in sein Amt eingeführt. Von nun an vollzogen sich grundlegende Änderungen in unserer Stadt: Alles wurde gleichgeschaltet und der NSDAP verpflichtet, die Jugendverbände, Gewerkschaften, Berufsorganisationen oder Parteien wurden verboten oder in entsprechende NS-Gliederungen übergeführt. Auch die Kirchen setzten sich nicht mehr durch, sie beschränkten sich auf passiven Widerstand. Widerstrebende wurden in Haft genommen, vor allem waren dies ehemalige Sozialdemokraten und Kommunisten. Der Sozialdemokrat Fritz Schweiger büßte seinen Widerstand mit dem Leben. Ein Gedenkstein auf dem Friedhof erinnert an ihn; ein Denkmal an andere Verfolgte des NS-Regimes. Der politische Gegner wurde zum internen Feind gemacht. Zum Bürgermeister trat der

oft weit einflußreichere Ortsgruppenleiter der NSDAP.

Zunächst schienen die Maßnahmen der neuen Machthaber zu greifen; schließlich rannte aber Hitler doch in den 2. Weltkrieg.

Wie es vielen früheren jüdischen Mitbürgern ergangen ist, haben Albrecht Lohrbächer und Dr. Rittmann in der dankenswerten Schriftenreihe der Stadt im Jahre 1978 dokumentiert. Ein Erinnerungsstein befindet sich am Platz der ehemaligen Behelfssynagoge — am nördlichen Schloßflügel an der Zeyherstraße.

— Noch ehe die amerikanischen Truppen kämpfend und schließlich siegreich in Schwetzingen eindrangen, hatte Artur Stober die Stadt längst verlassen. Er starb 1947 im Internierungslager in Ludwigsburg.

In Schwetzingen herrschte Besatzungsrecht und Hunger und Elend und Not. Zum Bürgermeister wurde Ernst Karl, Oberstudiendirektor des Hebel-Gymnasiums, von den Amerikanern eingesetzt. Nach verschiedenen Mißhelligkeiten stellte Karl einen Antrag auf Entlassung, welchem auch stattgegeben wurde. Am 6. Juni 1945 wurde im Einvernehmen mit der amerikanischen Besatzungsmacht der Schwetzinger Rechtsanwalt Dr. Valentin Gaa vom Landrat in das Amt des Bürgermeisters berufen. Der Gemeinderat bestätigte wenig später den neuen Bürgermeister durch Wahl.

Dr. Valentin Gaa stand vor fast unlösbaren Problemen: Die Bevölkerung war mit allen Notwendigkeiten des täglichen Lebens, mit Wohnung, Nahrung, Kleidung oder Heizung zu versorgen. Flüchtlinge und gewalt- sam Vertriebene strömten in die Stadt; sie waren aufzunehmen, einzugliedern und in Arbeit zu bringen. Diese heute voll integrierte Bevölkerungsgruppe hatte wie die aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Soldaten oft Schreckliches auszuhalten und Unsagbares erdulden müssen. Viele starben, ihre Gräber mahnen zum Frieden! Dr. Gaa hat diese ungeheure Aufgabe energisch angepackt und geholfen, wo immer er konnte. Später hat Dr. Valentin Gaa als Landrat des

Landkreises Mannheim, als Mitglied der Verfassungsgebenden Landesversammlung Württemberg-Baden, als Landtagsabgeordneter und in anderen Ämtern vieles für seine Heimatstadt Schwetzingen getan. Sein Name bleibt auch mit der Gründung der Schwetzinger Festspiele, denen er zusammen mit Alex Möller den Weg bereitete, immer verknüpft. Im Mai haben wir das besondere Flair, welches die Festspiele über die Stadt alljährlich im Mai/Juni breiten, erleben können. Die Geschichte dieser Schwetzinger Festspiele befindet sich als Druckwerk des Süddeutschen Rundfunks ebenfalls in der Ausstellung.

Mit Franz Dusberger wählte am 22. Februar 1948 die Bevölkerung einen alteingesessenen Schwetzinger Bürger, der unter den Pressionen der NS-Machthaber manches hatte erliden müssen. Als aufrechter und tapferer Mann „regierte“ er die Stadt wie ein guter Hausvater. Seine spätere Ernennung zum Ehrenbürger durch den Gemeinderat der Stadt wurde seitens der Bevölkerung sehr begrüßt. 1969 verstarb der Altbürgermeister.

Eine Unterhaltung mit Bürgermeister Dusberger ist mir in Erinnerung geblieben. Er sagte damals: „Umgehungsstraßen sind für Schwetzingen nicht wünschenswert, zu viele Besucher würden an der Fremdenverkehrsstadt vorbeierollen.“ 1983 sehen die Bedingungen anders aus. —

So grundlegend können sich innerhalb weniger Jahre die Verhältnisse ändern.

Vor allem der Verbesserung der bildungspolitischen Struktur hat sich der Nachfolger Dusbergers, Bürgermeister Hans Kahrman, der 1954 von der Bevölkerung im 2. Wahlgang gewählt wurde, gewidmet. Die Bevölkerung erschrak, als sie schon am 24. 12. 1961 erfahren mußte, daß der beliebte Hans Kahrman in seinem Amtszimmer einem Herzschlag erlegen war. Sein Nachfolger wurde der Heidelberger Rechtsanwalt Kurt Waibel, der am 14. 1. 1962 zunächst auf 8 und dann auf weitere 12 Jahre in das Amt des Bürgermeisters gewählt wurde. Auch er

schied vorzeitig, wie sein Amtsvorgänger durch Tod kurz vor Erreichen des Endes der 2. Amtsperiode aus. Er starb am 23. September 1981. Wie beim Amtsübergang Kahrmann/Waibel der seinerzeitige Oberstudienrat Adolf Schmitt für wenige Wochen die Amtsverwesung übernommen hatte, führte nach der schweren Erkrankung von Kurt Waibel Oberstudiendirektor Walter Bährle für viele Monate die Geschäfte als Bürgermeisterstellvertreter.

Kurt Waibel war als der am längsten amtierende Bürgermeister der Stadt Schwetzingen fast 20 Jahre im Amt. Er setzte die Verbesserung der gesamten Infrastruktur der Stadt fort, wobei ihm die gute wirtschaftliche Lage und das harmonische Zusammenwirken mit dem Gemeinderat der Stadt zugute kamen. Größere Projekte konnte er in Zusammenarbeit mit den Nachbargemeinden in Zweckverbänden lösen.

Bei der Gemeindereform konnten und wollten die Gemeinden ihre eigene Souveränität bewahren, obwohl sie wie Plankstadt, Oftersheim und Brühl mit Schwetzingen baulich bereits fest zusammengebunden sind und Ketsch zum Greifen nahe rückt und die Anlehnung an Mannheim ebenfalls vollzogen ist.

Sehr am Herzen lagen Kurt Waibel die Schwetzingener Festspiele, um die er sich mit hervorragendem Einsatz annahm. Auch das zentrale Erfordernis guter Partnerschaft seiner Bürger über die nationalen Grenzen hinaus erkannte er und schloß einen entsprechenden Vertrag zur Jumelage mit der französischen Partnerstadt Lunéville.

Ein waches Auge hatte der Bürgermeister ebenfalls für sich wandelnde Strukturen. Um dem wachsenden Wertverständnis zunehmender Freizeit entgegenzukommen, wurde der Bau der Freizeitanlage „Bellamar“ in Verbandsgemeinschaft mit Oftersheim erstellt. In diesem Zusammenhang soll aber auch die Leistung des Kreises für unsere Stadt noch anerkennend genannt werden, z. B. die Errichtung von Berufsschulen. —

Mit Landrat Albert Neckenauer stellt Schwetzingen zum 2. Mal nach Dr. Valentin Gaa einen Mitbürger für das wichtige Amt des Landrates. Am 29. 1. 1982 wurde Bürgermeister Gerhard Stratthaus auf sein Amt vereidigt. Zusammen mit Gemeinderat und Bevölkerung wird er die Zukunft bei schwierigen Bedingungen meistern müssen.

Darüber hinaus mögen ein paar Zahlen hier ihr Interesse finden: Am 31. 12. 1981 zählte man in Schwetzingen 18 452 Einwohner, davon 8702 männliche und 9750 weibliche; 7881 davon gehören der evang. Kirchengemeinde, 8509 der kath. Kirchengemeinde an und 2062 zählen sich anderen Bekenntnissen zu. Die Zahl der Haushalte wird mit 6933 angegeben. Die Gemarkungsfläche ist mit 2170 ha beziffert, darunter 772 ha Wald — 12 ha weniger als 1963 —. Überbaut sind rund 530 ha, diese Fläche nennt man Ortsetter.

Es war innerhalb dieser Zeilen nicht möglich, über Kunst und Kultur, über Kirchen, über Handel und Wandel, über Schienen- und Straßenverkehr, über Schwetzingen als Garnisonstadt, über besondere Nöte der ausländischen Mitbürger zu berichten. Die sonniigen Jahre der kleinen kurfürstlichen Sommerresidenz liegen im 18. Jahrhundert. Die Gemeinde erhält Marktrechte und damit den Charakter eines Marktfleckens. Eine zentrale Funktion wächst Schwetzingen zu, die letztlich als Mittelzentrum der Gegenwart noch vorhält.

Die Erhebung zur Stadt im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts festigt durch weitere Rechtszumessungen diese Stellung. Um die Wende zum 20. Jahrhundert ist Schwetzingen eine aufstrebende Kleinstadt, die auf festen wirtschaftlichen Boden gegründet ist.

Alles, was das folgende Halbjahrhundert bringt, kann sich aus dem Grundstock entwickeln, der in den beiden letzten Jahrhunderten nach der totalen Zerstörung im 17. Jahrhundert, geschaffen worden ist. —

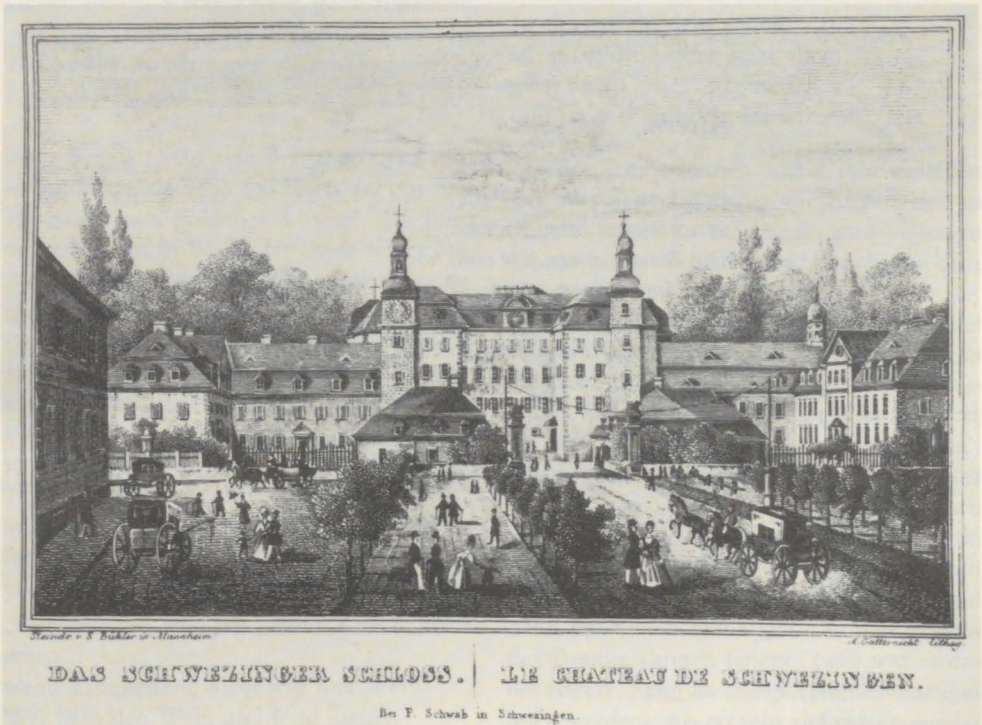
Das 18. Jahrhundert steht ganz im Zeichen der kurfürstlichen Hofhaltung, das nachfol-

gende im Zeichen bürgerlichen Fleißes und zähen Aufbauwillens — aus Untertanen sind nach Freiheit strebende Bürger geworden. Das 18. Jahrhundert ist das kurpfälzische, das 19. und das 20. bis zum Ende des Ersten Weltkrieges das großherzoglich-badische, danach folgen das badisch-republikanische und nach den Tagen der Nazidiktatur und Besatzungszeit letztendlich die Jahre und Jahrzehnte im demokratischen Rechtsstaat Baden-Württemberg.

Jenes 18. Jahrhundert ist das agrarisch orientierte. Nach der Freisetzung der Bauern und den Veränderungen der Arbeitsweisen in der Landwirtschaft bringen intensive Bodenbearbeitung und -düngung Voraussetzungen für die Kulturen von Handelsgewächsen, die un-

sere Gegend so bekannt machten und noch machen. Erste Orientierung in neuen Techniken und Industrien öffnen weite Möglichkeiten. Es folgen die stürmischen Gründerjahre, danach wirtschaftliche Blüte und Nöte im Wechsel. — Nach den Kriegen entsteht in Schwetzingen ein völlig verändertes Sozialgefüge, eine nachhaltige Veränderung der Bevölkerungsstruktur.

In den Tagen der Kurfürsten blühen Kunst, Kultur und Wissenschaft für einen kleinen Kreis am Hofe. Im 19. und unserem Jahrhundert drängt der Bürger selbst nach Bildung und Kultur — er hat teil an Kunst und Wissenschaft und gestaltet sie selbst. Schwetzingen ist wichtige Schulstadt, ist Sitz der



Das Schwetzingen Schloß

Fachhochschule für Rechtspflege. — Es ist Hort bedeutender Festspiele, die modernes Mäzenatentum unterhält. Betrachtet man die Stadt in ihrem heutigen politischen Umfeld, so wird sie in Zukunft sicher geprägt werden durch eine Rückbesinnung der Menschen auf die Schaffung besserer Lebenswerte, auf die

sorgfältigere Pflege der Umwelt, auf die Überwindung der Vernichtung von Arbeitsplätzen durch Rationalisieren — um nur einige Gesichtspunkte zu nennen. Eigentlich, so wird man sagen können, rücken ideelle-humane Positionen an die rein materiell wünschbaren Erleichterungen.

Altern.

*Es neigen sich die Tage alle
verschollenen Stränden zu.
Die Wälder atmen wie einst noch,
auch die Erinnerungen haben noch ihren Traum,
aber die Flügel der Vögel unter dem Himmel
sind irgendwie dunkler geworden, rätselvoller,
und auch die späte Sonne
ist eine andere.*

Karl Seemann

Lehrjahre im Gasthaus

Zur Herkunft einiger südwestdeutscher Dichter

Johannes Werner, Karlsruhe

Der Zusammenhang zwischen den Kindheits-eindrücken und Lebensschicksalen des Künstlers und seinen Werken als Reaktionen auf diese Anregungen gehört zu den anziehendsten Objekten der analytischen Betrachtung.

Sigmund Freud

„Meum est propositum/in taberna mori“⁽¹⁾ — in einer Schenke, einem Gasthaus zu sterben, war vielleicht wirklich das Los dessen, der dieses alte und bekannte Lied gedichtet hat; aber anderen wurde es zum Schicksal, in einem Gasthaus geboren zu sein. (Mit gutem Grund sprach Stefan Zweig, ganz allgemein, von den „frühen Jugendtagen, deren Eindrücke die Fundamente aller künstlerischen Entwicklung sind“⁽²⁾)

Zum Beispiel: Sebastian Brant, geboren 1458 in Straßburg als Sohn des Wirts der ‚Großen Herberge zum goldenen Löwen‘. Als Jurist wirkte er erst in Basel, der Stadt seiner Studien, dann wieder in Straßburg, wobei er zugleich mit zahlreichen Werken, durchaus nicht nur mit juristischen, an die Öffentlichkeit trat. Aber berühmt, und zwar weit über seinen oberrheinischen Wirkungskreis hinaus, wurde er erst durch das ‚Narrenschiff‘, jenen umfassenden Angriff auf die typischen Torheiten seiner Zeit. Er erledigte sie freilich auf gar nicht akademische, sondern vielmehr sehr volkstümliche und witzige Weise — so etwa auch das unmäßige Essen und Trinken: „Der Mensch wär frei, müßt Knecht nicht sein, wenn Trunkenheit nicht wär und Wein. Wer liebt den Wein und fette Bissen, muß ewig Glück und Wohlstand missen.

Dem Vater wie dem Sohn wird Leid, manch Unglück und vor allem Streit, wenn man sich füllt wie eine Kuh und will ’nem jeden trinken zu. Sehr viele, nur auf Praß bedacht, verschlemm’n die Zeit bei Tag und Nacht; der Wirt, der kennt sie, trägt ihn’n zu die beiden Keulen einer Kuh, bringt ihnen Mandeln, Feigen, Reis — wann’s wird bezahlt, nie einer weiß. Ein stattlich Heer würd weis bald sein, wenn Weisheit steckte in dem Wein, den sie sich einfülln ohne Ruh. Je einer trinkt dem andern zu: ich prost dir zu, ich reize dich, gibst du’s zurück, pariere ich und revanchier mich, bis wir voll“⁽³⁾)

Als Brant dies schrieb, stand ihm vielleicht das väterliche Gasthaus vor Augen, wo es ohnehin vieles zu sehen gab, und in seinen Ohren klang vielleicht auch noch der dort übliche Ton⁽⁴⁾.

Von gleicher Art war Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, geboren 1621. Schon der Großvater war Bäcker und Wirt im hessischen Gelnhausen; wahrscheinlich gehörte ihm die Wirtschaft ‚Zum Goldenen Stern‘, und ebenso wahrscheinlich ist es, daß in ihr der Knabe nicht nur zur Welt kam, sondern auch aufwuchs, zumal der Vater, der in Back- und Gaststube mitgeholfen hatte, früh starb⁽⁵⁾. Ein paar Jahre später verschwand dann der kleine Hans Jacob in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges (und was er dabei erlebte, kann im ‚Simplicissimus‘ nachgelesen werden). Als er, sehr viel später, wieder auftauchte, stand er in Schauenburgischen

Billich in kunfftig armüt feltt
 Wer stäts noch schleck vnd füllen stelt
 Vnd sich den brassern zü geselt



Von fullen vnd prassen

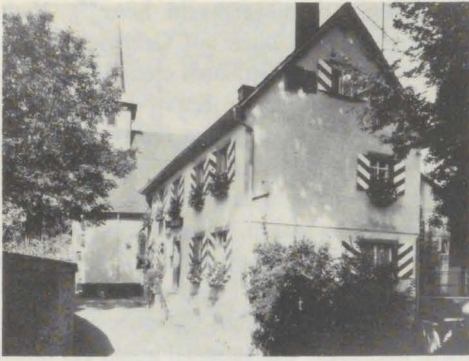
Der düt eym narren an die schü
 Der weder tag noch nacht hat rüw
 Wie er den wanst füll / vnd den buch
 Vnd mach vß jm selbs eyn wynschluch

Diensten, erst als Schreiber in Offenburg, dann als Schaffner in Gaisbach im Renchtal, dem Stammsitz seines Dienstherrn; und dort etablierte er sich bald auch als Wirt. Das Haus, das er übernahm, befand sich freilich in einem sehr schlechten Zustand und bedurfte daher sehr vieler Reparaturen, wie aus den reichlich erhaltenen Rechnungen noch klar hervorgeht⁶⁾. Daß „ich zwar ein wolgelegten steinern Wirthshaus fand wie ein Schloß/aber darum weder Oefen/Thüren/Läden noch Fenster/also daß ich beynahe soviel zu bauen hatte/als wann ichs von neuem hätte angefangen⁷⁾“ — dies sagt zwar der Springinsfeld, Titelheld einer späteren Erzählung Grimmelshausens, aber aus ihm spricht ganz offenbar der Autor selbst.

Im eben genannten Werk wird auch erzählt, daß einmal ein Mann, scheinbar ein Schreiber wie jener Springinsfeld, eine Gaststube betrat, „und gleich hernach folgte ein über-rheinischer Baur/der ohn zweiffel ein Rebmann war/dieser ruckte vor jenem die Kappe/und sagte/Herr Schaffner ich bitte ihr wollet mir einen Reichsthaler geben/damit ich mein Kärst aus der Schmitten lösen möge/alwo ich sie hab gerben lassen; Ach! was zum Schinder ist das? antwortet jener/was machstu mit der Gerst in der Schmitten? ich hab vermeinet/man gerbe sie in der Mühlen; meine Kärst! meine Kärst! sagte der Baur/ich hörs wohl/antwortet der Schaffner/vermeinstu dann ich sey taub? mich wundert nur was du damit in der Schmitten machst/sintemal man die Gersten in der Mühl zu gerben oder zu rölln pflegt! Ey Herr Schaffner/sagte der Baur/ich sage euch von keiner Gersten/sonder von meinem Kärsten/damit ich hacke; ja so! antwortet der Schaffner/das wäre ein anders/und zehlet damit dem Bäuerlein einen Thaler hin/den er auch gleich in seine Schreibttaffel auffnotirte; ich aber gedachte/sollestu ein Schaffner über Rebleuth seyn/und waist noch nichts von den Kärsten? dann er befahl dem Bauren/daß er solche zu ihm bringen solte/um zusehen was es vor Creaturen wären/und was

der Schmid daran gemacht hette⁸⁾. Vielleicht ist dies ein Blick auf Grimmelshausen selbst (der zuerst wohl auch nicht wußte, daß das alemannische Wort ‚Kärst‘ die Feldhacke bezeichnet) oder auf einen seiner Kollegen; gewiß ist es ein Blick in seine Gaisbacher Wirtschaft und zugleich auf die, die in ihr verkehrten. Es waren, wie ebenfalls noch aus den Rechnungen hervorgeht,⁹⁾ vor allem Rebleute, Fuhrleute, Handwerker und Bauern; aber auch Geistliche, Beamte, der Schultheiß und sogar der Junker Philipp Hannibal in höchsteigener Person; schließlich allerhand buntes Volk, weil es, wie es wiederum im ‚Springinsfeld‘ heißt, „damals vil reisende Leuth gab/beydes von Handels-Leuthen/Exulanten und abgedanckten Soldaten/die ihr Vatterland wieder suchten¹⁰⁾. Grimmelshausen wußte wohl, warum er einer seiner Kalendergeschichten, worin er von „meinem Wirthshaus¹¹⁾“ spricht, den Titel gab: ‚Der wohlzerplagte Wirt‘. Der Zustrom änderte sich auch dadurch nicht, daß er die alte Wirtschaft aufgab und eine neue auf der Spitalbühne, ebenfalls in Gaisbach, übernahm, die er ‚Zum Silbernen Stern‘ nannte. Es ist anzunehmen, daß er dabei an den Ort seiner Herkunft dachte, an den er nun gleichsam zurückgekehrt war.

Seine Herkunft verbindet ihn mit einer anderen bedeutenden Gestalt jener Zeit: mit P. Abraham a Santa Clara, geboren 1644 als Johann Ulrich Megerle in Kreenheinstetten bei Sigmaringen, im väterlichen Wirthshaus ‚Zur Traube‘. Er war, unter anderem, ein überaus wortgewaltiger Kanzelredner und sogar kaiserlicher Hofprediger in Wien, wurde gern gehört und viel gelesen, vor allem, weil seine Reden und Schriften „mit Kunst den einfachsten und gebräuchlichsten, volkstümlichsten Ausdruck benützen¹²⁾. (Von ihm ließ sich, wie bekannt, noch Schiller zu der Kapuzinerpredigt in ‚Wallensteins Lager‘ inspirieren). In seinem ‚Etwas für Alle‘ hat P. Abraham so, auf gewohnte Weise, hundert Berufe seiner Zeit abgehandelt und abgekanzelt, nicht ohne „ein geistliche und sittliche Lehr



Der „Silberne Stern“ in Gaisbach

darein zu brocken, damit der geneigte Leser neben dem Vorwitz auch einen erspriesslichen Seelen-Nutzen schöpfen könne¹³); und dabei hat er mit besonderem Nachdruck auch den Wirten die Leviten gelesen. „Nachdem aus Befehl des Kaysers Augusti die gantze Welt muste beschrieben werden, und zu solchem Ende ein jeder in sein Stadt sich soll begeben, also wollten diesem Befehl Joseph und Maria auch nicht zu wider handeln, wie sie aber nach Bethlehem kommen, da konnten sie in keinem Wirthshaus einkehren, und ein Herberg finden, non erat locus in diversorio. Lucae 2. das ist zwar nichts neues, es hat wohl öfter Gott kein Herberg im Wirthshaus. Es heist zuweilen das Wirthshaus beym guldenen Ochsen, aber den Gästen ist es mehrer wegen der Kälber, die man fast anbetet, wie die Israeliter gethan; der Wirth hat zwey junge Töchter, und wissen diese mit ihren süssen Gesichtern auch einen sauren Wein zu verschliessen, da hat Gott schon kein Platz in diesem Haus. — Anderwärts heist es bey dem guldenen Greifen, und da haben ihren Unterschleiff die Sack-Greiffer und Bänck-Raumer, indem sie daselbst mittelst des diebischen Wirths, die ungerechte Beuth zu Geld machen, das Silber schmelzen, wobey der Wirth das beste Participium. Da hat Gott mehrmalen keinen Platz im Haus. — An einem anderen Ort heist es bey der gulden Gans, aber dort rupfft

man die Gäst weit ärger als die Gäns, ein Wasser-Suppen reist dort mehr in Beutel, als ein erwachsener Bach in ein Gestetten; dort liegen die Scheermesser immer auf dem Tisch, und wer einen verstopfften Seckel hat, dort kan ihn der Wirth hauptsächlich purgiren, da hat Gott wiederum kein Platz im Haus. — Rechter Hand ist ein Wirthshaus, dort heist es bey der Glocken, an demselben Ort findt man nichts als Leiden und Läuten, dort leidet man alle erdenkliche Ungebühr, und darff ein jede unverschambde Goschen mit dem Saugläut aufziehen; da ist wohl ein rechte Rath-Stuben aller Spott-Gesellen und Lotters-Buben, da redt man von der Farb ausser der rothen nicht, dann die Schamhaftigkeit darinn kein Aufenthalt hat; in einem solchen Orth hat Gott mehrmalen kein Platz. — Lincker Hand in der oberen Gassen heist es beym grünen Huffleisen, es soll aber besser heissen beym Zanckeseisen, dann daselbst nichts als Raufhändel, dort wird bald mehrer Blut vergossen als Wein getruncken, es können sich an demselben Orth Mars und Bachus gar nicht vergleichen, fast an einer jeden Wand hangt ein Schlag-Uhr, auch der zuweilen nicht hungerig ist, muß ein Prügel-Suppen kosten, man glaubt, des Kellners Boßheit habe ein gewisse Wurtzel ins Faß gehängt, wovon so tolle Köpff wachsen, dann es ist meistens auf den Vergleich-Wein angesehen, in einem solchen Orth ist gar kein Orth für Gott.“¹⁴)

Abrahams Stärke war eben jenes Volkstümliche, oft ungehobelt Plebejische, das Grobe, Derbe, Drastische, Realistische — es war auch Brants und Grimmshausens Stärke, und unschwer läßt sich denken, daß dies mit ihrer gemeinsamen Herkunft ursächlich zusammenhängt. (Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß alle drei in ihren Werken eine besondere Vorliebe für Sprichwort und Dialekt zeigten.) Sie haben, Luthers Wort entsprechend, dem Volk aufs Maul geschaut, und dazu hatten sie die erste und die beste Gelegenheit in dem Wirthshaus, in dem sie aufwachsen: sei es „in dem lauten Getriebe, das

nothwendiger Weise (...) in der Gaststube der damals stark besuchten ‚Traube‘ zu Kreenheinstetten herrschen mußte¹⁵⁾, oder im ‚Stern‘ zu Gelnhausen, wo es gewiß genauso zugeht wie in dem zu Gaisbach, oder auch im ‚Löwen‘ zu Straßburg.

Eine spätere und fernere, dennoch nah verwandte Gestalt ist Friedrich Müller, genannt Maler Müller, bekannt als Maler und Dichter des Sturm und Drang, dessen Hang zum Volk und zum Volkstümlichen sich auch in seinen Werken geltend machte (so etwa in seinen Idyllen ‚Die Schafschur‘ und ‚Das Nußkernen‘). Geboren wurde er 1749 im pfälzischen Kreuznach; sein Vater „war Bäcker, Küfer und Bierbrauer zugleich und betrieb eine Schankwirtschaft, in der der junge Friedrich mit Leuten aller Art in Berührung kam, doch wohl zuweilen bei starkem Verkehr von seinen Eltern außer Augen gelassen wurde. Hier konnte Müller seine Menschenbeobachtung und Menschenkenntnis üben und gelegentlich zeichnete er oft auch, auf der Kellertreppe sitzend, in satirischer Weise die Gäste, fühlte er das Volksleben bei Festen und Bänkelsängerspielen pulsieren, wovon er später in zwei Radierungen Kunde gibt.“¹⁶⁾ Soweit der Biograph; was er über das Milieu und seinen prägenden Einfluß schreibt, gilt mehr oder minder für alle Söhne aus solchen Häusern.

Es gilt gleichermaßen für den Schulmeister und Volksdichter Samuel Friedrich Sauter, der 1766 in Flehingen im Kraichgau geboren wurde; denn auch sein Vater war Bäcker und Wirt (‚Zur Sonne‘).¹⁷⁾ Seine schlichten Verse traten erst richtig ans Licht, als Ludwig Eichrodt und Adolf Kußmaul sie, freilich sehr verändert, in ihrem ‚Buch Biedermaier‘ neu herausgaben. Und eine zusätzliche Pointe liegt darin, daß der Gelegenheitsdichter Kußmaul, obwohl Sohn eines Arztes und selber Arzt, 1822 in der ‚Rose‘ in Graben zur Welt gekommen war.

1837 wurde dem Bäcker und Stadtwirt von Haslach im Kinzigtal ein Sohn geboren, an dem sich der Satz von der prägenden Kraft



Die „Traube“ in Kreenheinstetten

gerade dieses Milieus erneut bewahrheiten sollte: es war Heinrich Hansjakob, der nachmalige Volksschriftsteller. In seinen Erzählungen hat er das Leben der Schwarzwälder Bauern und Bürger so getreu geschildert wie sonst keiner; und wie er dazu kam, hat er in seinen Erinnerungen selber beschrieben. „Ich habe in der väterlichen Wirtsstube manch rohes Wort gehört — ein unsittliches nie, weil der Vater derlei nicht duldete — und manchen Fluch vernommen, aber sie sind spurlos der Zeit verfallen, während eine Summe von Menschenkenntnis unbewußt damals in mich hineinkam, die mir jetzt längst zur klaren Erkenntnis aufgestiegen ist. Welche Fülle von Charakteren, von Individualitäten, von Witz, Humor, Treuherzigkeit, Freude und Seligkeit, und welche Menge von Urteilen aus dem Volk über das Volk! Welche Erfahrungen über Leben und Treiben des gemeinen Mannes habe ich in jenen Tagen in mein rasch in sich aufnehmendes, mit Heißhunger lauschendes Knabenherz strömen lassen!“¹⁸⁾ Was ihm seine Lehrjahre in der ‚Sonne‘ zu Haslach bedeuteten, faßte Hansjakob selbst in dem gewichtigen Satz zusammen: „Mir aber wurde die Wirtsstube eine wahre Schule des Lebens.“¹⁹⁾

„Was mich nun betraf, so machte ich meine Lebens- und Menschenstudien in dem Gasthofe zum Schwarzen Roß, daß es nur so eine Lust war“²⁰⁾ — so hatte schon Bogumil



Die „Sonne“ in Haslach i.K.

Goltz, geboren 1801, über seine Kindheit in Königsberg geschrieben. Auch deshalb wird er hier zu Recht zitiert, weil seine Erinnerungen, zusammen mit denen von Fritz Reuter, Hansjakob überhaupt erst zur eigenen Lebensbeschreibung anregten, was dieser denn auch in seinem Vorwort dankbar vermerkte.²¹⁾ „Gewißlich wahr, so eine gemütliche, behagliche Gastwirtschaft dritten oder zehnten Ranges ist, wenn sich Wirt und Wirtin ganz und gar drein schicken und ins Zeug legen und die Nahrung, wie’s die Leute nennen, gut geht, eine ganze Welt im inhaltreichsten Auszuge, repräsentiert in allen echt menschlichen Elementen und Qualitäten, in dem Elemente des Geschäftsverkehrs, des Handels und Wandels, der leiblichen Nahrung und Notdurft, des Erwerbs, der Unterredung, des geselligen Verkehrs, der Erzählung, des Mutterwitzes, der herzenseinfältigen Begegnung, der vielfältigsten Lebensverlegenheiten und Bedrängnisse, der Sorgen und Aushülfen.“²²⁾ Eben dies war es, was für Goltz diesen Ort (den er nicht umsonst aufs ausführlichste schilderte) „zu einer unerschöpflichen Fundgrube von Studien, Erlebnissen, Lebensarten, Historien und Schulen gemacht hat. Und auch ich habe diese Studien in kindlicher Beobachtung auf meine aparte Weise, und so gut es gehn wollte, absolviert und in reifern Jahren mit dem besten Gewinn ausgedeutet, ergänzt und repetiert.“²³⁾

Das Gasthaus erweist sich so als Vorschule des Lebens, aber auch einer ganz bestimmten Literatur; denn in ihm wird gelernt, was die späteren Werke dann durchweg prägt: die Freude an Sprache und Gespräch, an witziger, unterhaltender, meist im Volkston gehaltener Erzählung, gegründet auf vielfältiger Erfahrung und Beobachtung. Der gewohnte Horizont wurde an solchem Ort oft sehr erweitert, vor allem in der Region, von der hier die Rede ist; denn in der verkehrsgünstigen Oberrheinebene kreuzten sich seit je die Straßen von Frankreich nach Österreich mit denen von Italien nach den Niederlanden. Und nun versteht sich auch, warum gerade Johann Peter Hebel seine Geschichten so gern im Gasthaus spielen ließ.

Zugleich erscheint eben das Gasthaus in einem wundersamen Glanz; es ist der Ort, wo jeder zu Gast geladen ist, wo der Fremde ein Obdach findet, wo der Hungrige ißt und der Durstige trinkt. („Da erglänzt in reiner Helle/Auf dem Tische Brot und Wein.“²⁴⁾ Dies stimmt um so mehr, wenn sich der Hausvater als Bäcker und Wirt betätigt — so war es bei der Mehrzahl derer, die hier zu nennen waren, und auch bei dem Maler Albert Weisgerber, der 1878 im pfälzischen St. Ingbert geboren wurde. „Das elterliche Haus mochte noch eine gewisse Form haben; jedenfalls dachte er nicht ohne Behagen an die Stätte seiner Herkunft. Man muß Südwestdeutscher sein, um den Reiz eines solchen Hauses sein Leben lang zu empfinden. Auf der einen Seite werden die weißen Wasserwecken gebacken, und noch warm werden sie im Korb fast mit einem Griff an den Schanktisch herübergehoben, wo der goldgelbe Pfälzer ins Schoppenglas gegossen wird. Dann sitzen die Vormittagsgäste und die Vespergäste an ungedeckten Holztischen, und Weißbrot und der Landwein, der ein ferner Verwandter des weißen Burgunders ist, sind auf der blankbraunen Tischplatte ein Geschenk Gottes, der eine volle Sonne darauf scheinen läßt.“²⁵⁾

Der Biograph des Malers wußte sehr genau, wovon er schrieb: er hieß Wilhelm Hausenstein und war 1882 selber als Enkel eines Wirts in Hornberg im Schwarzwald geboren worden und dort, im ‚Bären‘, auch aufgewachsen. „Der Keller dort, worin ich, dem Großvater nachtrippeln, die großen Weinfässer besuchen durfte. Mit der Linken hob und senkte ich die brennende Unschlittkerze im eisernen Halter — die Kerze, die, wohl zu verstehen, von der Großmutter selbst gegossen war . . . Meine Rechte legte sich zuversichtlich in die großväterliche Hand. So schauten wir nach dem Kaiserstühler und Markgräfler, dem Glottertäler, dem Neuweierer und dem Durbacher, nach dem Meersburger Seewein. Der alte Mann klopfte am Faßbauch, horchte am Spundloch, rückte am Zapfen, verschmeckte Proben und ließ mich lächelnd wohl auch einmal einen Tropfen schlürfen, nachdem er mir ein Ränftchen Brot über die Lippen geschoben hatte. Er hat mich zeitig in die Schule des Weinverständnisses genommen . . . Ställe und Werkstatt sind verschwunden, aber vormals schlug der Hammer des kreisenden Küfers auf die Reifen, daß die halbe Stadt es vernahm, und dieses Geräusch zählte mit dem Diskant des Sägewerks, das auch nicht mehr da ist, zur köstlichen Begleitmusik meiner Kindheit.“²⁶) Diese provinzielle Beschränktheit und Behaglichkeit in Hausensteins Hornberg, dem Hansjakobs Haslach noch am nächsten kam, fand für ihn ihren Gegensatz in einer gewissen Weltläufigkeit, wie sie das dauernde Kommen und Gehen der Gäste notwendig mit sich brachte; wie sie auch dem Großvater eigen war, der sich, der Familientradition folgend, in Paris beruflich vervollkommen hatte, der die eine Tochter dem hohen schottischen Aristokraten Frederick Vere Douglas-Hamilton zur Frau gab und dem verwundeten italienischen Freiheitskämpfer Giuseppe Garibaldi ein besorgtes Telegramm sandte. Daß davon vieles auf das Denken des Enkels abgefärbt hat, ist offensichtlich. Es ist auch kein Zufall, daß sich Hausen-

stein, unter anderem, als Reiseschriftsteller profilierte — so wie Reinhold Schneider, geboren 1903 in Baden-Baden. Der Vater führte und besaß das berühmte ‚Hotel Messmer‘, das der Großvater erbaut hatte. „Über dem Tisch hing das Bild des Großvaters, umrahmt von den Geweihen der Rehböcke, die er geschossen: ein volles lebensfrohes Gesicht. Er hatte gegen den Willen seines Vaters, eines großherzoglichen Rates, das Metzgerhandwerk und in Straßburg die Pastetenbäckerei gelernt und dann, ursprünglich, liebenswürdig, rücksichtslos, das Ansehen des Hauses gegründet. Für die Ruhe der Gäste war er noch nicht ängstlich besorgt gewesen wie mein Vater: um das Bassin im Hof tummelten sich zu seiner Zeit Enten und Gänse, beaufsichtigt von einem Storch; er ließ runde Löcher in die Türen sägen, damit Hunde und Katzen aus- und einschlüpfen konnten. In einer der vielen Rumpelkammern standen noch die mächtigen, leeren, von Astwerk durchzogenen Volières, in denen er alle erdenklichen Vögel gehalten hatte; er verstand, sie mit einem Sieb zu fangen. Auf eine Wette hin ließ er sich, mit den Zähnen an einem Seile festgeklammert, von den Felsen am Batters; ein Zahn zerbrach. Das war das einzige Mal, da er zum Zahnarzt ging, den er im übrigen einer betrügerischen Zunft zurechnete. Aber die gewaltigen Fässer im Keller, die zu seiner Zeit gefüllt waren und zwischen denen er mit einem Freunde zechte, Schillers Balladen deklamierte oder Lortzings Arien sang, klangen hohl.“²⁷) (Also auch hier wieder ein fast sagenhafter, den Vater überragender und überschattender Großvater ähnlich dem des Doktors Demant in Joseph Roths ‚Radetzky-marsch‘: „ein alter König unter den Schankwirten“²⁸.) Anders als die anderen ist Reinhold Schneider niemals heimisch geworden in seinem Vaterhaus, wo, selbst in dessen privatem Bereich, beständig die „Sekretäre, Portiers, Lakaïen, Pagen herein- und hinausstürmten“²⁹), wo „die Türen nicht geschlossen, die Wände nicht dicht“³⁰) waren, und er

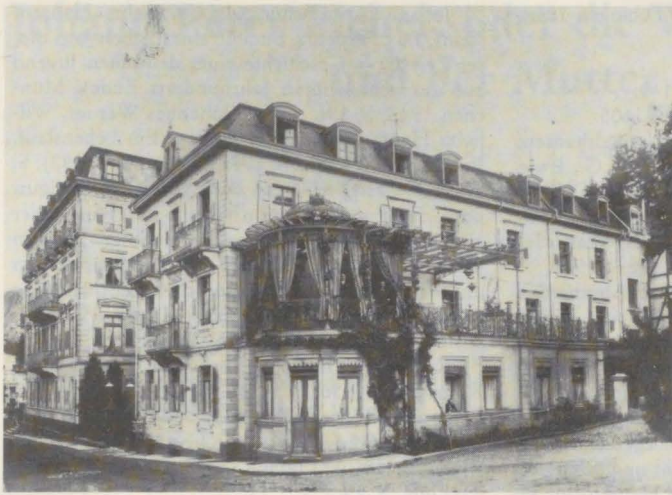


Der „Bären“ in Hornberg

ist immer heimatlos geblieben. „Mein Vaterhaus ist ein Gasthaus; obwohl mit mir schon die vierte Generation darin lebte, so war es mir doch immer fremd, als ob ich nicht mehr sei als einer von den ungezählten Gästen, die in fast einem Jahrhundert hindurchgegangen waren. Ich empfand es nie als Besitz, sondern als Gasthaus, als Ausgangspunkt und als Einkehr, niemals als das letzte Ziel. Die Wehmut des Verlassenmüssens lag mir im Blut, weil ich immer die Koffer rollen und die Wagen eilen sah; nichts war mir so gewiß als die Flüchtigkeit und die Spurlosigkeit unseres Wegs, auf dem immer die Zimmer und die Tische neu besetzt wurden, ohne daß jemand danach fragte, wer vorher darin schlief, wer vorher daran aß. Der Lebenskreis um mich änderte sich jeden Tag, und ich hatte nicht allzuviel Grund, an mein eigenes Beharren zu glauben, bis uns endlich Haus und Park

verloren gingen, in denen unsere Familie ein Jahrhundert lang zu Gast gewesen war.“³¹⁾ Somit ist die Herkunft aus dem Gasthaus auch ihm zum Schicksal geworden, indem sie ihn für immer formte. „Aber ein Gasthaus ist nicht Heimat.“³²⁾

Doch dies ist nicht das letzte Wort. 1919 wurde, in Mühlhausen im Kraichgau, Hans Bender geboren, ein wichtiger Anreger der neueren deutschen Literatur; sein eigenes literarisches Schaffen fällt dabei, im Ganzen genommen, weniger ins Gewicht, weil er als Erzähler unentrinnbar dem autobiographischen Stoff und dem realistischen Stil verhaftet blieb — Folge seiner frühen Erfahrungen im Elternhaus, dem Dorfgasthaus. Und was er über diese seine Kindheit schrieb, ist, in seiner Art, exemplarisch. „Um (ein) und in einem Gasthaus versammeln sich die Leute gern. Zum Mittagstisch kamen die Lehrer und Lehrerinnen, zum Stammtisch am Nachmittag der Bürgermeister, der Ratsschreiber, die Zigarrenfabrikanten, die Aufseher und die selbstbewußten Handwerker. Am Abend kamen die Reisenden und die Händler, die über Nacht blieben; die Kollegen meines Vaters kamen, Gastwirte, Metzger, Viehhändler aus den Dörfern ringsherum, und die Juden, die im Nachbardorf ein Viertel für sich, eine Synagoge und eine Schule hatten. Im Sommer kamen die Drescher und im Herbst die Jäger mit ihren Treibern und Hunden, am Abend mit ihrer Beute: Hasen, Fasane, Füchse, Rehe. Die Feiertage wurden — wenn die Kirche aus war — in der Gaststube und im Tanzsaal weitergefeiert. Die Arbeitslosen vertranken am Freitag ihr Stempelgeld. Es gab Händel, Messerstechereien, Parteiversammlungen, Demonstrationen. Ich sah, wie Betrunkene unseren Hund mit dem Taschenmesser zerstückelten und wie angesehene Herren unsere Dienstmädchen verfolgten. — Ich habe beobachtet. Ich habe die Stammgäste in ein Skizzenbuch gezeichnet und habe, heimlich, ihre unsinnigen, banalen Reden, so wortgetreu ich konnte, mitgeschrieben. So unverwertbar diese Dialoge waren — der



Das „Hotel Messmer“
in Baden-Baden

Drang zum Realismus hat sich früh gemeldet, und die Banalität der Reden, die ewigen Wiederholungen und die spontanen, trockenen Sentenzen habe ich lange, bevor ich den ersten Hemingway las, als Zehnjähriger entdeckt.³³⁾ So kurz war dann der Weg vom Stammtischgespräch zur Literatur.

Wenn die Kinderstube eine Gaststube war, blieb dies nicht ohne Folgen — jedenfalls seit Sebastian Brant und, einstweilen wenigstens, bis hin zu Martin Walser, der 1927 als Sohn eines Wirts in Wasserburg am Bodensee geboren wurde. Mehr ist über seine Herkunft nicht bekannt, auch weil er selber nie eine ausführlichere autobiographische Auskunft gegeben hat; aber in seinen Werken erweist er sich, ganz in der alten Tradition, vor allem als realistischer Erzähler, sehr beredt, wenn nicht sogar geschwätzig. Außerdem machte er sich unerwartet und schon früh zum Verteidiger des Dialekts gegen die Schriftsprache; übrigens mit dem Hinweis, nicht diese, sondern ein „Ableger des Alemannischen“ sei seine „wirkliche Muttersprache“³⁴⁾, von der er sich niemals lösen könne. „Der Dialekt ist eben genau so wichtig wie die untergegangene Kindheit. Deren Untergegangenheit ist nicht zu bezweifeln. Unbezweifelbar aber ist auch ihre Nachwirkung.“³⁵⁾

Anmerkungen

1) Eberhard Brost (Hrsg.), *Carmina Burana. Lieder der Vaganten*. Heidelberg o.J., S. 116–118; hier S. 116.

2) Stefan Zweig, *Werdegang eines jüdischen Künstlers*. In: Ulf Diederichs (Hrsg.), *Dein aschenes Haar Sulamith. Ostjüdische Geschichten*. Düsseldorf/Köln 1981, S. 352–363; hier S. 352. — Und Arnold Zweig (*Baruch Spinoza. Porträt eines freien Geistes. 1632–1677*. Darmstadt 1968, S. 23) schrieb: „Dichter wußten immer, und Sigmund Freud hat es ihnen großartig bestätigt, was Rudyard Kipling seinem letzten Werk als Motto voransetzte: ‚Gib mir die ersten sechs Jahre eines Kindes, und behalte den Rest.‘“

3) Sebastian Brant, *Das Narrenschiff*. 2. Aufl. Berlin 1958, S. 47.

4) Überhaupt verdankte Brant, wie es heißt, die Anstöße zu seinem Werk „der weltoffenen Sphäre seines Elternhauses“ (Helmut Rosenfeld, *Sebastian Brant*. In: *Neue Deutsche Biographie* 2. Berlin 1955, S. 534–536; hier S. 536). Zur Narrenthematik (speziell unter oberrheinischem Aspekt) bei Brant, aber dann auch bei Grimmelshausen und bei Abraham a Santa Clara, vgl. Johannes Werner, *Simplicissimus als Narr*. In: *Die Ortenau* 59 (1979), S. 262–265.

5) Vgl. Günter Weydt, *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen*. 2. Aufl. Stuttgart 1979, S. 1f.

6) Vgl. Gustav Könnecke, *Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens 2* (= *Schauenburgischer Privatdienst, Wirt, Schaffner und Schultheiß*). Hrsg. von J. H. Scholte. Weimar 1928, S. 146; vgl. auch S. 178.

7) Grimmelshausen, *Der seltsame Springinsfeld*.

Hrsg. von Franz Günter Sieveke. Tübingen 1969, S. 105.

⁸⁾ Ebda. S. 17f.

⁹⁾ Vgl. Könecke, a.a.O. S. 147, 149.

¹⁰⁾ Grimmelshausen, Springinsfeld S. 105.

¹¹⁾ Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, Der wohlzerplagte Wirt. In: H. J. C. v. G., Ewig währendender Kalender nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender (= Die Simplicianischen Bücher 3). Hrsg. von Engelbert Hegaur. München 1925, S. 514–515; hier S. 514.

¹²⁾ Walter Höllerer, Nachwort zu: Abraham a Sancta Clara, Adams-Kinder. Hrsg. von Walter Höllerer. Wiesbaden 1959, S. 71–74; hier S. 73. — „Nicht ohne Nutzen war er in einer schwäbischen Wirtsstube, wo Bauern, Händler, Soldaten, fahrende Leut einkehrten, als Bub herangewachsen; er wußte also von Haus aus, wie das gemeine Volk denkt und spricht, worüber es lacht und schimpft“ (Hermann Missenharter, Barocke Figuren. In: H. M., Schwäbische Essays. Urach 1946, S. 36–85; hier S. 43). Mit der „schwäbischen“ Wirtsstube hat es freilich eine eigene Bewandnis: Abrahams Geburtsort „liegt in einem schmalen badischen Zwickel, der von Süden her in das neuwürttembergische Gebiet eingeschoben ist“ (ebda. S. 41).

¹³⁾ Abraham a Sancta Clara, Etwas für Alle (= Bibliothek für Bibliophilen 3). Hrsg. von Richard Zozmann. Dresden 1905, S. 8.

¹⁴⁾ Ebda. S. 415–427.

¹⁵⁾ Th. G. v. Karajan, Abraham a Sancta Clara. Wien 1867, S. 28.

¹⁶⁾ Maler Müller, Werke 1 (= Idyllen, Gedichte und Gedanken. Lebensgeschichte und Würdigung). Hrsg. von Max Oeser. O. O. 1918, S. 233.

¹⁷⁾ Vgl. Samuel Friedrich Sauter, Ausgewählte Gedichte (= Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission NF 5). Hrsg. von Eugen Kilian. Heidelberg 1902.

¹⁸⁾ Heinrich Hansjakob, Der Wälderbub. Erinnerungen. Stuttgart 1943, S. 18f.

¹⁹⁾ Ebda. S. 18.

²⁰⁾ Bogumil Goltz, Buch der Kindheit (= Lebensläufe 1). Hrsg. von Friedhelm Kemp. München 1964, S. 188.

²¹⁾ Hansjakob, a.a.O. S. 6.

²²⁾ Goltz, a.a.O. S. 185.

²³⁾ Ebda. S. 187.

²⁴⁾ Georg Trakl, Ein Winterabend. In: G. T., Gedichte. Hrsg. von Hans Szklenar. Frankfurt a. M./Hamburg 1956, S. 46.

²⁵⁾ Wilhelm Hausenstein, Albert Weisgerber. Ein Gedenkbuch. München 1918, S. 26.

²⁶⁾ Johann Armbruster (d.i. Wilhelm Hausenstein), Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, S. 19f. — Vgl. Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein aus Hornberg. Ein Lebenslauf. In: Badische Heimat 4/1981 (= Ekkhart 1982), S. 47–60. — Hier ist, wenn auch als eine Randfigur, noch der Erzähler Anton Gabele zu nennen, der 1890 im hohenzollerischen Buffenhofen geboren wurde; er war ein Sohn des dortigen Sonnenwirts und hat das Treiben im väterlichen Gasthaus sehr anschaulich beschrieben (Anton Gabele, Haus zur Sonne. Freiburg 1953, bes. S. 33–41).

²⁷⁾ Reinhold Schneider, Verhüllter Tag. 4. Aufl. Köln/Olten 1956, S. 18f.

²⁸⁾ Joseph Roth, Radetzky Marsch. Roman. Berlin 1933, S. 136.

²⁹⁾ Schneider, Verhüllter Tag S. 18.

³⁰⁾ Ebda. S. 19.

³¹⁾ Reinhold Schneider, Baden-Baden. In: R. S., Schicksal und Landschaft. Hrsg. von Curt Winterhalter. Freiburg/Basel/Wien 1960, S. 347–351; hier S. 349.

³²⁾ Schneider, Verhüllter Tag S. 18. — Reinhold Schneider hat die Atmosphäre des Hauses noch einmal eindringlich vergegenwärtigt, als er, im Jahr 1957, Zeuge von dessen Zerstörung war (Der Balkon. Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden. Wiesbaden 1957).

³³⁾ Hans Bender, Autobiographisches Nachwort zu: H. B., Das wiegende Haus. Erzählungen. Stuttgart 1968, S. 67–70; hier S. 68f. — Von den vier autobiographischen Erzählungen, die dieses Buch zusammenfaßt, vgl. besonders ‚Das Gasthaus‘ (S. 16–32).

³⁴⁾ Martin Walser, Bemerkungen über unseren Dialekt. In: M. W., Heimatkunde. Aufsätze und Reden. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1972, S. 51–57; hier S. 51.

³⁵⁾ Ebda. S. 57. — Ein weiteres, zugleich weit gewichtigeres Beispiel für solche Prägung durch Herkunft ist ausführlich dargestellt bei: Albrecht Schöne, Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne (= Palaestra 226). Göttingen 1958.

Die Bildvorlagen wurden von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe sowie von den Stadtverwaltungen Haslach, Hornberg und Oberkirch zur Verfügung gestellt; für ihr großzügiges Entgegenkommen sei ihnen allen hiermit herzlich gedankt.

Johann Peter Hebel: oder die Welt des Vaters und der Mutter

Ansprache, gehalten am 8. 5. 1983 (Muttertag)
vor dem Ortsverein der „Badischen Heimat“ Karlsruhe

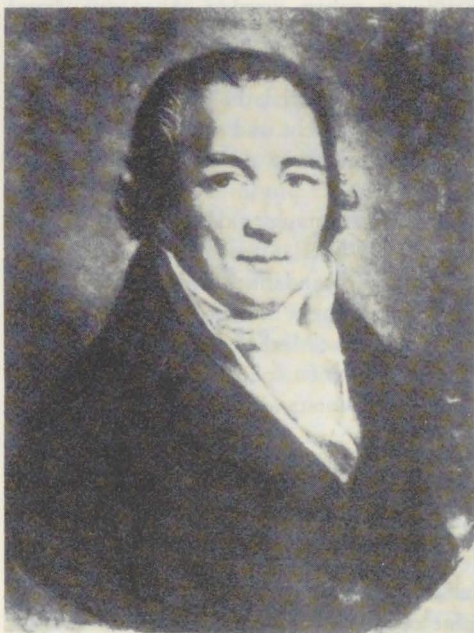
Karl Foldenauer, Karlsruhe

Märchen und Geschichten sind Schlüssel zur Welt und zum Herzen des Menschen. Wir alle sind in Märchen und Geschichten verstrickt. Johann Peter Hebel griff tief und voll in die Schatzkammer des Märchens und des überlieferten Erzählschatzes, aber nirgends verleugnet er seine eigene Handschrift. Die Welt seines literarischen Werkes gleicht dem „Weltgebäude“, das er als ein großes Buch versteht, das es zu lesen gilt, und darüber man nachdenken soll. Die Metapher von der Lesbarkeit der Welt setzte J. P. Hebel an den Anfang seines „Schatzkästleins des Rheinischen Hausfreundes“, und dort heißt es: „Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viele bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch.“¹⁾ Diese Metapher setzt Lesen-Können voraus, Sinnzugang durch Schrift und Buch, Welterschließung durch das Buch. Lesen können aber ist nicht einfach, und Hebel besteht in seinem Text, von dem hier die Rede ist, auf dem „Dolmetscher“.

Wer dem Lesen solche Qualität zuschreibt, der weiß auch, wie schwierig es ist, das eigene Werk zu lesen. Und Hebel versucht deshalb auf mannigfache Weise, dem Leser entgegenzukommen. Wenn er ihm Lesbarkeit anbietet, dann erlaubt er ihm auch, auf Vollständigkeit zu verzichten, auszuwählen und wegzulassen und sich nur mit einzelnen Aspekten zu beschäftigen. Und so fragen wir heute nach dem Kapitel seines Buches und

Weltgebäudes, das die Überschrift trägt: Die Mutter. Vorweggenommen sei: bei Hebel wäre dieses Thema unzureichend behandelt, wenn nicht zugleich vom Vater und seiner Welt die Rede wäre. Deshalb gilt unser erster Blick dem Vater und seiner Welt, so wie sie Literatur geworden sind.

Hebels Geschichten sind von ungewöhnlicher Klarheit, alles Ahnungsvolle, Exaltierte



*Johann Peter Hebel
Pastell (1795) von Philipp Jakob Becker
(Historisches Museum Basel)*

und Sentimentale fehlt ihnen. Ihre Klarheit gipfelt in der pointierten Schlußwendung, die so oft den Leser verblüfft, weil er sie nicht erwartet hätte, aber gerade dadurch den Leser zum Nachdenken und zur Einsicht zwingt in den Sinn der erzählten Geschichte (vgl. z. B. „Die Probe“): Die Pointe wird im Erzählstil Hebels zur gestalterischen Fortsetzung und zum Höhepunkt der ganzen Geschichte.

Betrachten wir einmal die Geschichte, die den Titel trägt: „Drei Wünsche“.

Ein junges Ehepaar lebt „recht vergnügt und glücklich“ beisammen, aber sie hätten es gerne noch besser, und so wünschen sie sich, völlig verwirrt, bald des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Taler. Doch eines Tages ereignet sich das Märchenwunder: Die Bergfei Anna Fritze erscheint und stellt unser junges Ehepaar vor die Entscheidung seines Lebens: sie dürfen wirklich drei Wünsche aussprechen, die in Erfüllung gehen werden. Aber auf dieses Glück sind die beiden nicht vorbereitet, und sie vertun ihre Wünsche, indem die Frau sich eine Wurst wünscht, die der Mann ihr dann an die Nase flucht und sie notgedrungen als dritten Wunsch von dort wieder lösen muß.

Die Wünsche machten das Ehepaar unglücklich. Hebel überläßt es nun aber nicht dem Leser, sich auszudenken, welche Wünsche er denn getan hätte, sondern ganz nachdrücklich folgt das „Merke“, wenn dir einmal die Bergfei begegnen sollte, dann wünsche „Numero eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du Numero zwei wünschen sollest . . .“, und die drei „Merke“ werden zusammengefaßt in jenem so lichten Hebel-Stil:

„Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.“

Eine erstaunlich klare Aussage, eine rationalistische Pointe, aber auch eine Überraschung für den Leser: denn ihm sind aus ähnlichen Märchen und Geschichten längst

die Wünsche vertraut: Gesundheit, Jugend und Schönheit z. B. — Nichts davon bei Hebel! Warum bei ihm diese so deutliche und nüchterne Hierarchie der Wünsche? Glück hängt vom Verstand ab, und wer ihn nicht besitzt, kann nicht glücklich werden, weil er sich im Leben nicht zu orientieren vermag und den Versuchungen des Lebens als törichter Mensch erliegt. „Numero eins: Verstand“: ist dies nur eine frühe Huldigung Hebels an den französischen Geist, an die Tradition Perrault'scher Märchen, denn dort findet sich die Quelle zu dieser Geschichte, oder haben wir es mit einer grundlegenden Werthierarchie Hebelschen Dichtens und Denkens zu tun?

Werfen wir einen kurzen Blick auf die „Merkwürdige Gespenstergeschichte“, in der ein fremder Herr in einem „Schlößchen“ übernachten muß, weil im Gutshaus schon drei Scharfrichter nächtigen, die am nächsten Tag einen Verbrecher hinrichten müssen. Diese Eröffnung zeigt die Rechtslage im Lande. Der Fremde übernachtet, gegen den Rat des Wirtes, im Schlößchen, dessen Herr zur Zeit verreist ist, und wo die „Gespenster wüten“. Aber unverdrossen und mutig nimmt der Fremde dort sein Quartier, bewaffnet sich mit einem Paar Pistolen, liest den „Rheinischen Hausfreund“ und betrachtet die Bilder darin — was für eine werbende Geste des Erzählers Peter Hebel, der auch ein großartiger Werbefachmann in eigener Sache war — und harrt der Dinge, die da kommen. Das Gespenst erscheint, aber mutig hebt der Fremde die Pistole und bedroht das Ungeheuer, das sich sogleich verzieht. Der Fremde folgt ihm und entdeckt eine Falschmünzerbande, die hier heimlich am Werk ist und den Gespensterzauber zur Abschreckung Neugieriger inszeniert hat, um sich zu schützen. Der Fremde wird schließlich, unter Eid zu schweigen, entlassen, und er hält sein Wort. Generös bedanken sich einige Zeit später die Falschmünzer, und die Schlußwendung der Erzählung liefert dem kritischen und neugierigen Leser, der fragt,

woher denn der Erzähler dies alles weiß, auch noch diesen Zusammenhang.

Hebel verscheucht in so manchen seiner Geschichten die Gespenster. Der Prälat und Theologe klärt seine Leser auf über den wahren Zusammenhang und zeigt ihnen, welche eindeutig-materiellen und verbrecherischen Interessen hinter den Gespenstern stehen. Hat nicht der Theologe manchmal ein Interesse, den Glauben an die Gespenster unter seinen Gläubigen wachzuhalten, denn vom „Schauder“, davon ist die Rede in der „Merkwürdigen Gespenstergeschichte“, vor den Gespenstern ist der Weg zur Religion näher, könnte man meinen als vom aufgeklärten Denken dorthin. Nicht so jedoch bei Johann Peter Hebel: Zwar hat er eine große Vorliebe für das Kuriose und für ungewöhnliche Vorkommnisse wie die Wörtchen „seltsam“, „merkwürdig“, „sonderbar“ schon zeigen, die so oft sich in seinen Überschriften und Geschichten finden, aber die Klarheit und das Licht des Verstandes gehen ihm darüber, und immer versucht er, den Leser aus dem Aberglauben ins Licht zu führen, auch wenn er ihn zuvor mit einer Ankündigung einer seltsamen, sonderbaren oder merkwürdigen Geschichte reizte.

Und dieser Tatbestand gilt auch für die großen Zusammenhänge der Historie. So fertigt er z. B. einen Andreas Hofer ab, der als Rebell in der Geschichte gleichen Namens, „alle Einladungen zum Frieden“ ausschlägt und durch seine „Treulosigkeit“ großes Unglück über sein Volk bringt. Sein Schicksal kommentiert der Erzähler J. P. Hebel lakonisch: „In solchen Wassern fangt man solche Fische.“ Ihm geschah Recht! Pointiert lautet der Schluß: „Vorgetan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.“ Wiederum das Lob auf den Verstand, auf das Denken des Menschen. Hätte Andreas Hofer vorher gedacht, wäre ihm das nachherige Schicksal erspart geblieben.

Hebel also ein später Aufklärer, ein aufgeklärter Humanist (W. Benjamin), ein „erasmischer Geist“ (R. Minder)? Hier liegen

Mißverständnisse am Wege. Hebel hat auf das Licht der Vernunft vertraut und erkannte darauf, daß dem Menschen der Verstand als Gabe Gottes gegeben war, um sich in der Welt, im Umgang mit den Menschen und den Dingen zurechtzufinden. Gerechtigkeit und Ordnung, zentrale Gedanken Hebels, sind nur dort erreichbar, wo der Mensch das ihm gegebene Orientierungszentrum, den Verstand, zu gebrauchen weiß. Dieser Verstand tritt in unterschiedlichster Form in seinen Geschichten auf: angefangen von der direkten klaren, harten und pointierten Forderung nach Verstand, bis zur Schlaueit und Gerissenheit des Zundelfrieders, des Heiners und des roten Dieters, die sich ihre Gauner- und Vagantenwelt selbst zurechtrücken und Verkrustetes und Erstarrtes zum Aufbrechen bringen, indem sie die Menschen zum Lachen verführen: denn das Lachen und der Humor sind ebenfalls Zeichen der Erkenntnis und der Einsicht, wenn auch nur in die Gebrechlichkeit unserer Welt, deren Unzerbrechlichkeit der Mensch immer in Gefahr ist zu betonen, durch Ordnungssysteme die nur vorläufigen Charakter haben.

Hier sind wir bei den tiefsten Gedanken J. P. Hebels, wie er sie uns in seinen Geschichten darlegt: Die klare helle Welt, die Absage an alles Dunkle, Obskure und Exaltierte, auch die Bejahung des Vagabundischen und des Scherzes ist zugleich die Welt des Vaters, wie sie sich in Johann Jakob Hebel zeigte, den es hinaustrieb in die Welt, der dann im aufgeklärten Haus des Patriziers Iselin-Ryhiner in Basel diente. Und des Vaters Taschenbuch, seit 1749 geführt, wurde J. Peter Hebel zum heiligen Vermächtnis.

Aber Johann Peter Hebels Geschichten sind damit noch nicht hinreichend charakterisiert, denn ihre gedankliche Klarheit und Tiefe verbindet sich mit einer Ruhe und Wärme, mit einer Sicherheit und einem Fühlen, das den Verstand führt. Gerade am heutigen Tag haben wir allen Anlaß, von diesem Element zu sprechen, von der Welt der Mutter. Hebels Mutter Ursula Oertlin (1726–1773),

eine Bauertochter aus dem badischen Hausen im Wiesental, diente ebenfalls im Iselinschen Hause in Basel, wo sie den zukünftigen Gatten kennenlernte. Sie scheint eine sehr eigenständige, in sich ruhende Person gewesen zu sein, die dort die Initiative ergriff, wo sie es für richtig hielt. So war sie es, die ihrem künftigen Gatten zuerst ihre Zuneigung zu erkennen gab, und ihre ganze Liebe und Aufmerksamkeit war nach dem frühen Tod ihres Mannes auf die Erziehung ihres Sohnes gerichtet, der sich dieser Zuneigung und Liebe auch stets bewußt blieb: „Die Liebe vieler Menschen die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren“, schreibt er später im Rückblick.²⁾

Hebel hat immer seinen Muttertag gefeiert. In einem sehr aufschlußreichen und beziehungsreichen Brief an Gustave Fecht, die Verehrte Freundin, erfahren wir von Hebels Muttertag. Er schrieb diesen Brief an seinem Geburtstag („10. Mai 1812 früh 8“) und es heißt dort über sein Verhältnis zu seiner Mutter:

„Anfänglich war sie mir noch so lieb, daß es leicht gewesen wäre, mich katholisch zu machen, nur damit ich noch für sie hätte beten oder gar sie anbeten können. Nachher vergaß ich sie während der leichtsinnigen und flüchtigen Jugend auf viele Jahre. Nachher kam sie wieder zu mir und brachte mir für lange Zeit viel Schmerz und Freude mit. Es ist gerade heute der Tag, wo ich lebhafter jährlich ihr Andenken begehe, denn ich tue es nicht mehr an ihrem Todestag, sondern an meinem Geburtstag. Denn die Sehnsucht ist von mir gewichen und nur die Liebe übriggeblieben . . .“

Welches Gedenken er ihr wahrte, das findet wohl seinen tiefsten Niederschlag in dem Gedicht, „Die Vergänglichkeit. Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht.“ Das Gespräch findet dort statt, wo Hebel als Dreizehnjähriger seine Mutter, auf der Straße zurück ins heimatliche Hausen, verlor. Ein bleibenderes Denkmal konnte er ihr nicht setzen. Und die Lyrik J. P. Hebels ist zugleich auch der Spiegel der mütterlichen Welt in seinem Werk. Zwar vollzieht sich das Gespräch über die Vergänglichkeit zwischen Vater und Sohn, und der Weltuntergang wird beschworen, die Zukunft entrollt. Vom heimatlichen Dorf und von Basel wird dereinst nichts mehr bleiben. Die Mutter fehlt, aber der Ort an dem das Gespräch stattfindet, ist von ihr gezeichnet; und damit ist sie präsent. Vergänglichkeit und Ewigkeit verbinden sich mit der Mutter — unausgesprochen, aber poetisch gestaltet —. Die Spuren und die Wirksamkeit der Mutter sind noch in anderen Texten gegenwärtig. Im „Gespenst an der Kanderer Straße“ — Goethe zitierte es mit Vorliebe — wird die Ballade erzählt, vom Kind einer Witwe, das nachts von einem Betrunknen tödlich zu Fall gebracht wird. Die Mutter stirbt bald danach, und seither wehrt sie alle Trunkenen ab, und nur die Nüchternen dürfen vorüber. Der Geist der Mutter steht schützend über dem Leben.

Und was hat es mit dem Engel in den Gedichten Johann Peter Hebels für eine Bewandnis? Im „Statthalter von Schopfheim“ ist es Vreneli, der gute Engel, die den Mann wieder auf den rechten Weg bringt. In „Riedlingers Tochter“ ist es das Eveli, das gegen alle Widerstände mit ihrem Fritz glücklich wird.

Man könnte an „Das Karfunkel“ erinnern oder an die „Häfnet-Jungfrau“. All die Gedichte, die in engstem Zusammenhang mit der Mutter stehen, gipfeln wohl im „Habermus“. In diesem Gedicht wird das Wachstum des Korns dargestellt, wie es ausgesät wird und wächst und dereinst als Habermus dient. Aber das Gedicht vom wachsenden und reifenden Korn ist zugleich die Parabel vom Wachstum des Menschen. Wer es nicht gleich merkt, dem sagt es der Dichter schon sehr früh im Gedicht-Vergleich: „wie ne Muetter-Chind“. Und die Sonne, die später über dem Korn strahlt, wird mit der freundli-

chen Mutter verglichen, die nach den Kindern schaut. Aber der Winter bringt Kälte und Alleinsein, die mütterliche Sonne fehlt, doch die bittere Zeit geht vorüber, und im Sommer reift das Korn zur vollen Fülle heran.

Und vielleicht ist hier die Frage erlaubt: Was hat J. Peter Hebel mit der Muttersprache angefangen, mit seinem Dialekt? Hat er ihn nicht geadelt, indem er ihn literaturfähig machte, ihn zur Kunstsprache erhob in einem höchst raffinierten Sprachprozeß, und dies brachte ihn zum Jubeln: „Ich kann in gewissen Momenten inwendig in mir unbändig stolz werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, daß es mir gelungen ist, unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu ersingen.“ (Brief an F. W. Hitzig, Anfang November 1809.)

Man muß bei diesem Zitat genau hinhören und einzelne Worte in ihrem vollen Gewicht erkennen, nicht nur das „stolz“ und „glücklich“ betonen, sondern auch das „klassisch“ der Sprache, dann ermißt man erst, was Hebel mit hohem Kunstverstand aus seiner Muttersprache machte.

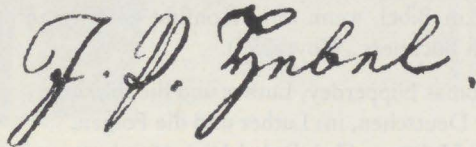
Fragen wir nicht nach Hebels Beziehungen zu den Frauen in seinem eigenen Leben, es führt nicht weiter. Wie sagt hier der Hausfreund: „Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann!“

Wir haben zwei Welten voneinander getrennt, aber nur um der Anschaulichkeit und Verständlichkeit wegen. Sie gehören zusammen, und sie machen die Welt J. P. Hebels aus und verleihen ihm jene einmaligen unverwechselbaren Züge und seinem dichterischen Werk jenen Geist und jenes Herz, das wir bis heute bewundern. Wir haben allen Anlaß und guten Grund, seiner zu gedenken, denn die Synthese, die er im Leben und in seinem Schaffen leistete, gehört zum schwersten, was ein Mensch vollbringen kann: Die Welt des Vaters und der Mutter zu vereinen.

Anmerkungen

¹⁾ J. P. Hebel: Poetische Werke. Hrsg. Th. Salfinger, München o. J. S. 9

²⁾ Nie gehaltene Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, In: J. P. Hebel (Inselausgabe, hrsg. v. E. Meckel) Frankfurt 1968, Bd. I, S. 501



J. P. Hebel.

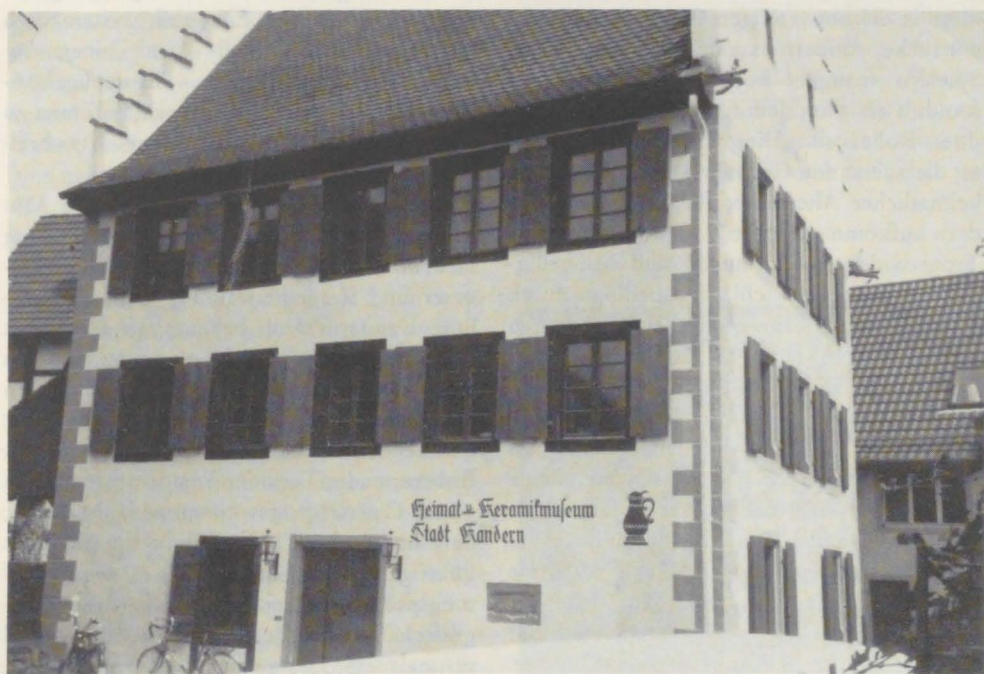
Hebel und die protestantisch wortgeprägte Volkskultur

Der Wortgottesdienst forderte Anstrengung, trainierte auch das Zuhören, die intellektuelle Regsamkeit. Das Wort konnte doch Reflexion auslösen und tragen, begründete Distanz des Ichs zu sich selbst, die — nicht über die Beichte ritualisierte — Innen- und Sündenreflexion; im Choral wird auch das Ich-Sagen eingeübt, das Wort vermittelt die Anfänge der Selbständigkeit gegenüber den Selbstverständlichkeiten von Tradition und Konvention, die Anfänge des modernen, nämlich innengeleiteten Verhaltens. Pietismus und protestantische Aufklärung, bei denen dies alles dann offenkundig ist, sind legitime Kinder der lutherischen Kirche in Deutschland. Hebels „*Rheinischer Hausfreund*“ ist gewiß nicht ein Normalfall, aber eben ein Höhepunkt protestantisch geprägter Volkskultur — wie der Griff des einfachen Menschen zur Bibel, wenn er in Konflikt gerät (man denke an die Marie in Büchners „Woyzeck“).

Thomas Nipperdey, Luther und die Bildung
der Deutschen, in: Luther und die Folgen,
Hg. H. Löwe, C.-J. Roepke

Das Heimat- und Keramikmuseum der Brezel- und Töpferstadt Kandern

Ernst M. Wallner, Heidelberg/Kirchzarten



Das spätgotische Staffelgiebelhaus aus dem 16. Jahrhundert, in dem seit 1976 das Kanderner Museum untergebracht ist

Die Bezeichnung „Heimat- und Keramikmuseum“ mag manchen Fremden auf den ersten Blick vielleicht verwundern; denn „Heimat“ und „Keramik“ unterscheiden sich begrifflich nicht nur dem Umfang, sondern auch dem Inhalt nach. Allein in Kandern hat es mit der Namenskopplung insofern sein treffendes Bewenden, als für die Museums-Sammlung

zwei Aspekte beherrschend sind: Als man zum erstenmal erwog, kulturell, wirtschaftlich und historisch bedeutsames Sachgut zu bergen, dachte man ausschließlich an das südliche Markgräflerland, die Vorbergzone im Süden und Südwesten des Blauen, als engere Heimat, in der Kandern für das dörfliche Umland eine Mittelpunktstellung ein-

nimmt. Wenn dazu die Keramik im Namen herausgehoben wird, so deswegen, weil gerade die Erzeugnisse der heimischen Töpferkunst im Museum von gewichtigem Stellenwert sind. Nicht umsonst hat sich Kandern selbst den Beinamen „Töpferstadt“ zugelegt. Die Anfänge des Museums reichen bis zu den Vorbereitungen der 150. Geburtstagsfeier von Johann Peter Hebel im Jahre 1910 zurück, als einige Gedichte des Autors in dramatisierter Form vorgetragen werden sollten. Doch nicht nur fehlten für die Inszenierung die notwendigen Geräte und Trachtenstücke, sondern es ging auch den jungen Spielern mangels heimathistorischen Verständnissen die Identifikationsfähigkeit mit ihren Rollen ab. „Diese Erfahrungen waren es, die zuerst den Gedanken einer Sammlung heimatlicher Altertümer für die Stadt Kandern aufkommen ließen“.

Trotz widrigen Umständen und Mißhelligkeiten, auch Rückschlägen, bedingt durch zwei Weltkriege, gelang es einsatzbereiten Männern, wie Lehrer K. Herbst, Tierarzt Doll, Ziegelfabrikant E. Kammüller, Kunstmaler H. Daur, Heimatforscher A. Eisele, einen reichen Schatz wertvollen Heimatgutes für das Museum zu sichern. Als brennende Sorge erwies sich freilich sechs Jahrzehnte hindurch das Problem, die Bestände angemessen unterzubringen. Der dauernde Wechsel des Standorts mit dem sich stets wiederholenden Ein- und Ausräumen der Objekte gleicht in Kandern einer Odyssee. Manches Sachgut ging verloren. Noch 1974 lagerte ein Teil der Töpferwaren auf dem Speicher des Kanderner Forstamts. Erst 1976 — anlässlich der 1200-Jahrfeier — konnte die Museums-Sammlung in der Ziegelstraße in einem eindrucksvollen spätgotischen Staffelhäuserhaus aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, das schon für sich ein bauliches Kleinod darstellt, eine würdige Heimstätte beziehen.

Die Schaustücke darin, für die ein mittelgroßer Eingangsraum und ein kleineres Zimmer (= die alte Küche) im Parterre und je ein

großer Raum im I. und II. Stock sowie der Treppenaufgang zur Verfügung stehen, legen Zeugnis ab von heimatlichem Handwerk und Gewebe, von Kunstsinn und Kunstfertigkeit, von Mobiliar und Hausrat, von kirchlich relevantem Sachgut, von historisch bedeutsamen Ereignissen einschließlich Aufenthalt und Wirken namhafter Personen in Kandern u. a. m. Statt nun alle in den einzelnen Räumen aufgestellten Stücke der Reihe nach zu beschreiben, wird im folgenden versucht, das Inventar einer Sachgutkategorie, wie Töpferei oder Eisenguß, systematisch zusammenzufassen und — mit einem berechtigten Mut zur Lücke — die dazugehörigen Objekte, von den Erdgeschoßräumen zu jenen des I. und II. Stocks vorwärtsschreitend, in einem Durchgang vorzustellen.

Am reichhaltigsten ausgestattet ist das Museum mit Erzeugnissen der Tonverarbeitung in den drei Sparten: Töpferei, Kachel-Hafnerei und Ziegelherstellung. Die Entwicklung Kanderns zum bekanntesten Hafnerort Badens haben ermöglicht: a) die ausgiebigen Tonvorkommen in den Weißerdengruben am Heuberg und in den den Töpfern selbst gehörenden Gruben, aus denen ein lehmiger, rotbrennender Ton, der Temperaturen bis zu 1050° C verträgt, gewonnen wird; b) die für den Absatz im Elsaß und in der Schweiz günstige geographische Lage; c) die verwaltungspolitische Freizügigkeit in der Markgrafschaft. Ende des 16. Jahrhunderts wird erstmals ein Hafner in Kandern erwähnt. 1965 aber, als Karl Blum stirbt, erlischt die letzte traditionelle Töpferwerkstatt für „zweckbestimmtes“ Gebrauchsgeschirr. In Kandern lebt freilich die Tonverarbeitung weiter. Indem der bekannte M. Laeuger (1864—1952) den Anstoß zu einer Neuorientierung auf „zweckfreies“ künstlerisches Gestalten gibt, begründet er, wohl anknüpfend an die herkömmlichen Mittel, im Ort die Kunstkeramik. Sein Schüler H. Hakenjos sen. leitet die Kunsttöpferei der Tonwerke von 1920—1927 und betreibt nach deren Schließung gemeinsam mit dem später be-

rühmt gewordenen R. Bampi (1896—1965) bis 1934 die „Fayence-Manufaktur Kandern GmbH“. So bahnt sich im 20. Jahrhundert alsbald eine „ton-künstlerische“ Kontinuität an. Heute arbeiten sechs Kunstkeramiker in jeweils individuell geprägter Manier in Kandern. Die Exponate in rd. 18 von 22 Vitrinen im I. und II. Stock des Museums illustrieren in hervorragender Weise Entwicklung und Wandlung der Töpferwarenproduktion. Erzeugnisse der handwerklichen Epoche, wie Gugelhupf-, Käse- und Puddingformen, Brägelplatten, Ölkrüge, Schmalzhäfen, Bettflaschen mit zwei Henkeln, „katholische“ Milchtöpfe mit einem Henkel (die „evangelischen“ Milchkübel hatten keinen Henkel). Teller, Schreibzeug, auch Kinderpfeifen, sind auf einige Vitrinen des I. Stocks verteilt. Ein Schauschrank zeigt Arbeiten des letzten handwerklichen Töpfers, Blum. Auch im II. Stock trifft man auf ältere Hafnerware, im besonderen Schauteller, z. T. mit Sprüchen auf dem Rand, wie: „Was Gott erschaffen inder welt ist alles gut und wohl bestellt 1806“ oder: „Ich bin klein mein hertz ist rein niemand sol drin wohnen als Jesus nur allein“. Als die Töpferei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter wirtschaftlicher Depression litt, empfahl die badische Regierung, Schweizer, z. B. am Thuner See üblichen Vorbildern nachzueifern. Gefäße mit Thuner Bemalung sind im I. Stock vorhanden. Den Beweis dafür, daß sich sogar der Landesherr um seine Hafner sorgte, liefert die Inschrift auf dem Boden eines tiefen Tellers: „In Gegenwart der Grosherzoglichen Familie drehte ich dies Geschir im 82 Lebens Jahr — den 21. May 1880 J. Jacob Leppert“. Laeugers kunstkeramische Schöpfungen aus der Zeit, als er der keramischen Abteilung der Tonwerke Kandern vorstand (1895—1913), die z. T. durch Jugendstil-Elemente gekennzeichnet sind, haben ihren Platz im II. Stock; dort bietet auch eine grüne Bodenvase mit Kiefernweigdekor einen selten schönen Anblick. Dicht neben Laeuger stehen die originellen Kreationen

R. Bampis hervor, ferner Gefäße aus der von R. Bampi und H. Hakenjos sen. betriebenen Fayence-Manufaktur. Von den zeitgenössischen Keramikern sind vertreten im I. Stock: E. Löschner, H. K. Hakenjos jun., der sich der Tradition verbunden weiß, mitunter mit dem Gießhörnchen malt, sich aber auch vollplastischem Gestalten widmet, der in Bampis Atelier weiterschaffende, an ostasiatischen Techniken geschulte und auf die „Ganzheit im Gefäß“ abzielende H. Kerstan und B. Wecklin, im II. Obergeschoß: H. Messerschmidt, für den erst harmonische Einheit von Form und Glasur keramisches Meisterwerk bedeutet, und seine Frau V. Messerschmidt, die wohl mit Engobe malt, doch erstarrte Überlieferung durchbricht und mit heiterer rustikaler Töpferware das Leben um



Vase mit sog. Thuner Bemalung.

Photo: Inge Haas, Freiburg



Ofenkachel mit gekröntem Edelherrn, Falken und Jagdhund

den Tisch bereichern will. — Der Anteil an nichteinheimischem Töpfergut im Museum beschränkt sich auf salzglasiertes Steinzeug aus dem Kannenbäckerland um Höhr-Grenzhausen (Westerwald) und auf Durlacher Fayencen im I. Stock.

Von den ebenfalls aus Ton erzeugten Kacheln sind interessante Stücke im größeren Parterrezimmer ober- und unterhalb des Ziegel-Arrangements aufgebaut. Etwa in gleicher Höhe hängen drei Pergamentschablonen aus dem 17. Jahrhundert, die der Kachelbemalung mit einem Blumenornament oder mit Punkten als Muster dienten. Auf einem Fensterbrett liegen Formen für die Herstellung von Ofenkacheln. Schließlich lehnen an der Nordwand dieses Raums drei Wappenscheiben aus Ton der Thonwerke Kan-

dern von der Jahrhundertwende. In Erstau-
nen setzen im I. Stock erlesene Ofenkacheln mit perfektionierter Reliefgestaltung; sie zeigen z. B. Adam und Eva oder einen gekrönten Edelherrn mit einem Falken auf der rechten Hand, indes die Linke an der Leine einen Jagdhund hält; dieses Motiv weist ins Mittelalter. Als ältestes Datum trägt freilich eine Kachel die Jahreszahl 1736.

Tonerde als Rohstoff verarbeiten auch die Ziegler. Kanderner Urkunden erwähnen schon 1688 eine Ziegelhütte, und älteste Jahresangaben auf Ziegeln gehen bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts zurück. Denkwürdig sind die sog. „Feierabendziegel“. Hatte ein Mann nach zehnstündiger Arbeit die Ziegelmasse in einer Form 400- oder 450mal mit der Hand glattgestrichen, also so viele Ziegel bis zum Prozeß des Trocknens fertiggestellt, verlockte ihn nicht selten der weiche Ton — nach des Tages Müh' —, das letzte Produkt mit einem volkskundlichen Motiv, z. B. Blume, Lebensbaum, Sonne, Stern oder Storch, aber auch mit willkürlicher Strichelung zu verzieren. Eine Menge Exemplare dieser Art sind an der Südwand des Parterres aneinandergereiht.

Eisenbergbau und Eisenverarbeitung sind in Kandern seit dem Mittelalter verbürgt. Zumindest nennt eine Lorscher Kloster-Urkunde 776 Kanderner Eisen. 1421 soll das Basler Dominikaner-Kloster einen eisernen Ofen aus Kandern gekauft haben. Schließlich erwartet 1522 der Markgraf Christof u. a. die Herstellung von eisernen Kugeln. Zum Hüttenwerk, das seinen Betrieb 1859 wegen Unrentabilität stilllegen mußte, gehörten Schmelzofen, Hammerschmiede und Gießerei. Im Parterre des Museums zeigt eine Fotografie den Kanderner Schmelzofen im Umbau 1898, indes im II. Stock zwei farbige Bilder die Außenansicht des Eisenwerks mit dem Pochhammer und das Interieur der Schmiede mit Männern bei der Arbeit zu erkennen geben. Dem Eisenguß sind mannigfache Gebrauchsgegenstände und Zierobjekte zu verdanken. Gleich der Eingangstür

gegenüber hängen an der Wand: das Zunft-
schild der Bergleute und das Bergwerkswap-
pen mit der Inschrift „Glück auf“. Ebenfalls
im größeren Erdgeschoßraum sind eine
Reihe verschiedenförmiger Öfen aufgestellt,
z. B. Kanonen-, Bügeleisen- und Armeleute-
ofen; besondere Aufmerksamkeit verdient je-
ner Ofen, bei dem die grünen Außenkacheln
der Ofensäule mit dem eisernen Mantelge-
rüst zu formschöner Einheit verschmelzen.
Eindrucksvoll ist auch das Grabmal von 1856
in Gestalt einer Platte für den großherzogl.
Bergrat Hug. Hostien- und Waffeleisen ha-
ben ihren Platz an der Wand der Küche.
Zum Inventar des II. Stocks gehören Ofen-
platten, darunter zwei Meisterwerke gußei-
serner Reliefdarstellungskunst mit Bild und
Inschrift: a) SAUL WARD DURCH CHRIS-
TI GLANTZ BEKEHRT MIT GEWALT
und b) HOCHZEIT ZU CANA IN GALI-
LÄA von 1778. Den Bestand an Eisenerzeu-
gnissen ergänzen im I. und II. Obergeschoß
einige sorgfältig und kunstvoll gearbeitete
Kleinobjekte auf den Vitrinen, z. B. Leuch-
ter, Büsten, Obstschalen, Formen für den
Löffelguß, auch ein Tintengeschirr, das dem
Grabmal Napoeons I. nachgebildet ist.

In Kandern, das heute auch den Beinamen
„Brezelstadt“ führt, ist die Tradition der Bre-
zelbäckerei alt. 1813 rühmt das Kolbsche Le-
xikon das Städtchen „hauptsächlich“ wegen
seiner „beliebten kleinen Brezeln, die weit
verschickt werden,“. Im kleinen Erdgeschoß-
raum erhärtet ein Schlußstein mit einer Bre-
zel und der Jahreszahl 1588 die Annahme,
daß die Brezelherstellung im Ort seit alters
heimisch gewesen sein muß. Eine Brezel wird
auch in dem aus Muranoglas gefertigten
Zunftzeichen der Bäcker im I. Stock des Mu-
seums von zwei Löwen festgehalten. Gleich-
falls im I. Obergeschoß füllen Zunftzeichen
und Zunftladen anderer Kanderner Hand-
werker, z. B. der Hafner und Müller, der
Schuhmacher und Wagner usw., die Fenster-
nischen zwischen den Vitrinen aus.

Wie Hafner- und Eisengut verteilen sich
auch Mobiliar und Hausrat über das ganze

Gebäude. Im größeren Raum des Parterres
erregen gleich vier Möbel das Interesse: ein
prächtiger Renaissanceschrank von der Mitte
des 17. Jahrhunderts, ein Barockschrank von
1714, ein Zylinderbuffet aus der Zeit um
1780 und eine Kommode mit Intarsienarbeit
(Blumenstrauß, Blume, Vogel). In der alten
Küche nimmt ein stattlicher bemalter
Bauernschrank von 1787 als Schaustück na-
hezu die ganze Ostwand ein. Auf ihm er-
blickt man Küchenutensilien, z. B. Kaffee-
mühle, Nußknacker, Kuchenblech, Krug
und Springerleform. Um einen tannenen
Tisch stehen sechs hölzerne Barock-Bauern-
stühle. Hier wird die Einrichtung u. a. er-
gänzt durch eine kleinere Beeren-Pressen, ei-
nen bemalten Aufsatz eines bäuerlichen Ehe-



Gußeiserne Ofenplatte: Hochzeit zu Kana, 1778.

Foto: Inge Haas, Freiburg



Schlußstein von 1588 mit einer Brezel.

Foto: Inge Haas, Freiburg

bettes von 1818 und drei Halgeigen, die früher zur Vollstreckung von Ehrenstrafen insbesondere wegen übler Nachrede dienten; alle diese Gegenstände sind aus Holz gefertigt. Eine alte Truhe und ein apparter Kabinettschrank von etwa 1750 erwarten den Besucher im I. Stock. Zum Inventar des II. Stocks gehören eine Aussteuertruhe mit Allianzwapen-Bemalung, eine kostbare Renaissance-Brauttruhe von 1587 und eine künstlerisch wirkungsvoll gearbeitete Kommode aus der Zeit um 1720.

Religiös-kirchliche Observanz besitzt im größeren Parterreräum eine „es“-Glocke von ökumenisch denkwürdiger Vergangenheit. Die Inschrift auf der einen Seite hebt die Schenkung von evangelischen an katholische Christen hervor: „Die Evangel. Protestant. Stadt Gemeinde Kandern Ihren Katholischen Mitbürgern und Einwohnern. Gewidmet im

Jahr 1861“. Die andere Seite benennt die Glocke mit dem bezeichnenden Namen „Concordia“. Da der Ton der Glocke 1952 bei der Anschaffung eines neuen Geläutes unharmonisch klang, wurde sie nach einigen Bemühungen dem Museum überlassen. Im I. Stock lehnt eine holzgeschnitzte bemalte Statue Johannes' des Täuflers vom beginnenden 16. Jahrhundert an einer Säule, während das II. Geschoß u. a. eine Heiligenfigur, ein altes Altarbild „Dornenkrönung Christi“ und ein Kreuzifix aufzuweisen hat.

Die mit historisch bedeutsamem Geschehen im Kanderner Raum enger verknüpften Museumsmaterialien empfiehlt es sich in chronologischer Folge zu skizzieren: Als einer der ältesten Belege für eine Besiedlung der Gegend rührt eine Urne, die 1924 in Wintersweiler geborgen wurde, aus der Hallstattzeit her; aus der späteren La-Tène-Periode

stammt ein weiteres Urnengefäß, das als Brandgrab gedient haben mag; beide Stücke werden im II. Stock aufbewahrt. Ins Mittelalter weist im Erdgeschoß ein Schaukasten mit Messer, Schlüssel, Pfeilspitzen, Nadeln usw. von der ehemaligen Burg Hammerstein bei Wollbach. Aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit datieren die beim Schulhausneubau 1900 gefundenen Münzen aus Basel, Bern, Böhmen, Mailand, Savoyen, Tirol und Venedig, die im I. Obergeschoß zur Schau gestellt sind. Sodann wartet eine Vitrine im II. Stock mit einem hochwertigen, höchst eigenartigen Kunstwerk aus etwas späterer Zeit auf: der „Goldenen Sau“. Dieser silbervergoldete Trinkkrug in Form eines Wildschweins mit einem Fassungsvermögen von 1½l Wein ist eine Stiftung des Markgrafen



Nordostecke des Museumsraumes im II. Stock.

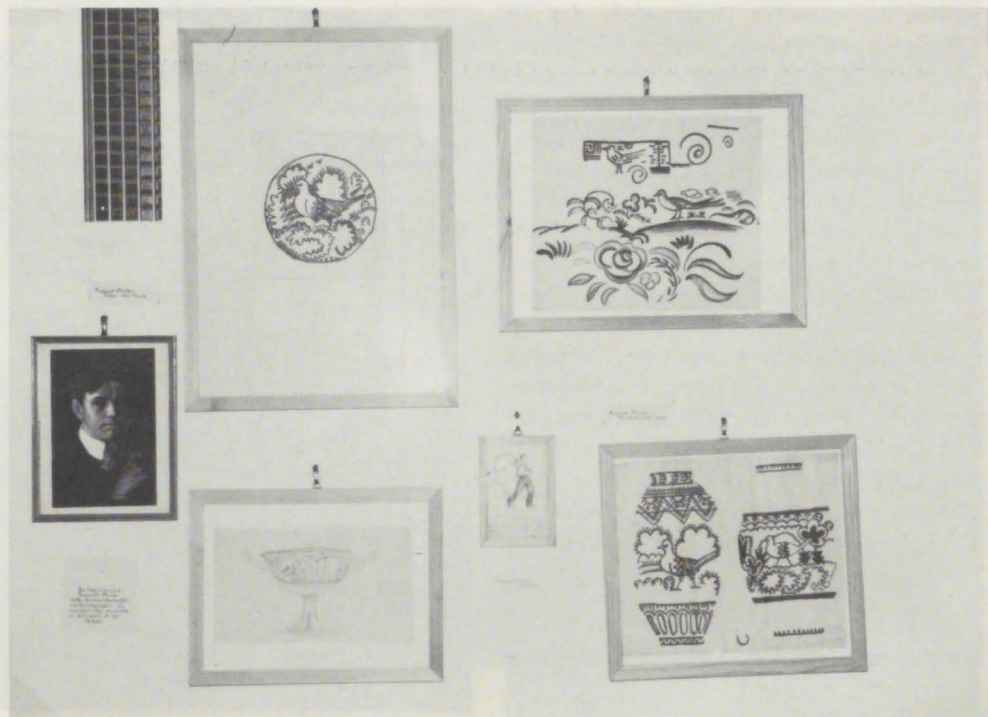
Foto: Inge Haas, Freiburg



Glocke der „Eintracht“ zwischen den Konfessionen von 1861.

Foto: Inge Haas, Freiburg

Georg Friedrich von Baden-Durlach. Als er als Herrschaftsinhaber in den Waldungen bei Kandern 1605 ein kaptales Wildschwein erlegt hatte, „waren Selbiger dergestalten darüber vergnügt, daß Er zu dessen gedächtnus und der Jägerei im Oberland zu Ehren einen Willkom gestiftet, welcher eine Silberne überguldete Saw repräsentiret, eine Maß in sich haltend . . .“. Das Gefäß, bis vor wenigen Jahren im Forsthaus aufbewahrt, kam 1977 aus Sicherheitsgründen ins Badische Landesmuseum Karlsruhe. Das Kanderner Museum zeigt eine Kopie in Originalgröße. Übrigens machen rd. zwei Dutzend Lithographien an den Wänden des Treppenhauses vom Erdgeschoß zum I. Stock auf badische Markgrafen und ihre Familienangehörigen (15.–19. Jahrhundert) aufmerksam. Im Trep-



August Macke gewidmete Wandpartie mit Portrait, Zeichnungen und Keramikentwürfen.

Foto: Inge Haas, Freiburg

penaufgang zum II. Obergeschoß hängen dagegen u. a. die Abbildungen von achtzehn napoleonischen Generälen, war doch die Gegend um Schliengen und Kändern 1796 zwischen den Franzosen unter Moreau und den Österreichern heiß umkämpft. Dann spielte Kändern in den Revolutionsjahren 1848/49 eine wichtige Rolle; denn zwischen dem Stadtrand und der Scheideck kam es zu jener sensationellen Begegnung zwischen Hecker mit seiner Revolutionärsgarde und v. Gagern mit den badischen und den Bundestruppen. Im II. Stock rufen einige Stiche und Bildnisse jene Ereignisse ins Gedächtnis, auch erinnern in der Mitte des Saales — neben anderen Fahnen — die der Freischaren von Kändern und Efringen an die republikanische Bewegung von 1848/49.

Kändern kann sich einiger großer Männer rühmen, Männer, die entweder in Kändern geboren wurden, wie Johann August Sutter (1803—1880), später amerikanischer Kolonialpolitiker großen Stils, dessen rührige Aktivität ihm den Beinamen „Kaiser von Kalifornien“ eintrug, oder Karl Berner (1863—1941), der sich als alemannischer Mundartdichter verdient gemacht hat, oder Männer, die Kändern und das südliche Markgräflerland als Heimatwelt erleben durften, wie Johann Peter Hebel (1760—1826) und der Heimatmaler Hermann Daur (gest. 1925). In Lithographien, Scherenschnitten, kolorierten Zeichnungen oder gar Medaillen wird im Museum dieser Männer gedacht. H. Daur's bekanntes Blauen-Gemälde schmückt die Wand über

der Truhe von 1587 im II. Stock; dazu ist der Maler mit zwei weiteren Bildern vertreten: „Hammerstein“ und „Der Abend“. Um die Jahrhundertwende schließlich beherbergte Kandern u. a. einen nachher bedeutend gewordenen Gast. Einige Male weilte der expressionistische Maler August Macke zu Besuch in der „Krone“, wohin sich die Schwester des Künstlers verheiratet hatte. Macke „ging (1911) zu den Bauertöpfern in die Werkstätte, vor allem zum Töpfer Fritz, und machte seine ersten Versuche in Keramik“. Von Mackes künstlerischer Aktivität in Kandern zeugen im I. Stock des Museums: die Zeichnung eines Schnitlers, einige Entwürfe für Teller, Vasen und Krüge mit Vogel-, Blumen- und Blattwerkmotiven und geometrischen Ornamenten sowie die Skizze einer antik anmutenden Henkelschale.

Dem aufmerksamen Besucher entgehen in dieser reichhaltigen Museums-Sammlung keineswegs weitere kostbare Objekte, z. B. mannigfache Stoffdruckmodel, Tierplastiken, etwa der ansprechende Bär von H. Geibel, das zur Vertreibung böser Geister zu einem Kopf geschnittene Ende eines Balkens, Faßriegel, das Wirtshauschild zur „Sonne 1860“, Zinngefäße, Bilder, Stiche und Zeichnungen von Kandern, Kleinmöbel u. a. m. Allein der Zweck einer Museumsbeschreibung kann ja überhaupt nicht in der vollzähligen Registrierung der Gegenstände liegen, sondern vielmehr in einer einführenden Orientierung, damit sich daraufhin dem Betrachter selbst Sinn und Stellenwert eines Exponats um so intensiver erschließen. In den — im Grunde nur — vier Räumen des Museums berührt die lockere Anordnung der Stücke angenehm, weil so zum Suchen, Entdecken und Innewerden eines Objekts in seinen kulturellen, ökonomischen und historischen Zusammenhängen eingeladen, wenn nicht geradezu herausgefordert wird.

Greift man auf die Intention der Väter der Museums-idee zurück, erfüllen die geborgenen Schätze durchaus das seinerzeit angestrebte Ziel: „Weckung und Vertiefung des Heimatgefühls“. Für den Fremden aber ist Kandern zu einem nicht geringen Quentchen auch des Museums wegen eine Reise wert. Als Kustos betreut die Sammlungen Realschul-Konrektor Giselher Haumesser, der auch das Museum in seiner neuen Heimstätte unter Beratung des Denkmalamtes eingerichtet hat.

Literatur

- Eisele, A., Von der Hafner-Bruderschaft zwischen Basel, Staßburg und den beiden Gebirgen. In: Mein Heimatland, Jg. 28, H. 2, Freiburg i. Br. 1941, S. 197—202
- Eisele, A., Kandern. Bilder aus der Geschichte der Stadt Kandern, Müllheim/Baden 1956
- Eisele, A., Das Kanderner Heimatmuseum. In: Markgräflerland, Jg. 8, H. 2, Müllheim 1937, S. 106—108
- Fischer, W., Handwerk und Industrie im Markgräflerland. In: Das Markgräflerland. Vorträge des Alemannischen Instituts, Bühl/Baden 1969, S. 190—204
- Gebhardt-Vlachos, S., Kandern als Töpferstadt. Von der Bauertöpferei zur Kunstkeramik. In: Markgräflerland, Jg. 5/36, H. 3/4, Müllheim 1974, S. 133—220
- Haumesser, G., Rundgang durch das Heimat- und Keramikmuseum der Stadt Kandern. In: Scheer, V., 1981, S. 28—32
- Herbster, K., Das Kanderner Heimatmuseum. In: Badische Heimat, Jg. 10, Freiburg i. Br. 1923, S. 86—90
- Scheer, V. (Red.), Brezel- und Töpferstadt Kandern. 1200 Jahre Kandern — 9.-12. Juli '76, Müllheim 1976
- Scheer, V. (Hrsg.), Kandern. Die Brezel- und Töpferstadt mit Umgebung, 4. Aufl., Kandern 1981
- Spies, G., Hafner und Hafnerhandwerk in Südwestdeutschland, Tübingen 1964

Mi Mottersproch

Mi Mottersprooch hockt, alt und schii,
im Spittelhof und sunnet si.

Wer kennt si noh? Wer frait si drab?

Si brosemet wie d'Ringmuur ab,
si tricknet mit de Brünnen ii,
machts nimme lang, so manets mi.

Mengmol, wenn i nint z'triibe bau,
bliib i e Wuili binere stauh,
si woest, daß i si liide ma
und lacht mi us der Stockzaib a:

Di Riet im Obedsunneschii,
wa isch des für e Hoemet gsi!
Vum Törli unne bis zu iis
bond Kinder ballet dotzedwiis,
bond d' Bure 's Veah a d' Brünne glau
und Heu verzettlet, Mischt und Strauh.
Und elli Kriizstöck, wie mers denkt,
sind volle rote Nägili ghängt.

Din Turn, i Dine Buebejohr
e langi Ziit e n earnsti Gfobr.
Woesch noh, wies sellmol gange n isch,
wo de dra uffli klimmet bisch?

De bisch z'mols obe n abe keit
und hesch der 's Muul und d'Nas verheit.
So, het es ghoese, jetz hesch Rueh,
worsch's welleweag moern nimme due.

Guck dert im Ahoern überm Tor
singt überluut wie närrsch en Stoor.
Dert hesch di mengmol umme druckt
und dief in brunni Äugli guckt.

I mon, wenn si Di gnomme het,
si hets bi Dir nit schleachter ghet;
's kunnt anneweag nit wie mers denkt,
wem mer sich an e Mannsbild hängt.

Jetzt isches still ums Obedrot.
Koe Kindergschroe, kon Brunne goht,
es fliegt koe Schwälmi meh ums Huus,
es nachtet, und Di Spiil isch us.

I hör Di Motter wie im Troom:
„Es liitet Bättziit, kum jetz hom!“

Aus Hans Hauser „Dief i de Nacht“ (1970)

Würdigungen

Ludwig Barth,

dem Maler und Grafiker zum 85. Geburtstag

Richard Bellm, Karlsruhe



Selbstbildnis, Holzschnitt

Was wächst, wächst still und macht keinen Lärm dabei. Diesen Gedanken möchten wir unserem Geburtstagsgruß als Begleitmotiv beigeben. Denn das reiche und vielgestaltige Werk unseres Altmeisters Ludwig Barth, der seinen 85. Geburtstag am 7. Juni feiern durfte, hat sich in der Turbulenz unserer hektischen Zeit behauptet, ja vermag manchen Betrachter erst recht anzusprechen. Er

ist schließlich als Wandmaler, Illustrator und Holzschneider im badischen Raum wohlbekannt.

Wir brauchen keine tieferschürfenden Theorien zu entwickeln, um das Werk zu analysieren und zu interpretieren. Das gesamte künstlerische Schaffen, insbesondere die Zeichnungen, Aquarelle, Radierungen, der Holzschnitt und Holzstich gehören dem ge-



Tiefenbrunn, Federzeichnung

genständlichen Bereich an. Er gestaltet die erlebte Welt zu anschaulichen Bildern. Sie sind schließlich die Summe vieler Augenblicke, in denen sich der Eindruck verdichtete. Die Vielfalt und Eigenart, der Formenreichtum der Bildgestalten löst im Betrachter Bewunderung aus, schon gar, wenn wir erfahren, daß der Künstler Ludwig Barth noch unermüdlich tätig ist. Es gibt kaum eine künstlerische Technik, in der er nicht souverän gearbeitet hätte. Bis in die jüngste Zeit hielt er in der Karlsruher Volkshochschule seine Schriftkurse, nachdem er zuvor Übungen im Zeichnen und Aquarellieren gab und so sein subtiles Wissen und Können in den künstlerischen Techniken an viele Menschen vermittelte. Bevor wir uns seinen Arbeiten zuwenden, mag eine kurze Notiz über den Künstler informativ und aufschlußreich sein. Herkunft und Ausbildung, die für den Menschen meist lebensbestimmend sind, vermögen auch hier Aufschluß zu geben.

Ludwig Barth wurde am 7. Juni 1898 in Bruchsal geboren. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums begann er 1915 das Studium an der Kunstakademie in Karlsruhe bei Professor Georgi. Gewiß ist bei der Wahl das Vorbild seines Vaters nicht unwesentlich geblieben, der nämlich Zeichenlehrer an den Bruchsaler Gymnasien war. Doch schon 1916, als Franz Marc bei Verdun fiel, wurde der junge Barth Soldat in Frankreich und geriet gegen Kriegsende 1918 für zwei Jahre in Kriegsgefangenschaft. Nach der Entlassung nahm er das Studium wieder auf und wurde bereits 1921 zusammen mit Karl Hubbuch Meisterschüler. Damals bildete sich neben den Gruppen in Berlin und Dresden eine eigenständige Realistengruppe in Karlsruhe, zu denen auch noch u. a. G. Scholz, Dillinger und Kast gehörten.

Um 1924 hatte sich der junge Ludwig Barth freigeschwommen und erhielt Illustrationsaufträge bei verschiedenen Verlagen. In den Jahren 1926 bis 1928 schuf er die Illustrationen für drei Bände des Volksschul-Lesebuches. Verschiedene Verlagsaufträge führten

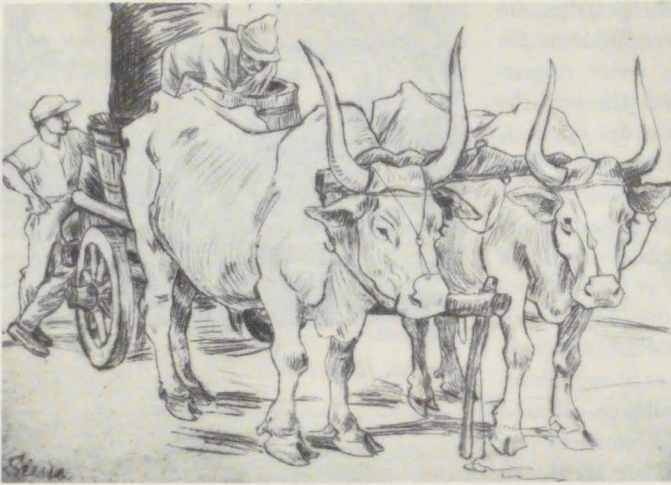


Bruchsal, Holzschnitt

ihn 1928 nach Rom, 1929 zu Studien in die Provence und Dalmatien, 1931 nach Spanien und Marokko. 1934 war der Künstler wieder in Italien. 1938/39 gab Ludwig Barth ein kurzes Debüt als Kunsterzieher an einem Bruchsaler Privatgymnasium. Dann kam der Krieg mit nochmaligem Soldatenleben in Polen, Frankreich und Norwegen bis 1945 mit anschließender Gefangenschaft. 1946 endlich konnte Ludwig Barth seine freie künstlerische Tätigkeit aufnehmen, vor allem als Wand- und Glasmaler in Kirchen und Profanbauten. Hier sind besonders auch die zahlreichen Außenwandsgraffiti und reinen Freskomalereien zu erwähnen, die ihn als sicheren Könnner weit über den badischen Raum hinaus bekannt machten.

Neben Tausenden von Feder- und Pinselzeichnungen, Radierungen und Holzschnitten, aber auch Holzstichen, Ölbildern, Eisenplastiken stehen Entwürfe zu Tabernakeln und Paramenten, weiter zu Urkunden, Briefmarken und Schmuckblatt-Telegrammen. Mit über 500 „Portraits der Woche“ in den Badischen Neuesten Nachrichten wurde Ludwig Barth zum Chronisten der Zeitgeschichte.

Die bereits erwähnten Studienreisen und Aufenthalte in Italien, Spanien, Norwegen, Ägypten und Frankreich haben sich in ganz bestimmten Motiven niedergeschlagen. Das



Römisches
Ochsengespann, Radierung

wandernde Auge des Künstlers fand zum Bild der Stadt auch die Landschaft, das Typische eines Berghanges, z. B. die gewaltige Kargheit der Felsen am Montserrat oder die Weite des Landschaftsraumes in Israel. Ein gewisser Hang zur Poesie strömt durch die Gassen und Straßen Roms und durch das Tor hinaus auf die Via Appia und Antica, und meist sehen wir auf den köstlich radierten Blättern Menschen und Tier wie etwa das Ochsengespann. Wir staunen beim Betrachten über die außerordentlich sichere Beobachtung und die Treffsicherheit, mit der die behäbigen Tierkörper erfaßt und in den Bildraum komponiert sind. Barth vergißt auch nicht die spielenden Kinder in den Gassen und immer wieder das Leben in der Stadt. Wir spüren beim Betrachten richtig die Freude des Künstlers an der Schilderung. Die lebensvolle, unterhaltsame Schreibweise in seinen grafischen Blättern macht seine unverwechselbare Handschrift aus, in der sich das Liniengefüge und die Strichbündel zum Bild formen. Überraschend ist bis ins hohe Alter die sicher unerschöpfliche Fabulierweise, eine selten farbige Erzählfkraft. Der Künstler ist, wie wir an den wenigen Kostproben sehen, auf seinen Reisen immer mit dem Zeichenstift unterwegs und vermittelt so

seltsame und dem flüchtigen Touristen verborgene Ansichten und Durchblicke, wie z. B. den Aufstieg zum Schloß Mahlberg bei Lahr. Zu den grafischen Kostbarkeiten gehören



Verlorener Sohn, Stahlstich

mit Sicherheit die kleinformatischen Holzstiche über Bruchsal, seine Geburtsstadt, mit denen Ludwig Barth ein einzigartiges Dokument vor der Zerstörung 1945 geschaffen hat. In meisterhafter Formulierung beweist hier der Künstler, daß es keines großen Formates bedarf, um etwas zu sagen.

Wenn Ludwig Barth sich mit religiöser Thematik auseinandersetzt, dann tut er das mit liebevoller Versenkung in den Schrifttext der Bibel. Und aus der Fülle des Bilderschatzes schöpft der Künstler ganz persönlich und läßt sich inspirieren. Barth liebt an sich nicht die Stilisierung, sondern den lebensvollen Bezug, auch dort, wo er einen Holzschnitt des „Guten Hirten“ gestaltet oder den „Verlorenen Sohn“ in die Kupferplatte sticht, eine hochdramatische Geschichte des Menschen überhaupt, die sich in der Gestalt des Vaters und des heimkehrenden Sohnes verdichtet, ein Thema, das der Künstler auch in Holz und Linol geschnitten und gedruckt hat. Schließlich verweisen wir auf die großen Holzschnitterfolge „Jesus und das Geld“, die 1977/78 entstand für das aufsehenerregende

Buch von Schröder, das bereits in 3. Auflage erscheint. Auf zwanzig kraftvollen Holzschnitten schildert der Künstler lebensnah Szenen, in denen Jesus seine Ansichten über Wert und Nichtigkeit des Geldes aufzeigt.

Ludwig Barth ist, wie wir deutlich spüren ein realistischer Vollblutkünstler, kein Avantgarde-Jäger, schon gar kein Sensationsmacher. Unermüdlicher Fleiß zeichnet das Werk eines von Gefühl und Verstand, aber auch von Humor beseelten, vielseitigen Künstlers aus. Sein vielgestaltiges Werk reifte in der Stille seines kleinen Ateliers, ohne Lärm, aber mit voller Kraft und Lebensnähe, die alle anzusprechen vermag.

Ich möchte unseren Geburtstagsgruß schließen mit einem schönen Gedanken Hans Thomas, dem bedeutenden süddeutschen Künstler aus Bernau, dessen letzte Radierungen der junge Ludwig Barth 1924 abgezogen bzw. gedruckt hat:

„In der Sprache der Form offenbart sich des Künstlers ureigenste Existenz, seine Vitalität, die Tiefe seines Gemütes und seine Stellung zu Gott.“

Hermann Schneider-Strittmatter 70

Rudolf Sachs, Ettlingen

Bewußter Badener, Alemanne und Schwarzwälder von Herkunft, Wesen und Neigung ist der am 25. 10. 1913 in Schwenningen (Baden) Geborene. Forstmann wollte er werden (wer ihn kennt sagt: natürlich!), bis man einen ihm nicht bewußten Farbsehfehler feststellte, was aber den eifrigen Amateurmaler nie störte. Der Jurist war dann bei verschiedenen badischen Landratsämtern tätig, wo er vom Amtstuhl aus Umweltschutz pflegte, ehe das Wort umging. Richtige Einzelfallentscheidung war ihm wichtiger als Anbetung von Verwaltungsvorschriften. Solche Unabhängigkeit im Spannungsfeld zwischen NS-Gewalten und elsässischem Widerstand bewahrte auch der Landkommissar (Landrat) in Thann und Gebweiler 1944, was nach dem Krieg durch ehrenvollen Empfang der Elsässer Behörden anerkannt wurde.

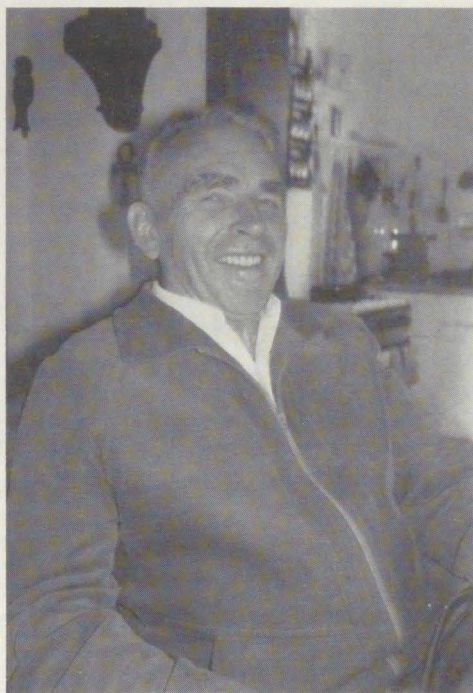
Die heimatliche Kultur und Natur zu erfassen und weiterzugeben, war und ist Herzensanliegen des in Hausach/K. lebenden und wie stets aller Publizität abholden Jubilars, auch und gerade wenn das Schicksal ihn beutelte, woran es wahrlich nicht mangelte. 9 badische Orts- und Landschaftschroniken verdanken wir diesem Bemühen:

700 Jahre Zell a. H. (1957)
Schicksale der Talschaft Einbach (1958)
Das Tal Oberharmersbach (1960)
Die Talschaft Kinzigtal (1961)
Der Kreis Wolfach (1966)
Hausach, Stadtchronik (1967)
Langensteinbach, das einstige Fürstenbad (1970)
Auerbach, Ortsgeschichte (1971)
700 Jahre Oberwolfach (1975).

Alle Bändchen sind nicht trockene Faktensammlungen, aber auch keine Glorifizierun-

gen von Lokalgeschichte. Als erfahrener Verwaltungsrechtspraktiker versteht der Verf. die oft verwickelten rechtlichen Geschehnisse durch die Jahrhunderte anschaulich für jeden und flüssig darzustellen.

Wir haben erlebt, wie viele — oft über 1000jährige — Gemeinden der Verwaltungs-rationalisierung geopfert wurden. Umso wichtiger ist es, die Überlieferung in den Gemeinden als den wichtigsten Zellen unseres Gemeinwesens zu pflegen. Die Bürgermeister sind aufgerufen, hier zu helfen durch Anstöße für neue Ortschroniken und Neu-



Hermann Schneider-Strittmatter

aufgaben der alten. Hermann Schneider-Strittmatter hat das Seine für die Heimat-

pflege getan. Die Badische Heimat dankt ihm dafür.

Ehrung für den Mundartdichter

Hans Hauser

Hermann Preiser, Villingen

Als besondere Ehrung durfte der Villingener Mundartdichter Hans Hauser am 21. Juli ds. Js. für seine Verdienste um die alemannische Sprache, aus der Hand des Villingener Oberbürgermeisters Dr. Gebauer, die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik entgegennehmen, nachdem ihn bereits vor Jahresfrist der Villingener Geschichts- u. Heimatverein in einer Feierstunde im Foyer des Theater am Ring im Beisein der Obrigkeit und einer großen Anzahl Gäste zu seinem Ehrenmitglied ernannte. Hebelpreisträger Gerhard Jung war ebenfalls zu jenem Festakt erschienen. Er würdigte die Verdienste Hans Hausers und wies in seinem Festvortrag besonders auf den Wert der Muttersprache hin, die mit ihren warmen Worten manchen unsteig oder oberflächlich dahinlebenden Menschen aufrüttelt und die Erinnerung an seine Heimat wieder wachruft, denn was aus der Vergangenheit lebendig geblieben ist, soll seinen Platz behalten.

Gerade in diesem Sinne bewegen sich Hausers Mundartgedichte, die der jetzige Vorsitzende des Heimat- u. Geschichtsvereins Werner Huger ins rechte Licht stellte und betonte, daß es Hauser gelungen sei, in seiner Muttersprache im wahrsten Sinne des Wortes Lyrik auszudrücken. Auffallend sei, in welchem Maße es dem Dichter gelungen ist, die Kluft zwischen Bildung und Volksdichtung zu überwinden und der vielfach von herzlicher Einfalt und Schlichtheit gekennzeichneten Mundartdichtung neue Dimensionen zu erschließen.

Auch Oberbürgermeister Dr. Gebauer freute sich, daß es Hans Hauser gelang ein Stück liebenswerter Vergangenheit einzufangen und in Worten zu bewahren.

Hermann Preiser, Villingen

Mi Hiisli

*Und isch mi Hiisli noh so klei
und's Lebe drin e Armetei,
es gffelt mer: 's schwätzt mer neamert drii,
und will i bimer selber bii.*

*Und's Stübli, isches noh so eng
und winkilig und zwängt e weng,
de monsch, es häb kon Platz für zwöe:
— anneweag bin i nit eloe.*

*Es sind drei um mi Dag und Nacht
und wachet und gend zuemer acht.
— Bis griebig und verschüich mers nit,
wenn de z'hagarte kumme wit. —*

*De Oe vertriibt mer d'Übelziit
und trinkt au mol e Schöppli mit.
Mit sellem toel i Bett und Tisch,
wo mit em Spriirsack z'fridde n isch.*

*On dismet nu, i höre kum,
er langt mer über d'Asel rum
und führt mer d'Hand. Gott spar Di gsuund
min guete Goescht zue guete Stund.*

*Und hinter mer stoht still de Dritt.
I gspüre nit und siebne nit,
nu emol wider hör i spoot
im Täfer, wie si Sackubr goht.*

*Und muget au ell Anderliit
drum umme gau und achtets nit:
's word miese sii, des isch sin Toel
und 's isch mer nit um elles foel.*

Aus Hans Hauser,
Alemannische Gedichte „Dief i de Nacht“

Töpfereien in Rotenfels und Oberweier

Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung
„Töpferei im Stadtgebiet“ vom 8. Mai bis 5. Juni 1983
im Foyer des Rathauses Gaggenau

Maria Schüly, Freiburg

Rotenfels und Oberweier können auf eine lange Tradition im Töpferhandwerk zurückblicken. Um 1622 ist der erste Hafner in Rotenfels nachweisbar. Ihm folgen die Familien Merkel, Heusler, Riedinger, um nur die bedeutenderen zu nennen, und bringen das Hafnerhandwerk im 18. und 19. Jahrhundert zur Blüte. Der letzte Hafner von Rotenfels,

Karl Theodor Jülg, gab 1902 aus Mangel an Absatz seinen Betrieb auf.

In Oberweier waren es die Familien Eisele, Melcher, Hoffart, Götzmann und Anselm, die im wesentlichen das Hafnerhandwerk bestimmten. Dort sind die ersten Hafner um 1730 auszumachen; der letzte, Bernhard Anselm, starb 1932¹⁾.



Hafnerware Oberweier

Was die Hafner herstellten, waren Gefäße für die bäuerliche Hauswirtschaft, von denen ich hier die geläufigsten beschreiben möchte²⁾.

Kochgefäße sind meist niedrige Töpfe mit breiter Standfläche, die über dem Feuer angerußt schwarz wurde. Sie dienten zum Erwärmen von Flüssigkeiten (Wasser, Milch, Kaffee, Suppen u.ä.) oder auch als Bratgefäße, je nach Größe. Eine Sonderform sind sog. Ringtöpfe oder Ringschüsseln. Sie haben einen Ring um den unteren Gefäßkörper, womit der Topf in den Herd eingehängt werden konnte. Der Vorteil: der Gefäßboden war der Glut näher.

Als Schenkgefäße dienten Kannen von konischer Form mit wulstigem Lippenrand und aufgebogener Schnauze sowie seitlichen Ohrhenkel. Daraus wurde Milch ausgeschenkt. Dieselbe Form mit flachem Deckel diente als Kaffeekanne. Solche Gefäße treten häufig bemalt auf, zum Schmuck eines gedeckten Tisches.

Außerdem sind die tiefen Teigschüsseln — Konusform mit nach außen abgeschrägtem Lippenrand — und die tief gemuldeten, weiten Teller — mit abgesetzter, schräger Fahne und ebenfalls nach außen abgeschrägtem Lippenrand — meistens innen bemalt, die Außenseite blieb dagegen roh; man sah sie kaum. Auch Backformen — eine Gugelhupf- und eine Osterlammform wurden gefunden — sind nur innen glasiert, außen aber roh belassen. Sie mußten nur innen glatt und sauber sein.

Für die Milchwirtschaft gebrauchte man außer dem „Milchhufe“ und dem „Milchseihufe“ zum Absieben der Milch auch einen „Rahmhufe“ zum Aufstellen von Rahm und Sauermilch. Er war eine bebauchte Kanne mit seitlichem Henkel. Eine Ausgußschnauze brauchte sie nicht, da der Rahm von oben abgehoben wurde. Zum selben Zweck diente der sog. katholische Milchnapf, der nicht mit einem Nachtopf verwechselt werden sollte. Er heißt so, weil er in katholischen Gegenden verkauft wurde. Der Milchenträher ist

ein breiter, bauchiger Topf mit Öffnung über dem Boden und zwei seitlichen Henkeln zum Anheben. Wie ein Sieb durchlöchert, sehen die sog. „Käsnapfe“ und „Käsplättle“ aus.

Mengenmäßig weniger ins Gewicht fallen anscheinend Spielzeug für Kinder (Vogelpfeifen, Spardosen u.ä.) sowie Blumenhafnen, Übertöpfe und Ampeln, in die die Bäuerin ihren Blumenschmuck setzte.

Die Formen von Rotenfels und Oberweier unterscheiden sich kaum, was bei der nachbarschaftlichen Lage der beiden Orte nicht verwunderlich ist. Die Gefäßtypen sind dieselben über Jahrhunderte. Sie fielen nur je nach Handschrift des jeweiligen Drehers etwas unterschiedlich aus.

Als Ton fand man in nächster Umgebung einen weißen bis gelben und einen eisenroten, die der Hafner — jeder nach eigenem Rezept — mischte und anreicherte. Die sog. Häffgasse bezeichnet noch heute einen Weg, auf dem die „Häffner“ damals den Ton herbeiholten. Die Gefäße wurden, wie auch anderswo, auf der fußangetriebenen Töpferscheibe gedreht und zunächst an der Luft getrocknet. Dann überzog man sie mit einer Engobe aus Tonschlicker, damit die Glasur auf dem Scherben besser haften blieb. Die Glasur ist eine farblose, transparente, glänzende Bleiglasur, die eine weiße oder eisenrote Engobe durchscheinen ließ. Gemalt wurde mit einem mit Metalloxyden eingefärbten Tonschlicker auf die Engobe. Das Malwerkzeug war die Gießbüchse, ein Keramikgefäß mit einem Federkiel als Zeichenstift, aus dem die Flüssigkeit unaufhaltsam floß. Daher mußte der Maler eine schnelle und sichere Hand haben. Mit der Stärke des Federkiels konnte er die Dicke des Malstriches bestimmen. Die Malfarben waren Weiß, Hellblau, Hellgrün und Manganbraun. Als Dekore findet man in Rotenfels hauptsächlich Punkte und Striche, Wellen und Bögen in verschiedenen Kombinationen, aber auch Blumen. In Oberweier scheinen Linien und Wellen mit Punkten eher unter- als neben-

einandergereiht. Abschließend verlieh wiederum die Blei- oder Zinnglasur dem bemalten Gefäß seinen Glanz. Die fertigglasierten Keramiken wurden dann in den Holzöfen gesetzt und der poröse Scherben bei einer Brandtemperatur von ca. 900° Celsius dicht, d. h. wasserundurchlässig gebrannt. Die schwankenden Temperaturen und die unregelmäßigen Luftzüge im Holzfeuerofen verliehen dem Gegenstand eine in Struktur und Farbe lebendig changierende Oberfläche.

Die so entstandene Keramik nennt man in der Fachsprache Irdenware. Sie ist die einfachste Form von glasierter Töpferware, wie sie für den bäuerlichen Hausgebrauch genügt. Seit dem Mittelalter ist sie in Mitteleuropa weit verbreitet. Das Malen mit dem Malhorn oder der Gießbüchse erreichte im 18. und 19. Jahrhundert seinen Höhepunkt. Die wandernden Gesellen trugen die Techniken von Ort zu Ort und verbreiteten Formen und Dekore.

An den „Häffen“ von Rotenfels und Oberweier ist eine Verwandtschaft mit denen aus Kandern im Markgräflerland³⁾ und Sufflenheim im Elsaß⁴⁾ abzulesen. Wenn auch bis heute kein direkter Gesellenaustausch zwischen Rotenfels und Oberweier einerseits und Kandern und Sufflenheim andererseits nachweisbar ist, so könnten doch Handelsbeziehungen zwischen den Orten bestanden haben.

In Rotenfels gab es aber nicht nur Irdenware, sondern auch Steinzeug⁵⁾. Die ersten Steinzeughersteller kamen Ende des 18. Jahrhunderts als Flüchtlinge der französischen Revolutionskriege aus dem Elsaß, wahrscheinlich aus Oberbetschdorf, wo noch heute Steinzeug hergestellt wird. Unter dem Schutz der Reichsgräfin Luise Karoline von Hochberg wurde dann 1802 eine „Tiegel- und Steingeschirrfabrik“ gegründet, dort wo heute das Schloß steht.

Man fertigte Krüge und Flaschen, Häfen und Kasserollen, Schüsseln und Platten zur Aufbewahrung von flüssigen Vorräten und Fetten oder als Tischgeschirr, aber auch

Weihwasserkessel und Ofenkacheln. Ein Steinzeugtopf hat die Eigenschaft, weniger flüssigkeitsdurchlässig zu sein und sich Temperaturschwankungen weniger zu unterwerfen. Er hält Wärme und Kälte länger als etwa ein Topf aus Irdenware. Der Steinzeugscherben versintert bei einer Temperatur von ca. 1250–1350° Celsius. Eine Glasur dient nicht zum Abdichten, sondern nur zur Erhöhung der Festigkeit und zum Schmuck.

Der Steinzeugscherben ist grauweiß und wurde für Rotenfels in den Gruben bei Malsch und Balg sowie im Elsaß abgebaut. Die Gefäße wurden wiederum von Hand gedreht und dann luftgetrocknet, wobei sie um etwa ein Drittel schwanden. Da nur das Kobaltblau die hohen Brandtemperaturen aushält, ist das Steinzeug oft nur blau bemalt, wenn überhaupt. Die Motive sind in Rotenfels anscheinend hauptsächlich stilisierte Blumen. Die Ränder der Motive sind immer geritzt, um das Abrutschen des Blau beim Brand zu verhindern. Schließlich wird das Steinzeug glänzend gemacht, indem man während des Sinterungsprozesses in den Holzfeueröfen Kochsalz einstreut.

Die elsässischen Steinzeugtöpfer waren ursprünglich aus dem Westerwald gekommen und hatten Formen und Dekore mitgebracht, die dann vom Elsaß nach Rotenfels weitergetragen wurden. Das Rotenfelser Steinzeug der „hofgräflichen Steingeschirrfabrik“ ist eindeutig am eingestempelten Wappenschild der Reichsgräfin zu erkennen. Die wiedergefundenen Stücke zeigen sparsame florale Dekore, aber keine Tiere wie etwa im Elsaß oder im Westerwald. Vielleicht sind die Fundstücke aber auch nicht repräsentativ genug. Von der Produktion der Manufaktur dürfte nicht mehr viel erhalten sein, da sie nur 14 Jahre, bis 1816, aufrecht erhalten werden konnte. Dann mußte sie in den Kriegswirren aus Rentabilitätsgründen aufgegeben werden. Als die Reichsgräfin dann 1820 starb, wurde auch die Hoffnung auf eine Wiedereröffnung der Fabrik aufgegeben.

Mit der Ausstellung im Rathaus Gaggenau wurde die Keramik von Rotenfels und Oberweier, die Herr Moser in jahrelanger Arbeit zusammentrug, erstmals der Öffentlichkeit präsentiert und damit ein erster Anstoß zur Forschung auf diesem Gebiet gegeben. Es ist zu wünschen, daß mehr Keramiken dieser Orte gefunden werden. Erst dann wird es möglich sein, eine genauere Vorstellung von Formen und Dekoren dieser Töpferware — etwa im Unterschied zu der von Kandern, Sufflenheim oder Oberbetschdorf — zu gewinnen.

Anmerkungen

1) Die genannten Namen und Daten sind einer unveröffentlichten Aufstellung entnommen, die Herr Moser vom Stadtarchiv Gaggenau aus den Akten zusammenstellte.

2) Von Herrn Moser wurden nur solche Gefäße gesammelt, deren Herkunft von Oberweier oder Rotenfels gesichert ist.

3) Vgl. Sibylle Gebhardt-Vlachos, Kandern als Töpferstadt, in: Das Markgräflerland Jg. NF 5 (36), H. 3/4, 1974

4) Vgl. Lutz Röhrich/Gertraud Meinel, Töpferei im Elsaß, Bühl 1975

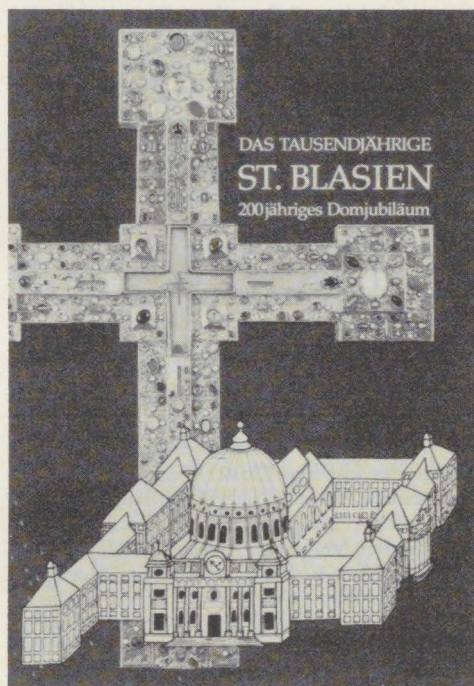
5) Siehe Ortschronik Michelbach und weitere Unterlagen bei Herrn Moser im Stadtarchiv Gaggenau.

Buchbesprechungen

Das tausendjährige St. Blasien. 200jähriges Domjubiläum. Ausstellung im Kolleg St. Blasien vom 2. Juli bis 2. Oktober 1983. Textredaktion: Christel Römer; Bildredaktion: Ernst Petrasch. 2 Bände — Karlsruhe: Badenia Verlag 1983.

Tausend Jahre St. Blasien sind zwar nur ein Näherungswert, aber der Dom mit seiner großartigen Kuppel wurde tatsächlich 1783 eingeweiht. Dies allein wäre Anlaß genug, einmal der Geschichte und der Leistungen des bedeutenden Benediktinerklosters zu gedenken, das schon im Verlauf der Säkularisation zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgehoben worden ist. Inzwischen konnten auch die 1977 durch einen Brand geschädigten Klostergebäude wieder hergerichtet werden, so daß der Abschluß dieser Arbeit gleichfalls ein Grund ist, sich der Geschichte des Klosters zu erinnern und sie in einer Ausstellung einem größeren Publikum nahezubringen. Der gute Besuch gab den Veranstaltern recht und zeigte ihnen, daß sich ihre Mühen gelohnt haben, denn einigermaßen mühselig muß der Weg von der Idee bis zu ihrer Ausführung schon gewesen sein, folgt man dem Vorwort von Johannes Gut, dem Vorsitzenden des Vereins „Historische Ausstellung Kloster St. Blasien 1983 e. V.“. Allein diesem Verein, einer privaten Initiative, ist die Ausstellung zu verdanken. Glücklicherweise wurde das Land Baden-Württemberg und eine Reihe gewichtiger Personen und Institutionen Mitglied. Außerdem trat eine Anzahl potenter Förderer auf, so daß die nötigen Mittel zusammengebracht werden konnten. Schließlich übernahm der Ministerpräsident die Schirmherrschaft und schrieb auch ein Geleitwort für den Katalog. Eine Reihe weiterer Geleitwörter schließt sich an. Im übrigen informiert der Katalog gleich zu Anfang ausführlich über Vorgeschichte, Organisation, Leihgeber, Stifter, Förderer und Mitarbeiter der Ausstellung, Dokumentation und Danksagung zugleich.

Die Aufteilung des Werkes in zwei Bände erleichtert die Benutzbarkeit für den Ausstellungsbesucher, der sich an Ort und Stelle mit Band 1, dem eigentlichen Katalog, begnügen, sich zu Hause aber den Aufsätzen des Bandes 2 zuwenden kann. Beide Bände sind jedoch durch vielerlei Verweise verknüpft.



Das tausendjährige St. Blasien

Der Katalog ist von ausgewiesenen Sachkennern bearbeitet. Er teilt nach bestimmten Objektgruppen ein, so etwa Archivalien, Baugeschichte, Musikalien, Bibliothek, Kirchenschatz, Plastik und Kunsthandwerk. Dabei nehmen Kirchenschatz und Bibliothek in der Ausstellung bevorzugte Plätze ein und fallen im Katalog durch die Häufung farbiger Abbildungen auf. Schon wegen dieser hervorragend gedruckten Bilder lohnt es sich, den Katalog immer wieder zur Hand zu nehmen. Sie dürften wohl auch den Preis von 68 Mark rechtfertigen, der auf den ersten Blick etwas hoch erscheinen mag.

Dem Betrachter der Ausstellung und Leser des Katalogs wird ein Überblick über die Entwicklung des Klosters, seine Verwaltung, seine wirtschaftli-

chen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen gegeben. Die 326 Nummern des Katalogs (in der Ausstellung sind es einige mehr) umfassen vor allem Kunstobjekte, die Stück für Stück sachkundig beschrieben werden. Die Aufsätze des Bandes 2 vermögen die Einzelobjekte in die richtigen Zusammenhänge einzuordnen. Es wird erkennbar, daß die Ausstellung nur einen verschwindend kleinen Teil des ehemals so gewaltigen Klosterbesitzes für wenige Wochen wieder an seinem Herkunftsort vereinigt hat. Selbst dieser Teil ist so eindrucksvoll, daß er den ehemaligen Reichtum, die Gelehrsamkeit und die vielseitigen Aktivitäten des Klosters sehr wohl darzustellen vermag.

Unter den Leihgebern ist an erster Stelle das Benediktinerstift St. Paul im Lavanttal in Kärnten zu nennen. Dorthin war 1809 ein großer Teil der Mönche aus St. Blasien gekommen, nachdem ihr Kloster aufgelöst worden war. Was sie an sanktblasianischem Besitz retten konnten, blieb in St. Paul erhalten. Den größten Teil der Urkunden und Baupläne steuerte hingegen das Badische Generallandesarchiv Karlsruhe bei. Weitere wichtige Leihgeber sind die Badische Landesbibliothek, das Badische Landesmuseum, das Benediktinerstift Einsiedeln und die Universitätsbibliothek Freiburg.

Der Band 2 des Katalogs kann unabhängig von der Ausstellung als umfassende Darstellung aller Belange des früheren Klosters St. Blasien angesehen werden. Er wird sicher auf lange Zeit als Standardwerk gelten. Wichtige Abschnitte von verschiedenen Verfassern sind der Geschichte, der staatsrechtlichen Stellung des Klosters, dem Bergbau und anderen gewerblichen Unternehmungen gewidmet. Hans Jakob Wörner stellt das Schicksal der Klostergebäude bis zum heutigen Tag dar. Weitere Beiträge gelten der wissenschaftlichen Betätigung der Mönche, der Musikpflege, der Buchdruckerei, den Kunstsammlungen und anderen Gebieten. Besonders hervorgehoben sei der ungeheuer gründliche und kenntnisreich geschriebene Aufsatz „Der Kirchenschatz“ von Johann Michael Fritz und die gleichfalls von großer Sachkenntnis getragenen Ausführungen von Gerhard Stamm „Zur Geschichte der Bibliothek“.

Es ist nicht möglich, sämtliche Beiträge ausführlich zu würdigen und deren Autoren zu nennen, verwiesen sei aber noch auf die Zusammenstellung aller 45 Äbte mit den wichtigsten Daten und die umfassende „Bibliographie zu St. Blasien“.

Zu bewundern ist die Leistung der Redakteure, Christel Römer für die Texte des Katalogs, Ernst Petrasch für die Bilder.

Bei Petrasch, dem früheren Direktor des Badischen Landesmuseums, lag auch die Planung und Gestaltung der Ausstellung.

Karlsruhe

Dr. Heinz Schmitt

St. Blasien, Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche im Auftrage der Kath. Pfarrgemeinde St. Blasien. Herausgegeben von Heinrich Heidegger und Hugo Ott, 428 Seiten, 122 Abbildungen, davon 7 farbig, Bibliographie, Orts- und Personenregister, Verlag Schnell und Steiner München-Zürich, 1983, 38.— DM

Herausgeber der Festschrift ist die Katholische Kirchengemeinde St. Blasien, die 1807 nach der Aufhebung des Klosters geschaffen wurde, die neuerbaute Kuppelkirche diente aber seit der Weihe im Jahre 1783 als Pfarrkirche, so daß im doppelten Sinne die katholische Kirchengemeinde St. Blasien neben dem Kolleg St. Blasien die älteste Institution ist, „die vom Kloster geschaffen, das Kloster selbst überlebt hat“. Wie der Mitherausgeber und Pfarrer der katholischen Gemeinde in seinem Vorwort betont, konnte es, dem Charakter einer Festschrift entsprechend, nicht nur darum gehen, „die Geschichte des Klosters in seinen Höhen und Tiefen zu Wort kommen zu lassen“, sondern auch der nachklösterlichen Gemeinde Platz in der Festschrift einzuräumen. Dies ist dann auch, wie ich meine, in sehr ansprechender und überzeugender Weise im VI. Teil des Bandes (Nachklösterliche Zeit) mit den Arbeiten von Heinrich Heidegger, Josef Adamek, Anton Siklos und Karl Friedrich Becker zu Themen der Geschichte der katholischen und evangelischen Kirchengemeinde, dem Jesuitenkolleg und der Krankenheilsorge gelungen. Die übermächtige und reich dokumentierte Geschichte des Klosters St. Blasien wird so zu den Kräften der Gegenwart in Beziehung gesetzt, die Festschrift bleibt so nicht nur historische Dokumentation, sondern versucht, etwas von dem benediktinischen Grundsatz: Stat Crux, dum volvitur Orbis zu verwirklichen.

Eine Gesamtdarstellung eines Zeitraumes von etwa tausend Jahren ist bei dem heutigen Forschungsstand einem einzelnen Autor nicht mehr möglich; so mußte die Masse des Stoffes in für die Geschichte St. Blasiens angemessene Abschnitte eingeteilt und die Bearbeitung der Themen auf 22 Autoren aufgeteilt werden. Im ersten historischen Block, St. Blasians Frühgeschichte, ist der Aufsatz H. Heideggers dem „Einblick in die Geschichtsschreibung des Klosters“ gewidmet. Der zweite Abschnitt „Das Kloster St. Blasien im Mittelalter“ greift u.a. die Themen der „Blasiusverehrung in Deutschland“ (Hermann Jakobs) und „Benediktinisches Mönchtum im Alltag, Zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte von St. Blasien“ (Hugo Ott) heraus. Der Zeit zwischen Mittelalter und Neuzeit sind drei Arbeiten gewidmet: „Abt Martin (I) Meister“ (Wolfgang Irtenkauf), „St. Blasien und das Hauensteiner Volk“ (Josef Isele) und „Siegel und

Wappen des Klosters St. Blasien“ (Konrad Sutter). Naturgemäß findet das reiche Wirken Martin Gerberts eine entsprechend umfangreiche Würdigung im IV. Abschnitt des Buches. („Herkunft und Familie des Fürstabtes M. Gerbert“ (Martin Steim), Martin Gerbert, Abt — Landesherr — Wissenschaftler“ (Wolfgang Müller), „Martin Gerbert als Theologe“ (Alfons Deissler), „Die Kirchenmusik Martin Gerberts“ (Bernhard Steinert). Der fünfte Teil des Buches ist mit sechs Themen der Bau- und Kunstgeschichte des Domes“ gewidmet Baugeschichte (H. J. Wörner), Bauleute und Künstler (H. Brommer), Orgelbaugeschichte (B. Sulzmann), Glocken (K. Sutter), Habsburger-Gruft (H. Wischermann), Baubestand des „Neuen Münsters“ (P. Schmidt-Thomé).

Es ist zu wünschen, daß der interessierte Leser in recht benediktinischer Weise „omnia in monasterio“, will sagen in libello finden möge und aus den historischen Fakten jenen geistig-geistlichen Sinn aufleuchten sehe, der den Intentionen der Herausgeber und der Arbeit der Autoren entspricht.

H. Hauff

Rudolf Morath: Peter Mayer. 1718—1800. Der Universität Freiburg i. Br. Bürger, Kupferstecher und Maler: Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. Hrsg. von Hugo Ott. Band 3. Verlag Karl Alber Freiburg/München. 1983.

Rechtzeitig zum 200jährigen Weihejubiläum der ehemaligen Klosterkirche, des heutigen Domes zu St. Blasien in diesem Sommer erschien in der Reihe „Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte“ als deren Band 3 im Verlag Karl Alber Freiburg/München aus der Feder von Rudolf Morath, der schon durch mehrere bedeutende Veröffentlichungen z. B. über Blasiwald und den Bildhauer Joseph Hörr hervorgetreten ist, eine umfassende monographische Darstellung Peter Mayers „der Universität Freiburg i. Br. Bürger, Kupferstecher und Maler“. Rudolf Morath zieht hier in beeindruckender Weise die Summe aus seinen jahrelangen Forschungen über diesen in vieler Hinsicht interessanten Künstler.

Mit den Beziehungen des Elternhauses zum Kloster St. Blasien, mit der Jugend in St. Blasien beginnt der Lebensweg, mit seiner künstlerischen Schulung in Wien (Kupferstecherklassen der Wiener Akademie) die Laufbahn als Künstler für Peter Mayer. Das Kloster St. Blasien ist der schicksalhafte Wegbereiter dieses Künstlers, etwa auch darin, daß Peter Mayer durch den für das Kloster St. Blasien tätigen Konstanzer Barockmaler Jacob

Carl Stauder wesentlich beeinflusst wurde, weshalb Peter Mayer, „der ursprünglich als Maler nach Wien gekommen war, in Jacob Carl Stauder seinen Lehrmeister in St. Blasien sah.“

Schicksalhaft für Peter Mayer war zweifelsohne auch seine Begegnung mit dem sanktblasianischen Pater, diplomatischen Vertreter des sanktblasianischen Klosterstaates am Wiener Kaiserhof und Geschichtsschreiber Pater Marquard Herrgott. Hatte dieser schon in Wien seine schützende Hand über den Künstler gehalten und ihn für sein großes Werk *MONUMENTA AUGUSTAE DOMUS AUSTRIACAE* als Kupferstecher arbeiten lassen, so war die Übersiedlung Herrgotts in das sanktblasianische Amtsschloß in Bad Krozingen, das er als seinen Alterssitz erwählte (und das, ein Bau der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, für ihn mit einer höchst qualitätvollen Rokoko-Ausstattung mit Stukkaturen und allem Zubehör einschließlich französischem Ziergarten versehen wurde) auch für Peter Mayer der Anlaß zur Rückkehr in die vorderösterreichische Heimat.

Pater Marquard Herrgott und das Kloster St. Blasien waren es denn auch, die dem Künstler Peter Mayer halfen „in Freiburg einen neuen Start zu ermöglichen“. 1756 wurde der Künstler in Freiburg als Universitäts-Bürger aufgenommen, was eine besondere Ehrenstellung bedeutete. 1757 heiratete Peter Mayer in Freiburg: auch von der Seite seiner Frau bestanden verwandtschaftliche Beziehungen zum Kloster St. Blasien.

In dem interessanten Kapitel „Der Maler Peter Mayer“ hebt Morath hervor, daß dem Künstler die Bezeichnung „Maler“ in XX „Maler und Kupferstecher“ wichtig war, doch wohl deshalb, weil „Maler“ mehr die originäre schöpferische Tätigkeit, Kupferstecher im Sinne des 18. Jahrhunderts hingen mehr die handwerklich-technische Brillanz des Umsetzens bereits bestehender Entwürfe „delineationes“ in den Kupferstich andeutete.

Nicht einfach zu beantworten ist die Frage nach der künstlerischen Qualität — etwa in der Gewichtsverteilung zwischen „Maler“ und „Kupferstecher“. Es wird, soweit man dies anhand der äußerst verdienstvollen Zusammenstellung von Morath beurteilen kann, doch wohl so sein, daß Peter Mayer ein Kupferstecher von überragender Qualität vor allem in der technischen Präzision und handwerklichen Bravour war, als Maler hingegen (etwa in dem so ansprechenden Porträt Martin Gerberts im Rokoko-Fauteuil, in ein Buch schreibend am hermengetragenen runden Tisch vor einer imposanten Büchergestell-Säulenarchitektur, wobei die Fassadenansicht der neuen Klosterkirche auf einem kleinen Schemel im Vordergrund rechts liegt und ein Rabe auf dem Boden steht) ein zuverlässiger und sympathischer Erzähler, jedoch

kein großer Künstler wie Stauder oder gar Franz Joseph Spiegler war. Dies tut ihm keinen Abbruch, denn dieser persönlich bescheidene und tüchtige Mann erhob, wie schon seine Verehrung gegenüber Jacob Carl Stauder zeigt, auch nie den Anspruch, ein Stauder oder Spiegler zu sein.

Rudolf Morath hat in jahrelangen Forschungen alles über diesen interessanten „Bürger, Kupferstecher und Maler“ des 18. Jahrhunderts zusammengetragen wobei er für die Herausgabe des Buches große persönliche Opfer auf sich nahm, und damit in der Künstlergeschichte Südwestdeutschlands im 18. Jahrhundert — und namentlich im Zusammenhang mit St. Blasien — eine Lücke geschlossen. Das Buch ist mit einem Oeuvre-Katalog sowie mit einer Fülle qualitativvoller schwarzweißer und farbiger Abbildungen ausgestattet.

Hans Jakob Wörner

Badisches Wörterbuch. Hrsg. mit Unterstützung des Kultusministeriums (bzw. des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst) Baden-Württemberg. Bearbeitet von Ernst Ochs, fortgesetzt von Gerhard W. Baur. Dritter Band, Lieferungen 38, 39, 40, 41 und 42. Lahr: Moritz Schauenburg Verlag GmbH & Co. KG 1980/1983.

Seit zuletzt in der „Badischen Heimat“ über den Fortgang des „Badischen Wörterbuches“ berichtet wurde (siehe Heft 2/1976, S. 283 ff.), sind in zügiger Folge weitere Lieferungen erschienen, so daß jetzt der Buchstabe K fast abgeschlossen ist. Seit 1979 erschien pro Jahr mindestens eine Lieferung; 1981 konnten sogar zwei Lieferungen vorgelegt werden. Wieder war dieser Fortschritt der alleinigen Arbeitsleistung von Gerhard W. Baur zuzuschreiben, denn nach wie vor fehlt es an Geld, so daß ein einziger Wissenschaftler das ganze Unternehmen tragen muß. Umso schätzenswerter ist die kontinuierliche Weiterarbeit an diesem Werk, das seit 1925 im Erscheinen begriffen ist. Es ist entsagungsvolle, in der Stille zu leistende Arbeit, für die — anders als bei mancher raschen Buchproduktion für den Markt — keine große „publicity“ entschädigt. Dafür mag hier wieder einmal ausgesprochen sein, daß es sich um den Dienst an einem „Jahrhundertwerk“ handelt und daß dieser Dienst nicht nur die Zeitgenossen, sondern erst recht künftige Generationen zu Dank verpflichtet.

Die Materialgrundlage für das Wörterbuch liefern die reich gefüllten Zettelkästen der Arbeitsstelle „Badisches Wörterbuch“ an der Universität Freiburg i.Br. — mit Belegen, die bis in die 1890er Jahre zurückreichen. Gerhard W. Baur begnügt

sich jedoch nicht damit, nur dieses vorgefundene Material druckfertig zu machen. Mehr und mehr wird im „Badischen Wörterbuch“ seine eigene Handschrift spürbar, indem mittels nacherhobenen Materials das Belegnetz enger als früher geknüpft ist, sowohl in regionaler wie in zeitlicher Hinsicht, und indem zu den Wortbelegen auch der Kontext ganzer gesprochener Sätze gestellt ist. Außerdem findet sich in erfreulichem Umfang das kultur- und sozialgeschichtliche Umfeld der gebuchten Mundartwörter berücksichtigt, so daß jedem Benutzer, nicht nur dem sprachgeschichtlich interessierten, eine gewinnbringende, nie langweilige, oft sogar recht vergnügliche Lektüre bereitet ist. Das gilt insbesondere für die großen Artikel, wie sie in den neuen Lieferungen etwa den Wörtern „Kind“, „Kirche“, „Kirchweih“, „klein“, „kommen“, „können“ usw. gewidmet sind.

Zur „Kirchweih“ finden sich z.B. — nach dem im ganzen Wörterbuch eingehaltenen Prinzip — zuerst die mundartlichen Formen dieses Wortes dokumentiert: „Kerwe“, „Körwe“, „Kerwi“, „Kirwi“, „Kilwi“, „Kilbi“, „Chilbi“ usw., wobei sich insgesamt nicht weniger als 252 Belegorte zählen lassen, denen diese Formen exakt zugeordnet sind. Diese nord- und südbadischen Orte ließen sich ohne Schwierigkeiten in eine Karte einzeichnen, die dann — als Beitrag zu einem badischen Sprach- oder Wortatlas — auch optisch den Geltungsbereich der Mundartformen verdeutlichen würde. Das Wörterbuch leistet indessen noch mehr: es belegt auch den Rückgang so altartiger Formen wie „Kilwi“ und „Chilbi“ und gibt an, daß es schon 1931/32 bei jüngeren Mundartsprechern vielfach „Kirwi“ oder „Khirwi“ hieß. Belege aus den Jahren 1972 bis 1976 dokumentieren beispielhaft den jüngsten Entwicklungsstand. In die Vergangenheit greift dann ein Abriss der Geschichte des Kirchweihfestes aus, und von hier aus erhellt sich die Entstehung einer „Kaiserkirchweih“ in Vorderösterreich oder einer „Martinikirchweih“ im Fränkischen. Rufe, Verse, Tanzlieder zur Kirchweih nehmen anschließend breiten Raum ein, womit zugleich das Kirchweihbrauchtum früherer Zeit dokumentiert ist, und eine Sammlung von Redensarten, die auf die Kirchweih Bezug nehmen, spiegelt die einstige große Bedeutung dieses Festes im bäuerlich-kleinstädtischen Jahreslauf. In dieser umsichtigen Art sind alle größeren Artikel des Wörterbuches gearbeitet, doch mag das Beispiel „Kirchweih“ genügen, um auf den inhaltlichen Reichtum dieses Standardwerkes badischer Sprach-, Kultur- und Volkskunde aufmerksam zu machen.

Alte Wortbelege sind z.T. aus Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts erhoben, so daß sich der alemannische „Kär“ (= Keller) schon im Überlinger

Stadtrecht von ca. 1515 nachgewiesen findet („wann ain wiert win in sinen keer ziehen will“). Andererseits wird immer wieder sichtbar, wie aufmerksam vom „Badischen Wörterbuch“ auch die jüngste Sprachentwicklung beobachtet wird. Aufgrund von Zeitungsberichten bekam so auch schon das 1972 in Istein eingeführte „Chlimsefescht“ einen Artikel, der eine bemerkenswerte Wiederbelebung eines halbvergessenen Wortes belegt. Eine „Klimse“ war ursprünglich eine „Ritze in Gemäuer“, gilt aber heute — nicht mehr richtig verstanden — als „windschiefes Haus oder Scheuer“, so daß das „Chlimsefescht“ als Heimattreffen „in Scheuern, Kellern, Ställen und Höfen“ (so die Auskunft des Bürgermeisteramtes Efringen-Kirchen 1976) zutreffend bezeichnet zu sein scheint. Laufend werden so Publikationen aller Art ausgewertet — bis hin zur Mundardichtung, aus der immer wieder zitiert ist. Dazu bereichern die kleineren, regionalen Wortsammlungen, die in letzter Zeit erschienen sind, zusehends das Wörterbuch, und aus der wissenschaftlichen Literatur — z. B. aus G. Benders „Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes“ (1975/78) — werden die Belege zum Fachwortschatz der in Baden vertretenen Gewerbe vermehrt.

Daß trotzdem gängige Wortformen oft nur mit einem Belegort erscheinen, liegt daran, daß das außergewöhnliche Wortgut stets öfter registriert wurde, als das alltägliche. Das hinterläßt nun im „Badischen Wörterbuch“ auch Lücken: so wenn zum Wort „Klinke“ (= Griff zum Öffnen einer Tür) die Belege aus der Mundartüberlieferung fehlen und es fraglich erscheint, ob „Klinke“ überhaupt mundartlich verbreitet war. Für das Frankenland kann dies aber gewiß gelten. Hier ist auch der „Klingenberger“ bekannt: der rote Wein aus dem Weinbauort Klingenberg am Main, den vielleicht schon Grimmelshausen gekannt hat, so daß man seinen „Klingenberger“ nicht als „Klingelberger“ (= weißer Riesling der Ortenau) deuten müßte. Es wird an der Zuarbeit zum „Badischen Wörterbuch“ liegen, entsprechende Lücken künftig vermeiden zu helfen. Zu dieser Mitarbeit sind alle Freunde der badischen Mundarten nach wie vor aufgefordert. Dabei sollte keine Scheu vorherrschen, gerade auch das jedermann noch bekannte und gebräuchliche Wortgut zu fixieren. Das „Badische Wörterbuch“ verzeichnet sogar ein Wort wie „Kommunist“ und belegt mit einem Abzählreim „die oft ablehnende Haltung von Mundartsprechern“, während unter „Klassenkampf“ nur die Bedeutung „Prügelei, z. B. zwischen der 3. und 4. Schulklasse“ gebucht ist. Als großer Vorzug des „Badischen Wörterbuches“ ist die gleichmäßige Berücksichtigung der in Baden vertretenen alemannischen und fränkischen

Mundarten zu vermerken. Daß das Wörterbuch in Freiburg bearbeitet wird, heißt nicht, daß das Alemannische einseitig bevorzugt würde. Gerhard W. Baur hat sich im Gegenteil durch Nacherhebungen bemüht, gerade aus Nordbaden vermehrtes Belegmaterial einzubringen. Im übrigen garantieren die Vorarbeiten von Roedder, Lenz, Meisinger, Waibel, Brätigam und Schmitt, daß der Nordwesten Badens lexikalisch sogar besser vertreten ist, als der Süden, und vom östlichen Teil Nordbadens kann gesagt werden, daß er — u. a. aufgrund der Vorarbeiten Otto Heiligs — zumindest nicht unterrepräsentiert ist. Die neuen Lieferungen zeigen dies wieder erneut, und es ist müßig, fernerhin das Fehlen eines eigenen nordbadisch-pfälzischen Wörterbuches zu bedauern. Das „Badische Wörterbuch“ beinhaltet ein solches und bietet darüber hinaus wesentlich mehr: dem Franken wie dem Alemannen etwa auch ergiebige gegenseitiges Vergleichsmaterial. Auf die nächsten Lieferungen darf man gespannt sein.

Peter Assion

Ein wesentlicher Teil unserer kulturellen und sozialen Entwicklung hat sich seit dem Mittelalter in den Städten abgespielt. Augenfällig sind es erhaltene Kulturdenkmäler, die diese Entwicklung verkörpern.

Mannheims Fortgang von der Grundsteinlegung der Festung (1606) bis zur Wirtschaftsmetropole Badens ist nun reich dokumentiert in den zwei Bänden von **Hans Huth: Die Kulturdenkmäler des Stadtkreises Mannheim**. München, Deutscher Kunstverlag, Bde. 1 u. 2., 1982.

Die subtile Kenntnis der Baugeschichte Mannheims ist hier zum ersten Male breit der Öffentlichkeit vorgestellt, ein Jahrhundertwerk, denn Oechelhäusers Bände hatten — zu ihrer Zeit — die Stadt ausgespart.

Nur etwa 3% der Altbauten in Baden-Württemberg sind Kulturdenkmäler. Für Mannheim, von großen Zerstörungen im Kriege und danach heimgesucht, ist es daher ein erstaunliches Faktum, daß 17000 Seiten nicht reichen, das gesamte bauliche Erbe darzustellen.

Man könnte hieraus schließen, daß alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, diese bedeutende Baukultur zu erhalten. Seit aber Weinbrenner den Kampf gegen den Abriß der Kirche zu St. Blasien 1807 aufnahm, und seit vor 130 Jahren die Denkmalpflege in Baden institutionalisiert wurde, haben sich wohl Akzente verschoben, die Mühen zur Erhaltung von Bauwerken sind indes nicht geringer geworden.

Zu den Baudenkmalern in Städten gehören nach den Rechtsbegriffen zuständiger Juristen 104 verschiedene Kategorien: vom Amtshaus bis zum Zollhaus. Für Mannheim mit seiner in verschiedene Richtungen schwankenden Baugeschichte (Festung, Residenz, Industrie) übergenug, diesen Katalog zu füllen. Dies hat der Autor nach jahrelanger Vorarbeit übersichtlich und bis in Facetten genau geleistet.

Dem Benutzer des Werkes wird folgendes ‚Gerüst‘ geboten:

- Zur Übersicht: Karten, Einführung in Geschichte und Kunstgeschichte, Bibliographischer Apparat.
- Die Festung Mannheim und die Stadt im 17. und seit dem 18. Jahrhundert.
- Die Stadtgestalt bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.
- Die Festung im 18. Jahrhundert.
- Das Schloß.
- Öffentliche Gebäude, Rathäuser, Kirchen, Krankenhäuser usw.
- Hafenanlagen, Industriebauten, Brücken, Bahn- und Postgebäude, die Wasserversorgung.
- Private Villen und Häuser.
- Denkmäler.
- Parks, Gärten und Friedhöfe.
- Denkmäler.
- Die Stadtteile.
- Orts-, Künstler-, Handwerker-, Personen- und ikonographisches Register.

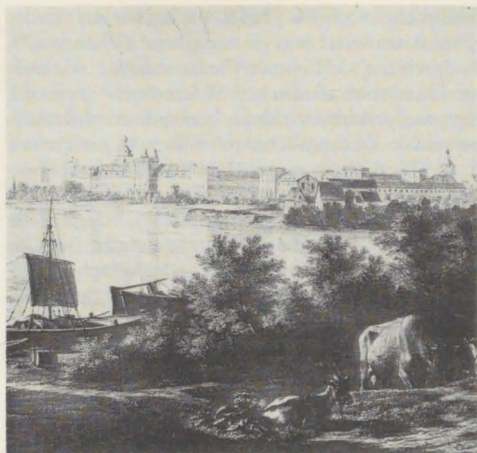
Der sehr sorgfältig erstellte Apparat ermöglicht dem Leser ein rasches Auffinden, die ausführliche Quellenangabe zu jedem vorgestellten Objekt einen guten Überblick zu weiterer Forschung.

Erschwert wurde allerdings die Inventarisierung durch den Verlust des Bauarchivs im II. Weltkrieg und den schwierigen, oft unterbliebenen Zugang ins Innere der Häuser.

Die Bücher im Buch:

Innerhalb des I. Bandes wird auf 300 Seiten die Geschichte des Schlosses und seiner Gärten behandelt. Hier spielt der Autor alle Register, deren die ‚Orgel‘ Baugeschichte und Inventarisierung fähig ist: Dieser Teil der Dokumentation gibt ein fast lückenloses Bild der Bauten und Ausstattung der Residenz. Ehedem Geplantes, Realisiertes, Zerstörtes, wieder Aufgebautes und Rekonstruiertes sind derart ineinander verwoben, daß diese Seiten für sich schon ein Buch darstellen.

Ein Aspekt der Denkmalpflege ist die Erwartung der Öffentlichkeit. Nicht auszudenken, hätte man das Schloß nach der Zerstörung (quasi als Pendant zu Heidelberg) dem ‚Sterben-Lassen‘ überantwortet, wie es an anderen Orten geschehen ist. Jene



Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg, Stadtkreis Mannheim

öffentliche Meinung nach dem Krieg und in urbaner Umgebung verlangte nach dem Wiederaufbau. So vermitteln die Seiten über die Geschichte des Schlosses ein ideelles Gesamtbild aus Vergangenheit und Gegenwart, Verschwundenes erstet sinnfällig zu Vorhandenem, als ob die Zeiten der Baugeschichte übereinanderprojiziert werden.

Ein weiteres Buch im Buch bilden die nicht mehr vorhandenen, die abgegangenen Bauten. Auch sie haben das Stadtbild einst geprägt; ohne Kenntnis dieser Bauten ist ihre nähere Umgebung oft unverständlich. Vice versa stehen jetzt hervorragende Zeugen der Baukultur in mediokrer Umgebung, was den Leser der Bände und Kenner der jüngeren Bautätigkeit in blankes Entsetzen bringt. Wie es scheint, sind Schocks dieser Art auch in Zukunft zu erwarten.

Die beiden Bände spiegeln die gegenwärtige Auffassung von Denkmalpflege wieder, insofern sind sie ein zeitgeschichtliches Dokument. Von der romantischen Auffassung — *ad fontes* (i. e. S. hieß das auch Bewahrung der Quellen) — über den Beginn dieses Jahrhunderts — ‚Konservieren nicht Restaurieren‘ — bis heute ist zwar ein langer Weg abgeschrieben, kontinuierlich auf der Suche nach Identität, verschoben hat sich der Denkmalbegriff aber dennoch: der Autor trägt dem veränderten Bewußtsein — im Sinn des Denkmalschutzgesetzes — Rechnung.

Lag zu Oechelhäusers Zeit der Schwerpunkt auf ästhetisch hervorragenden, mindestens durch Alter, Würde, Erhabenheit herausragenden Baudenkmalern, so erweitert sich dies first-class Spektrum um die Denkmale der Technik- und Sozialgeschichte.

Mit der Konzentration der Industrie in und um Mannheim beginnt der Arbeitersiedlungsbau, schließlich der Massenwohnbau; die Prosperität der Bürger manifestiert sich in der gleichen Zeit in Bank- und Versicherungsgebäuden, Villen und repräsentativen öffentlichen Bauten (Rosengarten). Im Gefolge dieser Entwicklung tritt von Mannheim aus zentripetal wirkend die Arbeiterbewegung in Baden auf, über deren Zeugnisse wir allerdings Nichts erfahren (Wo wurde die erste Arbeiterzeitung gedruckt, wo wohnte der Arbeiterführer Eicheldörffer?).

Scheint es schwierig, im Netz der Sozialgeschichte Mannheims einige Knoten zu finden und zu bewahren, so gelingt dies in der Technikgeschichte leichter. 23 Seiten sind dem Hafen gewidmet, seiner Geschichte von 1843 an, Industrie- und Brückenbauwerke eingeschlossen. Über den unterirdischen Städtebau wird unterrichtet, zur damaligen Zeit modernste Anlagen, wie z. B. die Wasserversorgung durch das Hauptpumpwerk.

Im ersten Band befassen sich 255 Seiten mit der Geschichte der Kirchen. Bewundernd betrachtet der Leser den Hochaltar der Jesuiten-Kirche, der in unseren Tagen wiedererstehen soll. Unverständlich scheint, daß der Kirche als Wahrerin der Tradition die beinahe rastlose Umgestaltung besonders neuerer Kirchen angelastet werden muß. Über die Renovierung der Heiliggeistkirche 1953 äußerte ein Zeitgenosse: „... ein ausgezeichnetes Beispiel zeitgemäßer Reinigung und Erneuerung der lahmen Neugotik der Jahrhundertwende.“

Der erneute Zugang zu Bauten des Historismus blieb den Laien unserer Tage vorbehalten. Mannheim hat auch hier eine reiche Tradition, die direkt mit der Auftragvergabe an damals bedeutende Architekten zusammenhängt. Qualitätvolle Bauten des Historismus sind trotz Zerstörung nicht nur unter den öffentlichen Gebäuden und um Platzanlagen zu finden (Friedrichsplatz), sondern auch unter den privaten Miethäusern und Villen. Stellvertretend seien nur zwei genannt, die — ein in Mannheim seltener Fall — original erhaltene Dächer besitzen: Kolpingstraße 7/8, eine Villa im ‚prächtigen‘ neubarocken Stil und jene Am Oberen Luisenpark 5, die der Pariser Architekt L'Ange plante.

Das System der Quadrate der Innenstadt ist ein Grundmuster städtebaulicher Erweiterung geblieben — bis nach dem II. Weltkrieg. Nachdem die Festung niedergelegt war, wurden die Straßen in den entstandenen freien Ring hinein verlängert. Erst unsere Zeit meint hier ihren Bauwillen anderen Kategorien folgen lassen zu sollen. Gerade deshalb ist die Darstellung in Band I als Einleitung zu diesem Bereich so lehrreich. Der — in doppeltem Sinn — ‚inwendige‘ Plan der Stadt sollte ein

Baumotiv bleiben, dessen Änderung (Straßenlegung, Parzellierung) zu Disharmonien führt, die Bewohner und Besucher beständig in die Irre führen. Dies sei den Architekten und Baumeistern, die Mannheim heute beplanen, ins Stammbuch geschrieben. Die menschlichen Proportionen von Straßen und Plätzen entstammen Zeiten, die solche Prinzipien unausgesprochen achteten.

Die Bände sind ein eigenständiges wissenschaftliches Werk, unabhängig von den Listen der Kulturdenkmäler des Landesdenkmalamtes. Sie wenden sich an Historiker, Architekten, Kunsthistoriker, die Bauverwaltung, Kirchen, Schulen, Einrichtungen der Kulturpflege und Erwachsenenbildung. Nicht zuletzt sind die Mannheimer Einwohner angesprochen, die die Baugeschichte ihrer Stadt kennen lernen wollen.

Gustav A. Ungerer

„Mannheimer Stadtkunde“. Herausgegeben von der Stadt Mannheim, Südwestdeutsche Verlagsanstalt Mannheim, 2. veränderte und erweiterte Auflage 1982, 256 Seiten

„Von Mannheim sprechen kann nur, wer Mannheim liebt.“ „Wer einmal Mannheimer geworden ist, der bleibt es sein Leben lang, und er wird diese Stadt lieben, wo immer er wirkt.“ Diese Sätze, welche die Einführung in die ‚Mannheimer Stadtkunde‘ eröffnen und beschließen, bringen zum Ausdruck, mit welcher Grundstimmung die Autoren ihre Beiträge erstellt haben.

Unter der Gesamtverantwortung von Herrn Bürgermeister Manfred David zeichnen verantwortlich für die Redaktion Harry Nortmeyer und Karl Wörn, sowie Grit Anscheidt, Curt Basel, Erich Gropengießner und Walter Müller.

Die einzelnen Textbeiträge wurden erstellt von einer Reihe namhafter Persönlichkeiten, wobei jedoch auf namentliche Nennung verzichtet wurde bei den einzelnen Beiträgen. Dennoch dokumentieren die Einzelbeiträge trotz der Vielzahl von Autoren eine erstaunliche Geschlossenheit.

Man findet Beiträge über erdgeschichtliche Entwicklungen mit mehrfarbigen Zeichnungen und Illustrationen, Abhandlungen über Ur- und Frühgeschichte des Mannheimer Raumes, sowie einen Abriss über die Geschichte der Stadt, angefangen vom Dorf Mannheim bis zu den verschiedenen Phasen der Eingemeindungen und der Entstehung der Großstadt Mannheim. Alle Berichte werden durch zahlreiche Photographien — zu einem nicht geringen Teil aus dem reichen Fundus des Reiß-Museums — veranschaulicht.

Ein weiteres Kapitel ist den Mannheimern gewidmet. Kostproben der Mannheimer Mundart demonstrieren dem Leser deren reichen Wortschatz, übrigens mit einer hochdeutschen Übersetzung versehen für den Leser, welcher die pfälzische Mundart nicht beherrscht. Der Artikel informiert über die vielfältigen Feiern und Feste, welche der fröhliche und weltoffene Mannheimer gerne feiert. Die Administration gewährt einen Einblick in die vielen Aufgaben, welche der Stadt Mannheim zufallen.

Man denke nur an die Unterhaltung der vielen Schulen, Fachschulen, Theater, Museen, Kunsthalle und weiterer kultureller Institutionen.

Die Stadt Mannheim kann aber auch mit berechtigtem Stolz auf die zahlreichen Einrichtungen für Gesundheit, Sport und Erholung hinweisen.

Abhandlungen über Mannheim als Knotenpunkt des Verkehrs, Zentrum der Wirtschaft und kulturellen Mittelpunkt vervollständigen die Informationen über die Stadt, so daß der Titel des Buches ‚Mannheimer Stadtkunde‘ vollauf berechtigt ist. Berichte über Gemeinden und Städte im Umland beschließen den Textteil des Buches.

Es folgen Tabellen, in welchen Ehrenbürger der Stadt, Ehrenringträger und Schillerpreisträger chronologisch aufgeführt werden.

Ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis und Register zeugen von der außerordentlich gewissenhaften Arbeit der Redaktion.

Die ‚Mannheimer Stadtkunde‘, herausgegeben von der Stadt Mannheim, hat eine Auflagenhöhe von 20 000 Exemplaren. Die Stadt überreicht dieses Buch den Schülern aller Mannheimer Schulen zum Abschluß, junge Ehepaare erhalten es als Geschenk.

Ein solches Verfahren wäre sicherlich auch andernorts wünschenswert.

Da sich nach der ersten Auflage gezeigt hat, daß die Nachfrage allgemein groß ist, bietet nun der Südwestverlag, der in Heimatliteratur in Nordbaden führende Verlag, die ‚Mannheimer Stadtkunde‘ im freien Verkauf an.

Das Buch ist durch ansprechende und informative Textbeiträge, hervorragende Photos — zum Teil in Farbe — und ausgezeichnete Zeichnungen und Karten für den heimatkundlich interessierten Leser empfehlenswert.

Um ein Zitat aus der Einführung wieder aufzugreifen: Wer das Buch gelesen hat, wird „Mannheim lieben und somit von Mannheim sprechen können.“

Walter Düringer

Fred Ludwig Sepainter: Die Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden. Ein Beitrag zur Wahlgeschichte im Kaiserreich. Europ. Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 192, 466 S., SFR 80,—, Verl. Peter Lang, Frankfurt a. M., Bern, 1983

Es ist kein Zweifel, daß Wahlergebnisse historische Quellen sind, welche über die politische Willensbildung der Bevölkerung Auskunft geben und Anlaß für neue Erkenntnisse der Parteien sind. Die genauen Wahlanalysen bei heutigen Wahlen bestätigen dies eindeutig. Greift man zurück in die Zeit der Reichstagswahlen im Kaiserreich, so vermißt man eine Geschichte dieser Wahlen. Für das Großherzogtum Baden stellt sich die Situation besser dar, da die Quellensituation zur Wahlgeschichte besonders günstig ist. Dem Verfasser standen die Akten des GLA zur Verfügung und die Forschung konnte bis hinunter zu den Wahlbezirken betrieben werden. Auch sind noch entsprechende Akten des Innenministeriums vorhanden. So konnte der methodische Ansatz, Wahluntersuchung zu praktizieren, die auf genaue und ausführliche amtliche Statistiken beruht, verwirklicht werden und wahlbeeinflussende Faktoren, etwa die konfessionelle Struktur der Bevölkerung einbezogen werden. Die wirtschaftlichen und sozialen Statistiken waren ebenfalls Grundlagen der Arbeit, auch bildete das Großherzogtum Baden eine noch überschaubare Größe.

Sepainter gibt als Aufgabe seiner Arbeit an, einen Beitrag zur badischen Wahlgeschichte zu leisten, „die als Bestandteil der politischen und sozialen Geschichte des Landes in der 2. Hälfte des 19. und zum Beginn des 20. Jahrhunderts verstanden wird.“ Diese Aufgabenstellung machte die Untersuchung der konfessionellen Struktur der Bevölkerung, die durch starke Gegensätze gekennzeichnet war (Katholizismus, Kulturkampf, der Trend des Herrscherhauses) und der Regierung zum Nationalliberalismus), die Erklärung der wachsenden Stärke der Sozialdemokratie notwendig und verlangte das Aufzeigen der wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen, die durch den beginnenden Wandel vom Agrar- zum Industriestaat hervorgerufen wurden. Nur so konnte man zu einer effektiven Differenzierung kommen.

Sepainter gliedert das Werk wie folgt auf (hier kann diese Gliederung nur in einem groben Raster gegeben werden): Einleitung — die Voraussetzungen (wirtschaftliche und soziale Entwicklung, konfessionelle Struktur, organisatorische Grundlagen der Reichstagswahlen, Entwicklung und Struktur der Parteien) — die 13 Reichstagswahlen 1871—1912 (Gesamtablauf, Ergebnisse, Tendenzen, Organisation des Wahlablaufes, Kandidatenaufstellung und Kandidaten, Wahlkampf, Wähler-

gebnisse, Interpretation der Ergebnisse nach ausgewählten Gemeinden) — Zusammenfassung und Schlußbetrachtungen.

Wichtig sind auch das Verzeichnis der Tabellen im Textteil und der Anhang, der Graphiken, die Wahlkreiseinteilung, Wahltermine, Quellen und Literatur beinhaltet.

Fred L. Sepainter, ein geborener Mannheimer, ist seit 1975 in der Landesbeschreibung von Baden-Württemberg tätig und seit 1982 Leiter der Landesbeschreibung im Staatsarchiv Freiburg. Ihm ist mit diesem Buch ein Werk gelungen, das dem Historiker eine Fülle gesicherten Materials bietet, das aber auch jedem geschichtlich und politisch Interessierten viel Wissen zu vermitteln vermag. Hier wurde — was längst fällig war — eine Lücke geschlossen, und Sepainter hat diese Aufgabe hervorragend und umfassend gemeistert.

L. Vögely

Die Inschriften des Großkreises Karlsruhe. Gesammt und bearbeitet von Anneliese Seeliger-Zeiss. (20. Bd. der „Deutschen Inschriften“) München: Druckenmüller 1981. XXXII + 240 S., mit 141 Abb. u. 1 Karte. Lexikonform., Ganzleinen

Mit den „Inschriften des badischen Main- und Tauberggrundes“ hatte die imposante Reihe bereits 1942 (Nachdruck 1969 als Bd. 1 der „Heidelberger Reihe“) eingesetzt, die badische Region wurde ferner in Bd. 8 (Mosbach, Buchen und Miltenberg) sowie in Bd. 12 (Heidelberg) berücksichtigt. Heute wird das Gesamtwerk von den Akademien der Wissenschaften in Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Mainz, München und Wien getragen. Zielsetzung ist es, Inschriften in Stein und Metall, Holz und anderen Materialien aus der Zeit von ca. 600 bis 1550 bzw. 1650 zu erfassen und wissenschaftlich-kritisch zu edieren und zu kommentieren. Solche Inschriften können in der Regel als Geschichtsquellen erster Ordnung gelten. Doch wendet sich das Werk nicht nur an den Fachhistoriker, darüber hinaus werden vor allem Germanisten, Linguisten und Schriftsachverständige angesprochen.

In den 5 Jahren ihrer diesbezüglichen Forschung hat die Herausgeberin 421 Inschriften zusammengestellt, davon 51 Ersterfassungen und nicht mehr im Original erhaltene Denkmale. Das Ms. wurde 1979 mit der zeitlichen Begrenzung bis ca. 1650 abgeschlossen, die Anordnung der Inschriften ist chronologisch. In der Einleitung wird ein aufschlußreicher historischer Überblick gegeben und u. a. die topographische Begrenzung exakt umschrieben. Auch referiert die Herausgeberin über die einzelnen Gattungen und ihre jeweilige techni-

sche Ausführung. Kunstgeschichtliche generelle Bemerkungen wie Detaillierungen über die verwendeten Schriftarten ergänzen diese Allgemein-ausführungen. Die Inschriften selbst werden nach bewährtem Schema aufgeführt und kommentiert. In jeweiliger Kopfzeile werden fortlaufende Nummer, Ort und Jahr vermerkt, danach finden sich Angaben über die Art des Schriftträgers und die in der Inschrift genannten Personen, auch spezielle Standortbeschreibungen. Die eigentlichen Texte wurden der Übersichtlichkeit halber eingerückt und ggf. mit Fußnotenmarketten zwecks Erläuterungen versehen. Es folgt die eigentliche Kommentierung mit kritischem Apparat und Quellen- und Literaturangaben. Hier werden auch fragliche Textstellen bzw. Ergänzungen u. ä. behandelt. Danach findet sich zu Ende der eingerückten Inschriften ein generelles Abkürzungsverzeichnis, gefolgt von Allgemein-Literaturangaben. An Registern gibt es ein kombiniertes Orts- und Personenregister, ferner ein Wappen- sowie ein Stände-Berufe-Titel-Register, es folgt eine alphabetische „Übersicht der Standorte“ (wobei die Gebietsreform von 1975 bereits berücksichtigt werden konnte); des weitern findet sich ein Register über Inschriftträger und Inschriftgattung, über Ikonographie, Mythologie und Allegorie, über Künstler und Handwerker, Monogrammisten, schließlich über Devisen, Formeln, Sprüche, über Bibel- und Schriftstellerzitate und über Besonderheiten der Datierung sowie über Monogramme und Abkürzungen der Inschriften. Lateinische Dokumente wurden miterfaßt. Der Tafelteil bietet exaktes Anschauungsmaterial, auf einer Karte werden die Fundorte verzeichnet. Die Edition ist vor allem wegen ihrer Präzision, Gründlichkeit und vorbildlichen Gliederung als ein Standardwerk seiner Art zu loben.

Dr. Helmut Bender

Hans Georg Zier, Geschichte der Stadt Pforzheim — Von den Anfängen bis 1945, mit einer Bibliographie von Bernhard Müller. Stuttgart: Theiss 1982, 408 S., mit 100 teils farb. Abb. Großoktav, Ganzleinen

Es darf als ein Glücksfall betrachtet werden, daß der Verf. weniger in seiner Eigenschaft als Direktor des Badischen Generallandesarchivs, sondern weit mehr als gebürtiger Pforzheimer einen beachtlichen Teil seiner Arbeitskraft und Historikerefahrung einem solchen Band, von der Stadt Pforzheim großzügig gefördert (was sich schon im Einführungspreis von DM 42,— manifestiert), herausbringen konnte. Die vielgeprüfte Stadt hat einen solchen wirklich gut „lesbaren“ und lebendig

geschriebenen Band längst verdient (zu Beginn unseres Jahrhunderts war letztmals eine Geschichte Pforzheims erschienen!). In übersichtlichen Kapiteln geht der Verf. chronologisch vor, seine Kenntnisse lassen vieles auch für einen breiteren Raum symptomatisch erscheinen. Die jeweiligen Proportionen geben sich ausgewogen, Zier besitzt die Souveränität, nicht nur die klassische Geschichte darzustellen, sondern ein gut Drittel des Buches unserem Jahrhundert zu widmen. Wertvoll die Bibliographie, praktisch das Register, beeindruckend das Bildmaterial: nicht nur die Pforzheimer Geschehnisse, vielmehr auch zahlreiche badische Ereignisse erhöhen Wirkungs- und damit Verbreitungsgrad des auch herstellerisch gut gemachten Bandes.

Dr. Helmut Bender

Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament. Die Geschichte der Volksvertretungen in Baden-Württemberg. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart: Theiss 1982, 376 S., mit Abb., Skizzen, Register u. Zeittafel. Großformat, Leinen

Die Mitarbeit einer Reihe zuständiger Historiker ermöglichte die Herausgabe dieses übersichtlich angelegten Bandes, der sich in vier Hauptabschnitte gliedert: I. Altes Reich (Stände in Baden und Württemberg, Berücksichtigung der Kurpfalz, der ständischen Vertretungen in Hohenlohe und der habsburgischen Landstände sowie der südwestdeutschen Kleinstaaten und der Reichsstädte); II. Vom Konstitutionalismus zum parlamentarischen System (badischer und württembergischer Landtag sowie die hohenzollerischen Stände bis 1918 bzw. 1849); III. Von der Weimarer Republik zum Dritten Reich (abermals badischer bzw. württembergischer Landtag); IV. Der parlamentarische Neubeginn nach 1945 und der Landtag von Baden-Württemberg. Im letzten Teil wurden sowohl die Landtage von Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern als auch der Landtag von Südbaden gebührend berücksichtigt; das Kapitel über den badisch-württembergischen Landtag führt bis in die 80er Jahre. Landeskunde und Verfassungsgeschichte finden sich hier eng verflochten, die geschichtlichen Elemente wurden in der Regel exakt, wenn mitunter auch a priori summarisch zusammengetragen. Das Bildmaterial hat dokumentarischen Aussagewert, Statistiken und Graphiken dienen der Anschaulichkeit vorab des interessierten Nichtfachmanns, der jedoch die Gegebenheiten aus eigener Anschauung kennenlernen möchte. Die aufschlußreichen Beiträge können auch einzeln gelesen werden, Register und Litera-

turverzeichnis lassen das Werk auch als Nachschlageband benutzen.

Dr. Helmut Bender

Jan Lauts, Karoline Luise von Baden. Ein Lebensbild aus der Zeit der Aufklärung. Karlsruhe (C. F. Müller) 1980. 492 S. mit zahlr. Abb. Großoktav, Leinen

Ein aufschlußreiches Buch zur Landesgeschichte und zur Geistesgeschichte der Aufklärung in einem. Zurecht wird vermerkt, daß die hessische Prinzessin (1723–1783) hinter ihrem ihr 1751 angetrauten Gatten, dem Markgrafen, nachmaligen Kurfürsten und Großherzog Karl Friedrich unvermeidbar zurückgetreten ist. Der Verf. schöpfte seine gut lesbare Darstellung vorwiegend aus dem mehr als 150 Bände umfassenden Nachlaß der Fürstin. Er gliedert weitgehend chronologisch in 5 Hauptabschnitte. Bis zu ihrer Vermählung handeln die ersten Kapitel, gefolgt von der ersten Karlsruher Zeit mit einer faktenreichen Schilderung des dortigen Hoflebens, u. a. ist auch Voltaires Besuch in Karlsruhe ein Kapitel gewidmet. Persönlicheres bringt der 3. Hauptabschnitt, worin auch das „Malerei-Kabinett“ als Grundstock der Karlsruher Kunsthalle behandelt wird. Die vielseitig geistig und künstlerisch interessierte Markgräfin steht auch im Mittelpunkt der folgenden Kapitel, die den Zeitraum nach der Vereinigung der Markgrafschaft Baden-Baden mit Baden-Durlach zum Inhalt haben, besonders aufschlußreich „Die Markgräfin als Geschäftsfrau und Unternehmerin“ (schon Goethe weiß in „Dichtung und Wahrheit“ hübsch davon zu berichten!). Mit den „Späten Jahren, Erben und Nachfahren“ schließt der Band, dem ein Anhang mit Anmerkungen, Quellen, Literatur- und Abbildungsverzeichnis sowie Personenregister und Stammtafeln der Häuser Baden-Durlach, Baden-Baden und Hessen-Darmstadt beigelegt wurde.

Dr. Helmut Bender

Franz X. Vollmer, Der Traum oder Freiheit. Vormärz und 48er Revolution in Süddeutschland in Bildern. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1983, 480 S. mit 391 Abb. + 23 Karten, Großformat, Ganzleinen

Neben all den mehr oder weniger gegenwartsbezogenen Bildbänden in unserem engeren und weiteren landes- und kulturgeschichtlichen Raum einen historischen Bildband speziell über den Vormärz und die Revolution von 1848/49 zu haben, kann nur begrüßt und prinzipiell gutgeheißen wer-

den. Auch die Tatsache, daß ein badischer Verf. bzw. Hersg. damit beauftragt, ist daran erfreulich, nicht zuletzt deshalb, weil eine Reihe verwandter Werke mitunter eine Kopflastigkeit württembergischer gegenüber badischer Aussagen — mitunter von der Quantität bestimmt — nicht umgehen konnte. — Ob damit allerdings „die seit langem ausstehende Gesamtdarstellung des Vormärz und der beiden Revolutionswellen von 1830 bis 1833 und 1848/49 in Süddeutschland“ geschaffen wurde (wie das in einem Verlagstext betont wurde), ist eine andere Frage, eine Frage freilich, die die Fachhistoriker erst nach gründlicher Auseinandersetzung mit der Neuerscheinung beantworten mögen. Positiv ist in jedem Fall zu werten, daß die Vorjahre und Vorgeschehen der Revolution gebührend miteinbezogen wurden (wie das freilich bereits Hans Blum u. a. getan), so daß der erste Hauptteil überschrieben werden konnte: „Von den Märzauftständen bis zum Höhepunkt des Paulskirchenparlaments: Die Stunde der bürgerlichen Freiheit“. Allerdings wurden die „Vor- und Parallelereignisse“ im benachbarten Frankreich vielleicht zu wenig breit mitberücksichtigt. Der 2. Hauptteil beschäftigt sich dann „Vom Sommer 1848 bis zum Frühjahr 1849: Zwischen ‚Reaktion‘ und ‚Zweiter Revolution‘“ und der 3. und letzte: „Sommer 1849: Der Traum von der Freiheit zerbricht“. Es ist gut gegliedert, und wir möchten nicht darüber befinden, ob es den gescheiterten und desillusionierten Revolutionären lediglich um Traumverluste ging — aber weshalb sollte man Vergangenes nicht auch poetisch oder doch poetisierend umschreiben? — Das Bildmaterial wurde alles in allem in geschickter Proportionierung ausgewählt und wiedergabemäßig befriedigend gebracht (Vollmer hatte sich ja bereits als Bildredakteur der „Badischen Geschichte“ — vgl. Rez. BH H.1, Jg. 1980 — bewährt). Der Text selbst hat meist referierenden Charakter — und das zu Recht; Zeittafel, Literatur- und Bildnachweise sowie Personen- und Ortsregister kommen der Benutzbarkeit verdienstvoll entgegen.

Dr. Helmut Bender

Peter Stühlen: Aus den schwarzen Wäldern. Roman Bad Liebenzell/Kirchheim an der Teck, Verlage B. Gegenbach und J. Schweier 1983, 416 S., geb., DM 29,80

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß zu einer Zeit, da der Schwarzwald aufs höchste gefährdet ist, ein Roman über den Schwarzwald aus dem Jahre 1936 erneut gedruckt wird. Der Autor ist Peter Stühlen, 1900 in Hagenau im Elsaß geboren. Später ging er an die Universität Freiburg, studierte

dort einige Semester Jura, arbeitete dann bei verschiedenen Verlagen und Zeitungen in Berlin. Sein Lebensweg führte ihn 1943 nach Karlsruhe. Er starb 1982 in Dielheim.

Von seinen zahlreichen Romanen wurde „Aus den Wäldern“ sein erfolgreichstes Buch; es ist der erste Band einer Trilogie (der Verlag plant auch Neuauflagen der anderen Bände), die über fast dreihundert Jahre Aufstieg, Niedergang und Wiedergeburt einer Familie darstellt, also ein Generationsroman und ein Heimatroman zugleich. Sieben Generationen werden dargestellt, die ihren Ursprung im Schwarzwald, in der Gegend von Lenzkirch haben und deren Heimat das „Dreiecksland“ am Oberrhein ist, wozu das Elsaß, die deutsche Schweiz und Vorderösterreich ebenfalls gehören. Mitten im Dreißigjährigen Krieg setzt die Handlung ein. Schwedische Truppen ziehen plündernd und sengend durch den Schwarzwald, und auch die Bauertochter Anne wird Opfer eines schwedischen Soldaten. Aber sie läßt nicht zu, daß der Vater ihres Kindes von wütenden Bauern gehängt wird. Es kommt zur Hochzeit unter dem Galgen.

Armut und Arbeit, Unruhe und Abenteuerdrang, Fernweh und Heimweh prägen diese Menschen und immer wieder Kriege, die die Bevölkerung und die Heimat bedrängen.

Es fehlt nicht an sozialen Konflikten, denn der Schwarzwald ist eine aufstrebende Region: Landwirtschaft, Glashütten und die Glasträger, die aufkommende Uhrenmanufaktur und die Zinnherstellung sind bedeutende Einkommensquellen und die Ausbeuter machen den Dorfbewohnern das Leben schwer.

Aber in diesem Roman ist nicht nur von den Männern die Rede, sondern ebenso von den Frauen und ihrem Schicksal. Sie können sich viel weniger den Zwängen entziehen, weil ihnen die Fremde verschlossen bleibt. Für sie gibt es keine Flucht zu den Soldaten oder große lange Reisen ins Land. Darum tragen sie auch doppelt schwer an ihrer Last. Der Hof und die zahlreichen Kinder bringen sie rasch zum Verwelken.

Die Jahre ziehen durch die Lande. Im Tal werden große Städte und Dörfer gegründet, darunter auch Karlsruhe, „eine Stadt zum Lachen“, wie berichtet wird: ein einsames Schloß und sein Gründer inmitten seiner Tulpengarde scheinen genügend Gesprächsstoff für die Zeitgenossen geliefert zu haben.

Peter Stühlen geht es aber nicht zuerst um die Fakten und die Geschichte. Im Vorwort zum Roman heißt es: „Im Anfang war die Unruhe . . . sie liebt den Zufall, das Spiel und die Veränderung.“ Damit ist ein Programm verkündet. Es geht um das große Spiel des Bleibens und Gehens, des Selbst-

werdens, der „Verfettung“ oder des Aufbruchs. Die Bewohner des Schwarzwaldes hält es nicht auf ihren Höfen oder in ihren Glashütten und Werkstätten, aber auch nicht im Kloster zu St. Blasien, das in dieser Region eine bedeutende Rolle spielt. Veränderung ist ein ständiges Motiv, und viele Figuren setzen dafür ihr Leben ein und werden zu Spielern im Leben. Hier zielt Peter Stühlen über den Generationsroman hinaus auf eine Parabel vom menschlichen Leben, und vom Schicksal der Unruhigen und Seßhaften. Ob sie ihm gelungen ist, mag der Leser selbst entscheiden.

Karl Foldenauer

Pilgerstätte deutsch-französischer Freundschaft. „Das Gästebuch des Sesenheimer Pfarrhauses“ spiegelt die Verehrung des klassischen Liebespaares Goethe und Friederike wider. — Eine Neuerscheinung im Morstadt Verlag Kehl —

Der Altmeister der deutschen Dichtung, Johann Wolfgang von Goethe, hat seine Spuren in den oberrheinischen Landen nicht nur in Emmendingen, sondern vielmehr im französisch-elsässischen Straßburg und von dort aus im erhöhten Maße in Sesenheim (Sessenheim) hinterlassen. Die glühende Zuneigung des jungen Studenten Goethe von der etwa 30 Kilometer entfernten Straßburger Universität zur Pfarrerstochter Friederike Brion hat den Dichterstürmer in seinen Sturm- und Drangjahren nachhaltig literarisch beeinflusst, beflügelte ihn zu seinen weltbekannten „Friederikenlieder“ und ließ das idyllische unterelssässische Bauerndörfchen nach und nach zu einem vielbesuchten Ort der Goetheverehrer heranwachsen. Besonders nach dem 2. Weltkrieg entfaltete sich Sesenheim zu einer Pilgerstätte der deutsch-französischen Freundschaft, die Wissenschaftler, Künstler, Forscher, Professoren und Politiker, aber auch unzählige Goethefreunde aus aller Herren Länder anzieht, um einen Abglanz der einst glücklichen Stunden des klassischen Liebespaares zu vermitteln. Neben der Kirche, dem Goethemuseum und dem Gasthaus zum „Ochsen“ ist es vor allem das Pfarrhaus, das die Besucher an den großen Genius und das von ihm so heiß geliebte Pfarrtöchterlein erinnern möchte. Davon will „Das Gästebuch des Sesenheimer Pfarrhauses“, das jetzt im Kehler Morstadt Verlag erschienen ist, ein beredtes Zeugnis ablegen. Herbert Wild, der in den Jahren 1945 bis 1965 Pfarrer in Sesenheim gewesen ist, blättert in diesem wichtigen und interessanten Dokument und gewährt dem Leser einen umfassenden, unterhaltsamen, aber auch lehrreichen und geistvollen Einblick in die hervorsteckendsten Einträge und Aussagen der

Besucher aus aller Welt, die den Spuren Goethes und Friederikens nachgehen. Dabei lassen sie ungewollt mitunter aufschlußreiche bisher unbekannt Hinweise zurück, die das Verhältnis der beiden Liebenden in besonderen Lichte darstellen. Da erfahren wir beispielsweise aus dem Munde des Urwald doktors und Menschenfreundes Albert Schweitzer: „Der Simbel von Goethe hätt' 's Rikkel hirete solle...“, während der Goetheforscher und Straßburger Universitätsprofessor Albert Fuchs dagegen äußerte: „Wie könnte sich ein Adler mit einer Taube verbinden!“ Auch der mit dem Leben Goethes wenig vertraute Leser wird durch ein Vorwort und eine instruktive Einleitung kurz, aber doch ausreichend in das Liebesidyll des ungestümen Straßburger Studenten mit der Tochter des Sesenheimer Pfarrers eingeführt, die später in das badische Meißenheim übersiedelte und dort ihre letzte Ruhestätte fand, nachdem sie von der Dichtersonne umstrahlt worden war, die ihr „Unsterblichkeit verlieh“. Das über 150 Seiten umfassende, durch viele Aufnahmen abwechslungsreich illustrierte Buch mit seinen zahlreichen Anekdoten eignet sich auch als Fremdenführer durch die Goethe-Gedenkstätten von Sesenheim, in denen den Gästen nicht nur der jugendliche Liebhaber, sondern auch der Geist des reifen Dichters begegnet. Es darf aber auch als kleiner, liebenswerter Beitrag zur Goetheforschung und -verehrung gewertet werden, in der sich Deutsche wie Franzosen in der Achtung und Wahrung des gemeinsamen abendländischen Kulturgutes begegnen. Das Gästebuch des Sesenheimer Pfarrhauses ist darüber hinaus eine gelungene Ergänzung zu dem im gleichen Verlag erschienenen Werk „Goethe, Friederike und Sesenheim“ von Raymond Matzen Herbert Wild: „Das Gästebuch des Sesenheimer Pfarrhauses“ Verlag Morstadt Kehl/Rhein, 14,80 DM

Kurt Klein

Mit Rucksack und wachen Sinnen durchs Heimatland. Fritz Hockenjos legt im Schauenburg Verlag das „Tagebuch eines Wanderers“ vor.

Der passionierte Wanderer und vielgelesene Schriftsteller Fritz Hockenjos, vormals Forstdirektor in St. Märgen und Präsident des Schwarzwaldvereins, berichtet wieder einmal in der ihm eigenen unterhaltsamen Art über seine zurückgelegten Wanderungen durch die Lande um Neckar, Bodensee, Schwarzwald und Hochvogesen. „Von einem Jahr zum anderen“ nennt er sein Buch, in dem der Leser „Aus dem Tagebuch eines Wanderers 1980—82“ sehr viel Wissenswertes aus den heimatlichen Gefilden erfährt, die der Autor mit

wachen Sinnen am Wanderstab durchzogen hat. Tagelang ist der rüstige Ruheständler auf bekannten und weniger geläufigen Wanderwegen unterwegs, schreibt seine Erlebnisse auf und stellt seine Eigenschaften als Naturfreund, Umweltschützer und als Kenner von Heimat, Geschichte, von Land und Leuten erneut unter Beweis. Gerne folgt man den Schritten des kundigen Wandersmannes, läßt sich von seiner meisterhaft geführten Feder lehrreich unterhalten und hegt dabei den Wunsch, die eine oder andere Wanderung auf den Spuren des Landschaft- und Heimatschillerers nachzuvollziehen. Neben vielen historischen Fakten, belebenden Sehenswürdigkeiten wird auch der Zauber der Jahreszeiten eingefangen und der hohe Wert des Wanderns, aber auch das befreiende, erhebende Gefühl durch die Begegnung mit der Natur und den kulturellen Zeugnissen der Landschaft unterstrichen. Ausgesuchtes farbiges und schwarzweißes Bildmaterial ergänzen die kenntnisreichen Tagebucheinträge, die den begeisterten Wanderer und den mahnenden Naturschützer auf jeder Seite erfahren lassen.

Kurt Klein

200 Jahre Pfarrei St. Karl Borromäus Neusatz 1783—1983

Jubiläen sind gern benutzte Gelegenheiten, Rückblick in die Vergangenheit zu halten. Deshalb hat der Heimatkenner Karl Heinz Jutz das 200jährige Jubiläum der Neusatzter Karl-Borromäus-Pfarrei zum Anlaß genommen, im Rahmen einer Festschrift sachkundig die Geschichte der Pfarrei unter bestimmten Gesichtspunkten darzustellen, um damit gleichzeitig wichtige Stationen und Daten der Heimatgeschichte aufzuzeigen, sie wieder im Bewußtsein der Gemeinde, der Bevölkerung wachzurufen. Verständlich, daß diese reichbebilderte Broschüre zunächst und in erster Linie das Interesse der Kirchengemeinde und der Heimatfreunde in der näheren Umgebung verdient. Doch diese ansprechende Veröffentlichung darf auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise für sich in Anspruch nehmen, denn Herr Jutz hat mit Fleiß und Kenntnis noch zwei Persönlichkeiten durch eine ausführliche Berichterstattung gewürdigt, die den örtlichen Bereich bei weitem sprengen. So sind dem bekannten Volksschriftsteller Alban Stolz, der einige seiner Lebensjahre in Neusatz zubrachte, allein drei Kapitel gewidmet. Aber auch der verdienstvolle Gründer des Klosters Neusatzzeck, Pfarrer Josef Bäder, findet in dieser Jubiläumsschrift eine gebührende Anerkennung durch eine zusammenfassende Darstellung der Gründung und Entwicklung dieser Stätte der Gnade und des Friedens und als Geistliches Zentrum bis in unsere

Tage. Die nahezu 90 Seiten umfassende Festschrift kann über die Katholische Kirchengemeinde St. Borromäus, Schwarzwaldstraße 44, 7580 Bühl-Neusatz zum Preise von 7,— DM plus Portokosten bezogen werden.

Kurt Klein

Zu den Burgen jenseits des Rheines. Ernest Wurch lädt ein zu Burgenfahrten durch das Elsaß, den Wasgau und den Queichgau

Burgen und Burgruinen haben von jeher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Deshalb wird das Burgenbuch „Burgenfahrten Elsaß, Wasgau und Queichgau“, das vom Morstadt Verlag Kehl am Rhein verlegt wurde, auf ein breites Interesse stoßen. Dies um so mehr, weil nun endlich auch neben den an sich bekannteren Burgen im Elsaß, auch jene im Wasgau, in den Nordvogesen und im anschließenden elsässisch-pfälzischen Grenzland vorgestellt werden. Gerade jene Burgen, die meist auf den roten, steil aufragenden Sandsteintürmen in einer verhältnismäßig dünn besiedelten waldigen Berglandschaft erbaut wurden, zeichnen sich an Größe, landschaftlicher Lage und kühner Baukunst besonders aus. Ernest Wurch, ein versierter Burgenkenner und -beschreiber, beginnt seine Fahrt mit dem Besuch auf dem heiligen Berg der Elsässer, dem Odilienberg, wendet sich dann gegen Süden und zieht dann gegen den Norden in den Wasgau und wechselt, ohne auf die Landesgrenzen zu achten, in den Queichgau hinüber. Dadurch entsteht ein buntes, interessantes Burgen-Panorama, das sich von Murbach im Süden bis hin zum Trifels im Norden erstreckt und das abwechslungsreiche Burgenband des Elsasses und der Pfalz entrollt. Neben bekannten Burgennamen tauchen auch solche auf, die dem Dornröschenschlaf verfallen sind und doch den Besucher durch Form, Lage und Bauelemente in Erstaunen zu setzen vermögen. Neben der Geschichte der Burg erfahren wir auch so manche Sage, die sich um die Mauern und deren einstige Bewohner ranken. Dadurch ist es dem Verfasser gelungen, viele Seiten der deutsch-französischen Geschichte auf lebendige Art darzustellen und den Burgen- und Heimatfreund dazu zu verführen, die Straßen zu verlassen und am Wanderstab die wehrhaften Zeugen einer reichen, wechselvollen Vergangenheit kennenzulernen. Anekdoten, alte Burgenstiche und Lagepläne lockern den Text auf und veranschaulichen vorteilhaft die kurzweiligen Ausführungen des geübten Journalisten und Historikers. Als sehr hilfreich erweisen sich verschiedene Informationen, Adressen und ein Stichwort- und Ortsregister.

Ernest Wurch: „Burgenfahrten Elsaß, Wasgau und Queichgau“, 156 Seiten, 75 Abbildungen und Burgenpläne. Morstadt Verlag Kehl/Rhein, 19,80 DM

Kurt Klein

Hans Werner Siegel (Hrsg.), Zwischen Tag und Dunkel. Sagen und Geschichten aus dem Taubergrund. Holzschnitte von Hugo Pahl. Tauberbischofsheim, Verein Tauberfränkischer Heimatfreunde e.V., 1982. 319 S., 51 Abb. (Veröffentlichung Nr. 5 des Vereins Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.).

Aus dem Taubergrund im badischen Frankenland sind seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder Sagen veröffentlicht worden, ohne daß es diese traditionsreiche Landschaft zu einem eigenen Sagenbuch gebracht hätte. Dank des rührigen Vereins der Tauberfränkischen Heimatfreunde liegt dieses Sagenbuch nun vor: in wohlgelegener Form, wie dem Herausgeber Hans Werner Siegel bestätigt werden darf. Siegel hat freilich nicht mehr aus der mündlichen Überlieferung geschöpft. Auch im Taubergrund werden heute Sagen kaum noch erzählt, wohl aber gerne gelesen, und dieses Lesebedürfnis — gepaart mit neu erwachtem Interesse an heimatlichem Erbe — war dafür maßgebend, nach den Aufzeichnungen älterer Sagensammler zu forschen, die es noch mit lebendigem Erzählgut zu tun gehabt hatten. So kam auf schriftlicher Grundlage eine Summe Tauberränder Erzählüberlieferung zusammen, deren Wert in der Vereinigung verstreuten Materials liegt. Diese Summe ist als „Volksbuch“ für breite Leserkreise gedacht. Umso mehr ist zu begrüßen, daß mit den Texten, die bei Bernhard Baader, Ludwig Sütterlin, Karl Hofmann, Johannes Künzig, Johann Lutz u. a. vorgefunden wurden, behutsam umgegangen wurde. Sie sind unverändert nachgedruckt worden, und zu kritisieren ist nur, daß statt exakter Quellennachweise pauschale und z. T. irreführende Verweise auf das Literaturverzeichnis am Schluß gegeben werden. Da dort z. B. zwei Sagenbücher von Bernhard Baader und ein Heimatlesebuch von Emil Baader aufgeführt sind, genügt im Inhaltsverzeichnis der Quellenvermerk „Baader“ (welcher ist gemeint?) natürlich nicht. Durch fleißiges Sammeln sind 241 Sagentexte zusammengeworfen, die nach landschaftlichen Gesichtspunkten gruppiert sind. Der Leser durchwandert so den Umpfer- und Schöpfergrund, das südliche und nördliche Gau, die Orte Luda, Königshofen, Grünsfeld und Tauberbischofsheim, um dann der Tauber bis nach Wertheim zu folgen, wo sie in den Main mündet. Dabei begegnet er altbekanntem

Sagengestalten und solchen, die hier besonderes Heimatrecht haben: wo Wein gezogen wird, fehlt der Aufhocker nicht, der heimziehende Zecher plagt (vgl. Nr. 38), und in der Tauber sind natürlich von jeher Wasserfräulein und der Wassermann zuhause (Nr. 27, 28, 176, 178). Ein erfreulich sachliches Vorwort von O. Bischof verweist dazu auf die früheren Lebensverhältnisse, die diese Sagen hervorbrachten, während Hans Werner Siegel in der Einleitung über die Quellenlage Auskunft gibt. Besonders hervorzuheben sind die 51 ganzseitigen Holzschnitte des Tauberbischofsheimer Künstlers Hugo Pahl. Sie vermitteln das Atmosphärische der Sagen sehr treffend und geben dem ansprechenden Sagenbuch einen bibliophilen Charakter.

Peter Assion

Ernst Schneider: Sprantal. Ein Brettener Stadtteil im Wandel der Jahrhunderte. Im Auftrag der Stadt Bretten. Bretten: Bürgermeisteramt 1983. 367 S. (Brettener stadsgeschichtliche Veröffentlichungen Band 7)

Im Lauf der letzten Jahre ließ die Stadt Bretten die Geschichte aller Orte bearbeiten, die durch die Verwaltungsreform in ihren Verband aufgenommen worden sind. Das Vorhaben steht kurz vor seinem Abschluß. Der Stadtverwaltung Bretten ist für diesen Dienst an der Geschichte hohes Lob auszusprechen, konnten die Bände doch in relativ kurzer Zeit erscheinen und sind überdies ansprechend aufgemacht.

Ernst Schneider, früher Stadtarchivar in Karlsruhe, hat die Bearbeitung der Geschichte von Sprantal übernommen und die Aufgabe mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Genauigkeit gelöst. Weit entfernt davon, irgendwelchen Vermutungen oder Spekulationen Raum zu geben, zeichnet sich die Arbeit Schneiders durch große Sachlichkeit aus. Alle Quellen wurden gründlich ausgewertet, wobei festzuhalten ist, daß Schneider auf keinerlei Vorarbeiten zurückgreifen konnte mit Ausnahme einiger volkskundlicher Aufzeichnungen aus dem Jahr 1930.

Man versteht ihn daher, wenn er in der Einleitung zu seinem Buch sagt, daß er Bedenken hatte, den Auftrag zu übernehmen, weil er nicht wußte, ob überhaupt genügend Quellen fließen, um die Geschichte Sprantals schreiben zu können. Glücklicherweise stellten sich diese Bedenken als gegenstandslos heraus. Glücklicherweise vor allem darum, weil es bisher kaum ein Beispiel dafür gibt, daß ein so kleines Dorf, dessen Einwohnerzahl nur einmal kurzfristig über 300 lag, zu einer eigenen Ortsgeschichte gekommen ist. Ohne die Ein-

gemeindung nach Bretten wäre dies wohl auch nicht möglich gewesen. Insoweit kann die Sprantaler Geschichte exemplarisch genannt werden.

Es stellt sich heraus, daß auch kleine Orte ihre eigene, unverwechselbare und keineswegs uninteressante Geschichte haben. Vom Jahre 1261 liegt die früheste urkundliche Erwähnung Sprantals vor. Das kleine Straßendorf dürfte um 1200 auf Brettenner Gebiet angelegt worden sein. Eine Vergrößerung des Ortes war schon deswegen nicht möglich, weil ziemlich kuriose Rechtsverhältnisse, die bis ins 19. Jahrhundert galten, dies gar nicht zuließen. So umschloß ein Bannzaun den engeren Dorfbereich, der dem Kloster Herrenalb, später dem Herzogtum Württemberg zugehörte. Die Felder und Weinberge lagen hingegen auf kurpfälzischem Gebiet.

1747 schien mit dem Übergang von Sprantal an die Kurpfalz manches Problem gelöst, denn man hatte nun mit der Stadt Bretten, von der Sprantal in mancherlei Beziehung abhängig war, denselben Landesherrn. Aber schon 1771 kam Sprantal an Baden, während Bretten pfälzisch blieb.

Ernst Schneider behandelt alle Bereiche der Ortsgeschichte, soweit überhaupt Quellen verfügbar sind, auch dies ein Vorteil des kleinen, überschaubaren Gemeinwesens. Einige Punkte seien genannt: Siedlung, Ortsbild, Verwaltung und Herrschaft, Kriegereignisse, Kirche, Schule, Wirtschaft.

Besonderen Platz nimmt die Schilderung der Bevölkerungsverhältnisse ein. Alle Familiennamen werden mit den Jahreszahlen ihrer Nennung aufgeführt. Interessant ist die bisher immer vernachlässigte Entwicklung der Vornamengebung, die Schneider von 1700 an verfolgt. Als vielfach ausgewiesener Flurnamenforscher widmet Schneider auch diesem Gebiet ein ausführliches Kapitel.

Eine Reihe von Abbildungen, sowie Literatur- und Quellenverzeichnisse gehören selbstverständlich zum Buch, Besonders hervorgehoben werden muß aber der Sachweiser, der die Suche nach bestimmten Begriffen außerordentlich erleichtert.

Karlsruhe

Dr. Heinz Schmitt

Peter Max Boppel, Der Baum. Alles Lebendige ist nur Gleichnis. 1981, 100 S. 10,— DM. Zu beziehen durch die Hochtreibbuchhandlung Zimmermann, Waldshut, und Marienbuchhandlung Fleck, Waldshut.

Peter Max Boppel, der Leiter der Ortsgruppe Waldshut der Badischen Heimat, Oberstudiendirektor i.R. und bekannter Schulmann am Hochrhein, hat seinen bisher erschienenen Bändchen

„Der Sinn des Lebens“ (Ars Sacra, München) 1931, „Das Antlitz der Ewigkeit“ (ebenda) 1939, „Himmel und Hölle“ (Verl. Waldemar Hoffmann, Berlin-Steglitz) 1949, „Von der Freundschaft“, 1960, (ebenda), „Lob der Weisheit“, 1963 (ebenda), „Dr. Richard Dold, ein Bekenntnispfarrer“, 1973 (ebenda), ein neues hinzugefügt. Er hat es „Der Baum. Alles Lebendige ist nur Gleichnis“ genannt.

Der Titel verrät natürlich schon etwas von der Intention des Verfassers. Um seine Gedanken in die entsprechende Form zu bringen, bedarf er des Gleichnisses. Der Baum läßt sich als dem Menschen besonders nahestehender Begleiter aus dem Reiche der Natur vortrefflich in Beziehung zum menschlichen Leben setzen: Wachsen, Blühen, Fruchttragen, Vergehen. Aber auch das Wurzeln und Verankertsein in der Erde, der Halt also, der Voraussetzung zum Wachsen in die Höhe wird, ist eine vorzügliche Metapher für das, was Boppel den Menschen sagen will. Er bedient sich dabei alter literarischer Formen, der Fabel etwa, die Sprache der Bibel klingt an und die des Märchens. So wird der Baum zur Zentralfigur — lebendiges Wesen gleichsam — der Meditationen Boppels, die er unter folgende Themen stellt: Des Lebens Sinn, der Seele Frühling, die sommerliche Stille, des Lebens Herbst, Winter und Leid, Schicksal und Wollen, Liebe, Treue usf. Unter diesen Sentenzen befindet sich manche Perle, aus allem aber spricht die tiefe Gläubigkeit des Verfassers, der helfen will und hinweist auf das, was uns heutigen Menschen Not tut. „Sei gleich dem Baum! Zu lichter Höhe strebt er! In festigender Tiefe wurzelt er! Lerne vom Baum! Willst du zum Lichte streben, mußt du zur Tiefe dringen!“ So gerät das Büchlein auch zu einer Art Lebenshilfe, bringt Zuspruch und Ansporn. Was Peter Max Boppel in langen Jahren und vielen Nächten in seiner Studierstube am Hochrhein ergrübelt hat, beweist, daß er selbst zur Tiefe strebt. Daß er den Leser an diesem Streben teilnehmen läßt, dafür gebührt ihm Dank.

L. Vögely

Kurt Schmidt, Thaddäus Rinderle (1748—1824), Mönch und Mathematiker. Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, 25. Ergänzungsband, Eos-Verlag Erzabtei St. Ottilien 1981, 180 S., 8 Abb., DM 29,80.

Der gemeinhin als „Uhrenpater“ apostrophierte Thaddäus Rinderle aus Staufen im Breisgau war unbestreitbar eine der bemerkenswertesten süddeutschen Mönchs- und Gelehrtengestalten des

ausgehenden 18. Jahrhunderts. Das hatten schon etliche seiner Zeitgenossen erkannt. Gemäß seinen Talenten und seinem Bekanntheitsgrad schrieben nicht wenige über ihn oder meinten jedenfalls, über ihn schreiben bzw. von anderen abschreiben zu müssen.

Der in Freiburg lebende frühere Offizialratsrat Dr. Kurt Schmidt hat zwar in seiner gut lesbaren, dazu noch preisgünstigen Abhandlung auch auf das vorhandene Gedruckte — immer kritisch wertend — zurückgegriffen, ist aber als erster an alle erreichbaren Primärquellen herangegangen und hat diese auch Stück für Stück genannt. Schon allein darin liegt ein Verdienst. Mit Sorgfalt und Geduld zeichnete er das Leben eines Mannes nach, der es vom Bauernbuben zu einem der bekanntesten Naturwissenschaftler der damaligen Hohen Schule zu Freiburg gebracht hatte, den nicht wenige seiner Mitmenschen als technischen Vielkünstler, als Mechaniker, Konstrukteur, Erfinder und Verbesserer von Uhrmacherwerkzeugen, als Architekt und Flußbauingenieur bewunderten, beneideten und manchmal auch bekämpften. Noch heute kann im Furtwanger Uhrenmuseum seine astronomisch-geographische Uhr besichtigt werden, die seine Fähigkeiten besser herauszustellen vermag als jeder Kommentar.

Was Rinderle damals wie heute so interessant macht, waren nicht allein seine Unternehmungen in Theorie und Praxis, sondern dazuhin der Umstand, daß er dem geistlichen Stand angehörte, aus dem Kloster kam. Kurt Schmidt gebührt nicht zuletzt Dank dafür, daß er die bedachtsame Förderung verdeutlichte, die der Benediktiner-Orden — und nicht nur dieser — begabten jungen Männern zuteil werden ließ. Es ist füglich zu bezweifeln, daß P. Thaddäus ohne St. Peter im Schwarzwald das geworden wäre, was er schließlich war. Ob er sich allerdings in fortgeschrittenen Jahren nicht doch mitunter aus dem Ordensverband fort, von seinen Gelübden gelöst wünschte, das mag, auch wenn der Verfasser das Gegenteil zu beweisen sucht, dahingestellt bleiben. Eine zentrale Stellung in fast allen biographischen Notizen über Rinderle nimmt seine akademische Antrittsrede aus dem Jahr 1788 ein, die der Universitätsbibliothekar Dr. jur. Kaspar Ruef einige Zeit später aus dem Gedächtnis publizierte. Ruef, der aus seinen rationalistischen Anschauungen keinen Hehl machte, unterstellte dem neuen Professor grobe Angriffe auf das Mönchtum, womit dieser von der antimonachischen Propaganda vereinnahmt war. Ruef mochte zwar überspitzt formuliert, aber nicht völlig aus der Luft gegriffen haben. Weder der eine noch der andere distanzierte sich in der Folge öffentlich, was ebenso zu denken gibt wie die Tatsache, daß das Grabmal Rinderles im alten Freiburger Fried-

hof, wie Schmidt richtig hervorhebt, kein einziges christliches Symbol aufweist. Warum soll er sich nicht, wie andere Angehörige seines Ordens auch, seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet haben — allmählich, nicht abrupt. Daß er um ein gutes Verhältnis zu seinen Confratres bemüht war, seinem Stift nicht offen Undank erweisen wollte, 1795 fast zum (wohl letzten) Abt von St. Peter gewählt worden wäre, widerlegt noch lange nicht den bekannten Freiburger Historiker Heinrich Schreiber und andere, die ihn persönlich kannten und ihn hinsichtlich ihrer Haltung zur römischen Kirche zu den ihren rechnen zu müssen glaubten. Alles in allem beschrieb Kurt Schmidt nicht nur das Leben eines herausragenden Individuums und dessen Beziehungen zu mehr oder weniger bekannten Zeitgenossen. Er lieferte auch ein Stück Freiburger Universitätsgeschichte und Streiflichter aus einer tiefbewegten Epoche, in der jahrhundertalte Zustände in kurzer Zeit zerfielen und neue Ordnungen sich herauszubilden begannen.

Dr. Hermann Schmid

Eine Gengenbacher Kaufmannsfamilie in Paris.

„Von der Kinzig an die Seine“ von Wolfram Stolz
Wolfram Stolz, Präsident des Stolz'schen Familienverbandes, der sich bereits mit mehreren Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Landesgeschichte und der Familienforschung einen Namen gemacht hat, legt mit seinem Buch „Von der Kinzig an die Seine. Schicksale einer Gengenbacher Kaufmannsfamilie.“, das 1981 im Verlag Edition Stolz Freiburg erschienen ist, weitere Ergebnisse seiner Untersuchungen zur Geschichte seiner Familie vor. Die weitverzweigte Familie Stolz, deren wohl bekanntester Vertreter der Bühler Theologe und Volksschriftsteller Alban Stolz sein dürfte, und die unter anderem mit J. J. Chr. von Grimmelshausen und Viktor von Scheffel in verwandtschaftlichen Beziehungen steht, läßt sich im bairisch-elsässischen Raum bis weit ins Mittelalter zurückverfolgen.

Thema der vorliegenden Untersuchung ist der Werdegang der Bühler bzw. Gengenbacher Kaufmannsfamilie Stolz, beginnend mit dem im Jahre 1745 in Bühl geborenen Ludwig Stolz, bis zu dessen Nachkommen, dem Pariser Zweig der Familie, der inzwischen sieben Generationen umfaßt. Dabei hat es Wolfram Stolz vortrefflich verstanden, die eigentliche Familiengeschichte mit der großen Geschichte, insbesondere den oftmals kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Österreich, Preußen und Frankreich, in Verbindung zu setzen. So wurde z. B. Ludwig Stolz mitten in den Wirren des Österreichischen Erbfolgekrieges und der bei-

den Schlesischen Kriege geboren. Sein Sohn Franz Josef Stolz erlebte als Nachfolger des Handelshauses Stolz in Gengenbach, wo sich sein Vater nach seiner Heirat mit Theresia Hösel niedergelassen hatte, die wirtschaftlichen Auswirkungen der Französischen Revolution, der Koalitionskriege, der napoleonischen Feldzüge und der Befreiungskriege. So war es denn auch die schwierige finanzielle Situation der Familie, die seinen 1803 geborenen Sohn Karl Ludwig dazu bewog, in das französische Handelshaus Martin Matagrin in Tarare als *commis voyageur* einzutreten und sich 1837 endgültig in Paris niederzulassen, wo er, verheiratet mit Adèle Joly, der Tochter eines Geschäftsfreundes aus Nancy, bis 1878 als wohlhabender Kaufmann lebte. Er, der 1843 die französische Nationalität angenommen hatte und sich fortan Charles Louis Stolz nannte, muß den Krieg von 1870/71 als besonders tragisch empfunden haben. Sein 1851 in Paris geborener Sohn Louis Fernand trat in die Fußstapfen seines Vaters und brachte es als *agent de change* an der Pariser Börse zu beträchtlichem Wohlstand, ebenso wie sein 1888 geborener Sohn Louis Marie Charles Stolz, dessen Karriere in seiner Aufnahme als *Chevalier* in die erlauchte *Légion d'Honneur* gipfelte, und dessen Kinder und Kindeskinde noch heute in Paris leben.

Diese kurze Zusammenfassung dürfte deutlich gemacht haben, daß das Buch von Wolfram Stolz über den Kreis der an der Geschichte der Familie Stolz Interessierten hinaus sich an all diejenigen

wendet, die sich eingehender mit den deutsch-französischen Beziehungen während der letzten 250 Jahre befassen wollen. Dies umso mehr, als Wolfram Stolz interessante Einblicke in das Geschäfts- und Wirtschaftsleben der damaligen Zeit vermittelt, in die Schwierigkeiten, die ein Bürger des Großherzogtums Baden z.B. hatte, wenn er die Tochter seines französischen Geschäftsfreundes zu heiraten beabsichtigte, oder in die juristischen Praktiken, die bei der Aufsetzung eines deutsch-französischen Ehekontraktes zu beachten waren.

Ergänzt wird der laufende Text durch eine Menge faksimilierter Dokumente (Porträts der jeweiligen Familienoberhäupter, Heiratsurkunden, Reisepässe, Rechnungen, Bittschriften usw.), darunter auch ein kleines Gedicht, das Charles Louis Stolz an seine Braut Adèle richtete, und in dem er, der gebürtige Gengenbacher Kaufmannssohn, neben der tadellosen Beherrschung der französischen Sprache ein nicht unerhebliches poetisches Talent bewies. Eine genaue Beschreibung der Illustrationen und Faksimiles, zahlreiche Anmerkungen, die Wolfram Stolz' gewissenhafte historische Arbeitsweise dokumentieren, vier Stammbäume der Familien Stolz, Scheffel, Gottwald und Werner, sowie ein Namensregister beschließen dieses in vielerlei Hinsicht lesenswerte Buch.

Wolfram Stolz: Von der Kinzig an die Seine. Schicksale einer Gengenbacher Kaufmannsfamilie. Edition Stolz Freiburg.

ISBN 3-923138-05-9

Der Büchertisch

Emil Baader: Land und Leute des Amtsbezirks Buchen. 1. Reprintauflage 1983 der 1. Auflage von 1928, 80 S. u. 1 Karte, Verlag Karl Volk, Buchen/Odenwald

Das Büchlein beschert ein Wiedersehen mit Emil Baader, dem unvergessenen Mann der Badischen Heimat. Dieses Heimatbuch kann man an den Beginn seiner volks- und heimatkundlichen Publikationen stellen, wie auch seine Bretzinger Schulstube der rechte Vorläufer seiner von ihm später eingerichteten Heimatstuben war. Das Büchlein, das seinerzeit für die Hand der Lehrer und Schüler bestimmt war, ist gerade heute in unserer schnelllebigen Zeit eine interessante Lektüre. Sie enthält viel für alle Zeit Gültiges und erzählt viel von dem, was ohne Baader sicher in Vergessenheit geraten wäre.

Lindelbach: Ergebnis eines Spurensicherungsprojektes, das vom Herbst 1981 bis Sommer 1982 von Jugendlichen aus Lindelbach durchgeführt wurde. 90 S., 5,— DM + 1,50 DM Porto. Bestellungen über Trau-A-Land e. V. Postfach 334, 6970 Lauda

Das Dorf Lindelbach hat eine nach Entstehung und Aufmachung ungewöhnliche Ortschronik erhalten. Ungewöhnlich ist, daß hier Jugendliche der Vergangenheit ihres Heimatortes nachgespürt haben, ein begrüßenswertes Modellprojekt des Landes Baden-Württemberg, gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung. Die pädagogische Absicht wurde erreicht: Zerstreutes wurde gesammelt, Archivarbeit wurde gelernt, Veröffentlichungen studiert, Erwachsene befragt. Daß man dadurch Jugendliche für die Beschäftigung mit der Heimatgeschichte gewinnt, ist so positiv, daß dies allein schon das Unternehmen rechtfertigt, ganz abgesehen von der entstandenen lebendigen, abseits der sonst beliebten Schemata liegenden Ortschronik.

Johannes Duft: Die Stiftsbibliothek St. Gallen. Der Barocksaal und seine Putten. 3. überarbeitete Auflage 1982, 116 S. mit 28 ganzseitigen Abb. nach Aufnahmen von Siegfried Lauterwasser sowie weitere Abb. im Text, Pappband DM 28.—, Thorbecke-Verlag, Sigmaringen

Die kunstgeschichtliche Beschreibung und Würdigung des barocken Bibliothekssaals von St. Gallen liegt jetzt in der 3. Auflage vor. Der Saal, von 1758—1768 von Peter Thumb erbaut, von den Gebrüdern Gigl stuckiert, von Joseph Wannemacher ausgemalt und von Gabriel Loser mit herrlichem Holzwerk versehen, ist ein Kunstwerk ersten Ranges, das durch seine Schönheit jährlich viele Besucher gefangennimmt. Der vorliegende Band, der 5. der Bibliotheca Sangallensis, ergänzt die Reihe wirkungsvoll und wird allen jenen hochwillkommen sein, die den berühmten Barocksaal lieben oder ihn kennenlernen wollen. Das hervorragend ausgestattete Buch mit einem wissenschaftlich fundierten Text wird viele Freunde finden.

Eckart Hammann u. Karl Werner Stein: Christian Großbayer (1718—1782). Ein hohenzollerischer Baumeister des Spätbarock. 108 S. mit vielen Zeichnungen und 62 Abb. Leinen DM 18.—, 1982, Thorbecke-Verlag, Sigmaringen

1782 starb Christian Großbayer in seiner Heimatstadt Haigerloch. Das Buch erschien zu seinem 200. Todestag und dokumentiert Leben und Werk dieses Baumeisters des Spätbarock, der hauptsächlich im Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen und im benachbarten Hohenzollern-Hechingen gewirkt hat. Eine erstaunliche Reihe von Kirchenbauten ist Großbayer zu verdanken, und er hat damit die Landschaft unübersehbar mitgeprägt. Gründliche Archivarbeit, stilistische Einordnung der Bauten in den kunstgeschichtlichen Zusammenhang und ihre Beschreibung führen zu einer beachtlichen, sehr gut ausgestatteten Monographie.

Margarete Parzeller, Hrsg. Wanderer zwischen den Zeiten. Aus dem Nachlaß von Richard Benz mit Anmerkungen und einem Nachwort von Margarete Parzeller. 79 S. u. 1 Bildtafel, 1983, 14,— DM, Thorbecke-Verl. Sigmaringen

Die Herausgeberin hat 264 Notizbücher von Richard Benz (1884—1966) ausgewertet und in folgende Abschnitte gegliedert: Allgemeine Betrachtungen — Geschichte — Kulturwille — Aufbruch und Resignation — Musik — Natur — Religion —

Persönliches, über den Zeiten. Diese Aphorismen zeigen die tiefen Gedanken und Erkenntnisse des bedeutenden Historikers, seinen analytischen Geist und die „seismographische Fähigkeit eines Denkers und Sehers für die Entwicklung der Kultur- und gesellschaftspolitischen Entwicklungen und Strömungen . . .“ (Presseinformation) Wertvoll auch das Nachwort der Herausgeberin und der ergänzende Nachtrag zum Werkverzeichnis des im Jahre 1977 erschienenen Gedenkbuches „Dem Geist ein Haus“ von M. Parzeller.

Leben am See. Heimatjahrbuch des Bodenseekreises, 1983, Bd. 1. Herausgegeben vom Bodenseekreis, Friedrichshafen

Zum 10jährigen Bestehen des 1973 geschaffenen Bodenseekreises erschien erstmals dieses Heimatjahrbuch, das künftig jährlich herauskommen soll. Damit nimmt das Landratsamt eine Aufgabe wahr, zu der es verpflichtet ist, nämlich ein lebendiges Bild dieses schönen Lebensraumes zu entwerfen, geschichtliche und kulturelle Tradition zu wahren und zu pflegen und auch die regionalen Gegenwartsprobleme aufzuzeigen. Das Jahrbuch 1 macht in der Vielfalt der Darstellungen, die sich zum bunten, interessanten Bodenseekreis-Mosaik ordnen und in der Solidität seiner Gestaltung einen erfreulichen Anfang.

Pater Morand u. Günter Besserer: Unterwegs. Verborgene Schätze im Tauber-, Jagst- und Kochertal. Selbstverlag des Klosters Schöntal, Bildungshaus der Diözese Rottenburg, 1983, 350 S. mit vielen farbigen Abb.

Hier wird ein nach Inhalt, Aufmachung und Druck hervorragender Bildband vorgelegt als Nachfolger des vergriffenen Bildbandes von P. Morand „Verborgene Schätze — Christliche Kunst aus 10 Jahrh. im Tauber-, Jagst- und Kochertal“. Erfasst wurde das Gebiet etwa im Umkreis von 70 km um Bad Mergentheim, und der Bildteil wurde durch ganz ausgezeichnete Farbbilder und über 100 schwarz-weiße Abbildungen, in der großen Mehrheit von Günter Besserer geschaffen, erweitert. Diese Aufnahmen vermitteln einen hohen Genuß. Pater Morand, der seit 10 Jahren als Kurseelsorger fast wöchentlich mit den Kurgästen Kunstfahrten unternimmt, wurde so zu einem hervorragenden Kenner dieser an Schönheiten jeder Art so reichen Landschaft. So ergänzen sich Autor und Fotograf in optimaler Weise. Pater Morand hat in seinem Vorwort den Aufbau des Buches wie folgt skizziert: „Nach einer kurzen Einstimmung

in Landschaft und Kultur im Tauber-, Jagst- und Kochertal zeigt der 1. Hauptteil die Vielfalt christlicher Kunst aus 10 Jahrhunderten. Der 2. Hauptteil stellt einzelne Kunstwerke, christliche und profane, heraus und deutet sie. Der 3. Hauptteil informiert, was sich an Kunst in Städten und Dörfern befindet. Das Ortsregister am Schluß des Buches bringt die Orte in ihre alphabetische Reihenfolge. Die angeführten Vorschläge wollen Anregung für eigenes Planen und Entdecken sein, denn auch dieser erweiterte Bildband konnte nicht alles Sehenswerte erfassen.“

Das Buch wird die vielen Freunde jener gesegneten Landschaft hoch erfreuen, viele andere aber zu einem Aufenthalt dort anregen.

Lilo Krieger-Sieber, Michael Sieber: Arthur Grimm. Erlebnisse und Betrachtungen eines Malers. 1983, 128 S. mit vielen Aufnahmen. 15,— DM. Zu beziehen durch das Bürgermeisteramt 6933 Mudau

Mudau ehrte Arthur Grimm aus Anlaß seines 100. Geburtstages durch die Herausgabe von dessen Lebenserinnerungen und veranstaltete im Sommer 1983 eine große Ausstellung des bedeutenden Malers. Zu dieser Ausstellung erschienen die Erlebnisse und Betrachtungen Grimms, die in mehrfacher Hinsicht interessant sind. Das bewegte Leben des Malers und echten Odenwälders nimmt in seinen Betrachtungen Gestalt an, sein Werden und auch die Zeitumstände. Diese Lebenserinnerungen helfen, die Kunst Grimms zu verstehen, dessen Meister Trübner war, und seine Vorlieben lagen, wie die Herausgeber anmerken, auf der Linie Leibl, Trübner, Thoma. Daraus erwuchs auch sein persönliches Dilemma, daß Grimm trotz seiner Begegnungen mit Picasso, Beckmann, Purmann u. v. a. die malerische Tradition nicht abstreifen konnte und verankert blieb in dem, was die vorhergegangene Generation geschaffen hatte. Eine mit Leben gefüllte Lektüre!

Schriften des Grimmelshausen-Archivs Renchen.

An dieser Stelle sei einmal auf die Schriften hingewiesen, welche das Grimmelshausen-Archiv herausgibt. Sie sind für alle unentbehrlich, welche sich mit Grimmelshausen befassen und mithelfen wollen, daß der Dichter des „Simplicius Simplicissimus“ nicht in Vergessenheit gerät. Wertvoll ist der Band.

Grimmelshausen-Archiv, 1. Buch, „Um Renchen und Grimmelshausen“, das 1976 zum 300. Todestag Grimmelshausens herauskam. 19 Beiträge

namhafter Autoren formen ein eindrucksvolles Bild Grimmelshausens und seiner Zeit. Auch eine Dokumentation der Grimmelshausenrunde des Landesvereins Badische Heimat findet sich in dem 322 Seiten umfassenden Band im Großformat.

Das 6. Buch, 1980, „Wie Simplicius in Paris den Orpheus spielte“, bringt im Druck den Holzschnittzyklus von Renate Riess. Die hervorragenden Schnitte sind von großer Aussagekraft.

Band 7, 1983, „Vom Dichter gewollt“ von Manfred Sestendrup beinhaltet Grimmelshausens Barock-Simplicissimus und seine 20 Textillustrationen. Sestendrup gibt eine hervorragende Einführung, deutet die Illustrationen und beantwortet die Frage, ob Grimmelshausen selbst für die Anfertigung der Textillustrationen verantwortlich zeichnet. Gerade diese gründlichen Überlegungen machen den Wert des Bändchens aus.

Badischer Weinbauverband e.V., Hrsg.: 1. Riesling, Sylvaner, Müller-Thurgau, 204 S. mit Abbildungen, Pb. 18,— DM. Rombach-Verlag Freiburg, 1983

2. Reben, Wein, Gesundheit, 104 S. Pb. 18.— DM, Rombach-Verlag Freiburg 1983

Mit diesen beiden Bänden ergänzt der Badische Weinbauverband seine bisher erschienenen Weinbücher: 1980 „Der Gutedel und seine Weine“, 1981 „Baden und seine Burgunder“, 1982 „Traminer, Gewürztraminer und Muskateller“, hinzuzufügen ist noch „Mosaik zur Weingeschichte“ von Bruno Götz, alle Bände im Rombach-Verlag Freiburg. Diese schöne Reihe muß jeden Weinliebhaber ansprechen, aber nicht nur die passionierten „Vierteleschlotzer“, sondern auch alle, die etwas über Züchtung und Anbau von Reben, den Ausbau der Weine und ihre Lagerung, also Weinbauliche und betriebswirtschaftliche Aspekte, die spezifischen Eigenschaften und Kennzeichen der Weine wissen und etwas über das Weinproben erfahren wollen. Hat man sich diesem Weinseminar unterzogen, ist man im Wissen über unsere klassischen Weinsorten um vieles reicher geworden, denn die Autoren sind anerkannte Fachleute auf ihrem Gebiet. Damit wird das pädagogische Anliegen des Herausgebers, aus dem Weintrinker einen Weinkenner zu machen, doch weitgehend erfüllt.

Wilhelm Heuss: 150 Jahre Stadt Schwetzingen. Darstellung der Stadtgeschichte von 1833—1983 in Wort und Bild, 224 S., herausgegeben vom Bürgermeisteramt Schwetzingen

Eine Stadt von der historischen Bedeutung Schwetzingens hat Grund genug, ein solches Buch zum 150. Stadtjubiläum herauszubringen. In prägnanten Kapiteln wird die Stadtgeschichte dargestellt: Aus der Vergangenheit in die Zukunft, 150 Jahre Stadt Schwetzingen, Frühgeschichte, Pfälzer Zeit, badische Geschichte, bauliche, wirtschaftliche, verkehrsmäßige Entwicklung, die Verwaltung bis hin zu Ehrenbürgern, Medaillen und Münzen, Stadtwappen und Siegel, Partnerschaften, Heimatliteratur usw. Diesen Abschnitten folgt ein großartiger Bildteil von über 70 Seiten. Allein dieses „Schwetzingen im Bild“ ist ein eindrucksvoller Gang durch die Geschichte der Stadt, die nicht nur voll Stolz auf die Vergangenheit zurückblicken kann, sondern in der lebendiges Leben pulsiert, und das nicht nur wegen Schloß, Schloßgarten und den Spargeln, wenn auch zugegeben werden muß, daß diese einen großen Teil des Ruhmes der Stadt ausmachen. Die Sommerresidenz Karl Theodors, das bedeutet die Kurpfalz, daß Schwetzingen zum Unter-Rhein-Kreis gehörte und Amtssitz mit einem Bezirksamt war, daß J. P. Hebel dort begraben ist, das wiederum ist badische. Beide geschichtlichen Komponenten machen Schwetzingen aus und sein Flair, das den Besucher gefangennimmt. Die Stadt hat sich mit diesem informierenden Buch selbst ein schönes Jubiläumsgeschenk gemacht.

Fred und Gabriele Oberhauser: Literarischer Führer durch Deutschland. Ein Insel-Reiselexikon für die BRD und Berlin. 873 S. mit zahlreichen Abbildungen, Registern und Karten. Insel Taschenbuch 527, 1983, 28,— DM

Gibt es literarisch Reisende? Ganz sicher, wohl meistens in Verbindung mit dem Erleben von Land und Leuten. Mit diesem Insel-Taschenbuch kann man reisen von Aachen bis Zweibrücken und erfährt die literarische Bedeutung der angefahrenen Orte. Hier werden Informationen geboten, die man in dieser Art und Vollständigkeit auf knappem Raum kaum anderswo findet. Das Wort vom „Baedeker der Literatur“, mit dem der Verlag wirbt, ist kaum übertrieben. Wo man sich auch aufhält, findet man Angaben, welche Schriftsteller dort geboren wurden, wer hier lebte und welche literarischen Schauplätze mit dem Ort verbunden sind. Nehmen wir als Beispiel die Stadt Lahr/Schwarzwald. Wir finden Hinweise auf die Stadtgeschichte, auf den „Lahrer Hinkenden Boten“, Geroldsecker Museum, Museum im Stadtpark u. v. m. Dann werden vorgestellt Ludwig Eichrodt, Emil Ludwig Weiß, Franz Joh. Weinrich, Philipp Jakob Siebenpfeiffer, Friedrich Geßler, Emil Baa-

der. Man erfährt, daß H. Hansjakob, H. Albrecht, E. Gött, Fr. Roth sich in Lahr aufgehalten oder dort gelebt haben. Eine ausführliche Rundreise schließt sich an, welche nicht nur die Orte der Umgebung angibt, sondern auch die dazugehörigen bedeutenden Persönlichkeiten nennt, z. B. Grimmelshausen, L. Auerbach, E. Walter u. v. a. Der Leser wird so vollauf zufriedengestellt und empfindet dieses Taschenbuch als willkommene Ergänzung und Bereicherung der üblichen Reiseliteratur.

Joachim-Felix Leonhard, Hrsg.: Bücherverbrennung. Zensur, Verbot, Vernichtung unter dem Nationalsozialismus in Heidelberg. 243 S. 45 Abb., 19,— DM, Heidelberger Verlagsanstalt 1983. (Bibliotheksschrift Nr. 7 der Universitätsbibliothek Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Stadtbücherei Heidelberg)

Diese Schrift entstand aus Anlaß der gleichnamigen Ausstellung, welche die Universitätsbibliothek

und die Stadtbücherei im Mai und Juni 1983 veranstalteten. Das Buch ist eine Dokumentation des Einbruchs der nationalsozialistischen Diktatur in den geistigen Bereich der Universität und zeigt die Formen auf, in denen dies geschah. Die Autoren befassen sich mit der NS-Bewegung in Heidelberg bis 1933, dem Verhältnis der Universität zur Diktatur, der Bücherverbrennung am 17. Mai 1933, und in mehreren Aufsätzen mit der Literatur unter der Herrschaft des 3. Reiches und der Separierung von Büchern in den Heidelberger Bibliotheken. Schließlich enthält der Band biographische Notizen der Autoren des Rhein-Neckar-Raumes, die verfeimt und deren Werke verbrannt wurden, z. B. Alfred Mombert, Friedrich Ebert, Friedrich Gundolf, Emil Julius Gumbel, Gustav Radbruch. So wird sachgerecht eine für die Universität und die Bibliotheken verhängnisvolle Zeit aufgearbeitet. Das Buch zeigt am Beispiel der Universität und Stadt Heidelberg, zu welchem tiefem Einschnitt Zensur, Verbot und Vernichtung von Literatur und freier Meinung in die gesamte deutsche Geistes-tradition geführt haben.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Pater Dr. Josef Adamek,
Kolleg, 7822 St. Blasien

Prof. Dr. Richard Bellm
7500 Karlsruhe, Eisenlohrstr. 45

Dr. Helmuth Bender
In den Weihermatten, 7800 Freiburg

Prof. Dr. G. A. Benrath
Weidmannstr. 32, 6500 Mainz

Wolfgang Duffner
Am Bildstöckle, 7734 Brigachtal

Dr. Lilli Fehrle-Burger
Werrgasse 7, 6900 Heidelberg

Prof. Dr. Karl Foldenauer
Reinhold-Schneider-Str. 104,
7500 Karlsruhe

Dr. Gottfried Gerner-Wolfhard
Pfarrhaus, 6921 Dühren

Franz Hilger
Krozinger Str. 27, 7801 Pfaffenweiler

Karl Werner Klüber
Wittembergstr., 2000 Hamburg

Dr. Häbling von Lanzenauer
Sophienstr. 30, 7570 Baden-Baden

Gaston Mayer
Friedrich-Wolff-Str. 7, 7500 Karlsruhe

Anton Merkle
Dorfstr. 24, 7802 Merzhausen

Prof. Dr. Hugo Ott, Universität Freiburg
Schnewlinstr. 5, 7802 Merzhausen

Rudolf Sachs, Notar
Bismarckstr. 7, 7505 Ettlingen

Adolf Schmid, Oberstudiendirektor
Steinhalde 74, 7800 Freiburg

Gerhard Schwinge, Bibliotheksdirektor
Schillerstr. 2, 7552 Durmersheim

Maria Schüly, Städtische Museen Freiburg Augustinerplatz — Salzstr. 32, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Ernst Wallner
Maria-Theresia-Str. 16, 7815 Kirchzarten

Johannes Werner
Nebeniusstr. 36, 7500 Karlsruhe

Karl Wörn, Schulamtsdirektor
Röntgenstr. 20, 6830 Schwetzingen

Dr. Hans Jakob Wörner, Kunsthistoriker
Im Rohrkopf 62, 7844 Neuenburg am Rhein

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe 41

Hans Leopold Zollner
Gerhart-Hauptmann-Str. 12, 7505 Ettlingen

Ermächtigung zum Einzug von Forderungen mittels Lastschriften

Sehr geehrte Damen und Herren,

hiermit ermächtige(n) ich/wir¹ Sie widerruflich, die von mir/uns¹ zu entrichtenden Zahlungen wegen

_____ (Verpflichtungsgrund)

bei Fälligkeit zu Lasten meines/unseres¹ Girokontos

Nr. _____ BLZ _____

bei _____
(Name des kontoführenden Kreditinstituts)

mittels Lastschrift einzuziehen. Wenn mein/unser¹ Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s. o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Den dem kontoführenden Geldinstitut für die Entrichtung der von mir/uns¹ zu leistenden Zahlungen erteilten Dauer-Überweisungsauftrag habe(n) ich/wir¹ widerrufen.

_____ Name, Vorname

_____ genaue Anschrift

_____ Ort, Datum

_____ Unterschrift(en)

¹ Nichtzutreffendes bitte streichen.



WAS UNSERE KUNDEN SO MACHEN.



Zum Beispiel Wein. Bei der letzten DLG-Bundesweinprämierung kamen über die Hälfte der mit dem Großen Preis ausgezeichneten deutschen Weine aus Baden-Württemberg. Was kein Wunder ist, denn einige der sonnigsten und gepflegtesten Weinanbaugebiete liegen in Baden-Württemberg. Sie liefern die Trauben für den Wein, mit dem Baden-Württemberg dann auch im nächsten Jahr nicht nur viele Preise gewinnen kann. Wir, die Baden-Württembergische Bank, arbeiten eng mit diesen Unternehmen zusammen. Wir führen Geschäftskonten. Wir finanzieren die Lagerhaltung und die Investitionen. Aber wir sind natürlich nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in ihnen arbeiten. Wenn Sie wissen wollen, was wir für Sie geschäftlich oder privat tun können, kommen Sie zu uns. Wir beraten Sie gern.



Die Baden-Württembergische Bank.

